



16. Januar 1932

## PAUL KAMPPMEYER · MASSE UND FÜHRER · HISTORISCHES ZU EINEM AKTUELLEN PROBLEM

**M**ASSENAKTIONEN von großem Ausmaß pflegen vielfach erregte Diskussionen über das Thema Masse und Führer zu entfesseln. Nach jeder großen öffentlichen Wahl lobt die liegende Partei den gelunden Sinn, das richtige Urteil der Masse, und die besiegte entrüstet sich über den "Unverstand", die Beschränktheit, die geistige und moralische Charakterlosigkeit der Masse. Der erfolgreiche Volksführer schwört auf die Wahrheit des Ausspruchs »Volkes Stimme Gottes Stimme«, der geschlagene erhebt die stärksten Zweifel gegen sie. Eins ist aber sicher: In jeder Aktion des Volks kommt die bestehende sozialgeistige und sozialmoralische Verfassung des Volks zum Ausdruck. Können die großen Volksklassen wegen der sich gegen sie kehrenden Machtverhältnisse und wegen des tiefen Niveaus der Volksbildung kein zutreffendes Urteil über eine brennende politische und soziale Frage aussprechen, so tritt dieser geistige und moralische Zustand des Volks bei der Aktion hervor, zu der es aufgerufen ist. Die Septemberwahl des Jahrs 1930 bewies, daß das deutsche Volk durch die bestehenden politischen Machtverhältnisse wohl ungehemmt stimmen konnte, daß es aber nicht genügend für seine politische Stimmabgabe geistig vorbereitet war. Der Vers vom Unverstand der Massen, den nur des Geistes Schwert durchbricht, wurde von einem deutschen Sozialdemokraten gedichtet. Das unbegrenzte Bekenntnis zu der absoluten Richtigkeit einer Massenabstimmung ist nicht auf sozialdemokratischem Boden gewachsen.

Eine Volksklasse trifft bei ihren Entscheidungen nicht immer ins Schwarze. Die Sozialdemokratie hebt das Klassenbewußtsein bestimmter proletarischer Schichten besonders hervor; denn sie weiß, daß dieses erst im allgemeinen geweckt und erzogen werden muß und sich nicht von vornherein, gleichsam mechanisch-automatisch, betätigt. Erst nach und nach wird sich das Proletariat seiner Klassenlage bewußt und greift aus dem jeweiligen Verständnis dieser Lage heraus in das ökonomische, politische und soziale Leben der Zeit ein. Die Klassenposition des Proletariats und die aus ihr zu erhebenden Forderungen sind zuerst von unterrichteten, gebildeten Nichtklassengenossen erfaßt worden. Wir brauchen hier nur auf Gracchus Babeuf, Charles Fourier,

Robert Owen, Henri Saint-Simon, Auguste Blanqui, Louis Blanc, Karl Marx, Friedrich Engels, Ferdinand Lassalle zu verweisen. Selbst der Kommunismus des Schneiders Wilhelm Weitling ist nicht von dem Sozialismus der wegweisenden französischen "Utopisten" loszulösen. Kaum eine soziale Richtung des 19. Jahrhunderts verdankt ihre grundlegenden Theorien und ihre Kampf-taktik in dem Maß dem geistigen Führertum wie der moderne Sozialismus.

Es ist ja auch bezeichnend, daß für jede irgendwie nur bemerkenswerte proletarische Aktion durchweg die proletarischen Führer verantwortlich gemacht werden. In den achtziger und neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts letzten Bürgertum und Regierung in Deutschland alle wirklichen und scheinbaren Ausschreitungen der proletarischen Masse auf das Schuldkonto der sozialdemokratischen Führer. Diese waren nach ihrer Ansicht geistig und moralisch die Anstifter der Krawalle und der Attentate unzurechnungsfähiger Menschen. Das Sozialistengesetz wollte vornehmlich den sozialdemokratischen Führer treffen: den Redakteur, den Agitator, den Organisator. In den Tagen des Sozialistengesetzes stellte sich das Bürgertum die sozialdemokratische Arbeiterschaft als mißleitet vor, als "verführt" von sozialdemokratischen "Agitatoren". Die Führer waren eben Verführer, das war so eine eingewurzelte Vorstellung der Regierungskreise und des Bürgertums, und die sozialdemokratische Bewegung war tot, wenn sich der sozialdemokratische Führer nicht mehr in Presse und Versammlung öffentlich auswirken konnte.

In der Art, wie das Bürgertum die führenden Sozialdemokraten für die Exzesse einzelner sozialdemokratischer Proletarier haftbar machte, offenbarte sich freilich eine ganz verwerfliche Demagogie. Selbst ein Treitschke sah in jedem Straßentumult die führende Hand der Sozialdemokratie, und er schrieb in seiner Schrift *Der Sozialismus und der Meuchelmord* den Satz nieder: »Wir können uns nicht mehr darüber täuschen: Die Sozialdemokratie ist zu einer Schule des Verbrechens geworden.« Der Generalluperintendent Plehwe aus Königsberg zeterte gegen das sozialdemokratische Otterngesücht: »Die Männer, welche die Waffen gegen das erhabene Greisenhaupt unseres Kaisers gerichtet haben, heißen Hödel und Nobiling. Die Männer, welche sich ihrer Seelen bemächtigten, bis daß sie von Mordabsichten voll und über-voll waren, heißen Marx und Lassalle, Bebel und Liebknecht.« Aber an den Verleumdungsfeldzügen der Treitschke, Plehwe ist psychologisch doch das eine interessant: Sie erkannten die Bedeutung des Führertums in der jungen Sozialdemokratie, und diese Erkenntnis übertrieben sie in hetzerischer Weise, um den sozialdemokratischen Führern die individuellen Schandtaten degenerierter Menschen anzuhängen, die in gar keinem oder nur ganz losem Zusammenhang mit der Sozialdemokratie gestanden hatten. Führerpersönlichkeiten haben die Geschichte des Lassalleanismus geformt. Sie stellt sich äußerlich fast als eine verwirrende Historie eines kleinlichen Sektenstreits um die Organisationsform dar. Welche "Staatsstreiche", welche persönlichen Intrigen laufen durch diese Geschichte! Der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein spaltet sich. Neben die Lassalleaner der "männlichen" treten die Lassalleaner der "weiblichen" Richtung. Ein besonderer Zweig der Lassalle-aner vegetiert in Augsburg unter der Führung Richard Franz' und Leonhard Taufchers mit einem eignen Organ, dem Proletarier, fort. Einzig gerettet wird diese junge sozialdemokratische Bewegung durch Führer wie Schweitzer, Geib, Bracke, Fritzsche, Tölcke, Hafenclever und so weiter.

Unter dem Sozialistengesetz hat das lokale, vielfach im geheimen wirkende Führertum neben der sozialdemokratischen Fraktion, die, von gewaltigen Wählermassen getragen, die sozialdemokratische Politik im wesentlichen bestimmte, eine bedeutende Rolle gespielt. An den Ausweifungen der Führer in Berlin, Hamburg, Leipzig, Frankfurt, Offenbach, Stettin läßt sich ein großes Stück der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie aufhellen. Durch eine hochstehende theoretische Literatur ist der Proletarier in Deutschland systematisch zu einem seine Klassenlage erkennenden und aus ihr handelnden Sozialdemokraten erzogen worden. Die Durchdringung der Sozialdemokratie mit marxistischen Gedanken knüpft an Eduard Bernstein, der seit 1881 das Zentralorgan der Partei, den Sozialdemokraten, redigierte, und an Karl Kautsky, der 1883 die Neue Zeit schuf, an. Um den Sieg der Frauenemanzipationsidee in der Sozialdemokratie hat August Bebel die wesentlichsten Verdienste. Die Fortschritte der sozialdemokratischen Theorie und Taktik sind eng mit den Gedanken und Aktionen der führenden sozialdemokratischen Persönlichkeiten verbunden. Und angesichts dieser Tatsache können wir uns nicht der Vorstellung anschließen, daß der Proletarier schon durch seine ganze Situation von vornherein zum revolutionären Sozialisten gestempelt wird. Die Vorstellung von der revolutionären, allein schon aus der proletarischen Lebenslage heraus geborenen Initiativkraft der Masse lehnt sich an die erste vom Hegeltum beeinflusste Form des Marxismus an.

Es sei nun keineswegs die Tatsache geleugnet, daß der Proletarier infolge seines Not- und Elendszustands das denkbar größte Interesse an einer grundtümlichen Änderung dieses Zustands hat. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß er seine Lebenssituation klar erkennt und diese in sozialistischem Geist umgestalten will. Das Sein, die ökonomisch-politische Existenz der Gesellschaft und die Position des Proletariats in ihr erzwingen nach dem Marxismus die völlige Negation der kapitalistischen Gesellschaft, gestalten die zentralisierte gesellschaftliche Produktion und treiben den Proletarier erst in die soziale Revolution und in den Sozialismus hinein, ob nun sein Bewußtsein von dem werdenden sozialistischen Sein erfüllt ist oder nicht. Nach Marx' und Engels' Schrift Die Heilige Familie handelt es sich nicht darum, was dieser oder jener Proletarier oder selbst das ganze Proletariat sich einstellt als Ziel vorstellt, sondern um das, was es ist, und was es diesem Sinn gemäß geschichtlich zu tun gezwungen wird. Die allgemeinen Lebensverhältnisse des Proletariats sind schlechthin unmenschlich, und daher ist seine Empörung gegen diese Verhältnisse von selbst gegeben. Der Sozialismus steckt nach dem Marxismus in den Dingen selbst: im ganzen Sein der bürgerlichen Gesellschaft und im Sein des Proletariats. Aus dem Sein des Proletariats folgt seine geschichtliche Aufgabe. Der Proletarier begreift unter Umständen noch nicht seine Lebenssituation. In der Heiligen Familie wird von dem französischen und dem englischen Proletariat rühmend hervorgehoben, daß bereits ein großer Teil von ihm sich seiner geschichtlichen Aufgabe bewußt geworden sei und daran ständig arbeite dieses Bewußtsein zur vollständigen Klarheit herauszubilden. Marx und Engels geben ohne weiteres die Tatsache zu, daß erhebliche Teile des Proletariats gar nicht ihre soziale Existenz richtig erkennen. Der Inhalt des proletarischen Klassenbewußtseins müßte die Einsicht in die Klassenlage, die bewußte Auflehnung gegen die Produktions- und Eigentumsverhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft sein. Aber ist dieser Vorstellungsinhalt auch im Kopf des Proletariats wirklich vorhanden?

Im Sein, in der Struktur der bürgerlichen Gesellschaft und in der Lage des Proletariats, ist also nach Marx und Engels der Sozialismus gegeben. Dieses Sein ist aber erst durch eine in die Tiefe gehende wissenschaftliche Analyse der bürgerlichen Gesellschaft und der proletarischen Situation ermittelt. Nach Marx und Engels ist der werdende Sozialismus schon in der bürgerlichen Gesellschaft zu finden, aber nicht zu erfinden. Das Finden des Sozialismus in der bürgerlichen Gesellschaft ist mit einer bedeutenden tiefgründigen wissenschaftlichen Arbeit verbunden. Die bürgerliche Gesellschaft verändert sich, und mit ihr verändern sich die Resultate ihrer wissenschaftlichen Analyse, die ihrerseits nicht unfehlbar sind. Die Sozialdemokratie hat von ihrer Begründung an den größten Wert auf die wissenschaftliche Erkenntnis der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft und ihrer Entwicklungsgesetze gelegt. Sie schuf eine populäre volkswirtschaftliche, sozialwissenschaftliche und historische Literatur. Sie verließ sich nicht auf einen Klasseninstinkt des Proletariats sondern auf ein gefestigtes Wissen von dem Wesen und Werden des Kapitalismus. Proletarisches Klassenbewußtsein bedeutet Einsicht des Proletariats in seine Lebensinteressen. Diese Einsicht wird durch die Verbreitung der sozialistischen Grundlehren über den ökonomischen und politischen Ausbeutungscharakter der Gesellschaft und des Staats der Gegenwart gefördert. Hier liegt der Ursprung eines sozialdemokratischen Führertums: die Heranbildung berufsmäßiger Schriftsteller, Redakteure, Agitatoren und Organisatoren zur Herausarbeitung und Vermittlung eines den Interessen der proletarischen Masse dienenden weltverändernden Wissens.

Wenn man die Geschichte des sozialdemokratischen Führertums nicht kennt, wenn man nicht weiß, welche Opfer an Leben und Gesundheit, an Gut und Blut die Führer für die Verbreitung der demokratisch-sozialistischen Ideen und für die politische und ökonomische Organisation der Arbeiterschaft zu bringen hatten, wird man das Verhältnis des Führers zur Masse in unserer Partei nicht ganz verstehen. Diese sozialdemokratischen Führer waren Vorläufer und nicht Nachläufer. Nur Voranschreitende können führen, und sie führten wirklich, die Ignaz Auer, Wilhelm Liebknecht, August Bebel, Georg von Vollmar, Carl Legien, Adolph von Elm, Theodor Bömelburg, Otto Hue und alle die anderen. Man verkennt die Rolle der Führer in der Bewegung, wenn man sie sich nur als Instrumente des Massenwillens vorstellt. Die neue, vertiefte Würdigung der sozialpolitischen, der kommunal-sozialistischen, der gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Bestrebungen ist an die Namen Max Quarck, Hugo Lindemann, Max Schippel, Heinrich Kaufmann geknüpft. Bebel glaubte auf dem Dresdener Parteitag 1903 gegen den Revisionismus, der in die "bewährte alte Taktik" der Partei die schöpferische Kraft eines neuen sozialistischen Aktivismus hineinzubringen suchte, nur in der Masse die Initiativkraft der sozialdemokratischen Bewegung suchen zu sollen. Er erklärte die Masse für völlig reif sich der Regierungsgewalt zweckvoll zu bedienen, wenn ihr diese Gewalt heute schon zufiele. »Was wißt ihr denn davon«, so rief er dem Parteitag zu, »was wir für Intelligenzen auf unserer Seite haben? Noch in jeder Volksbewegung haben sich zu rechter Stunde auch die rechten Männer gefunden. Und wenn es je eine Kulturbewegung gegeben, die ihre rechten Männer und auch ihre Frauen zeugte, so ist es die Sozialdemokratie.« Alle revolutionären Aktionen flossen nach Bebel aus der Masse heraus, deren bloße Diener die Führer sein mußten. Das von vornherein Richtige und Zielklare in der sozialdemokratischen Massenbewegung zweifelte Vollmar in



seiner Antwort auf Bebel in Dresden mit Recht an. Die Taktik der Sozialdemokratie war für Vollmar nicht von vornherein als "naturnotwendige" Aktionsrichtung gegeben. Vielmehr ist die sozialdemokratische Bewegung in fortwährendem Fluß begriffen. Aus der Vollmarschen Rede konnte der aufmerksame Hörer die Überzeugung gewinnen, daß die Taktik der sozialdemokratischen Massenpartei oft ein Greifen nach dem Richtigen, aber auch ein Fehlgreifen gewesen sei. Vollmar bedauerte, daß der Sozialdemokratie eine Geschichte ihrer Taktik fehle. »Es würde außerordentlich interessant sein«, so führte er aus, »daraus zu sehen, was bei uns im Lauf der Zeit alles als Verwässerung, Verbürgerlichung, Prinzipienverleugnung, Traditionsverletzung, Aufgabe des Klassenstandpunkts und so weiter verdammt worden ist, und wie regelmäßig dann bald, nachdem ein solches Verdammungsurteil ergangen war, die Sozialdemokratie den vermeintlichen Giftbecher getrunken und sich hinterher sehr gut dabei befunden hat, worauf man dann die alte Giftetikette schleunigst einem neuen Glas umgehängt hat.« Vollmar wies dann auf den Wandel der sozialdemokratischen Bewertung des Parlamentarismus, der preußischen Landtagswahlen, der gewerkschaftlichen Tarifgemeinschaften und anderer Aktionen und Institutionen hin.

In seiner Selbstbiographie Mein Leben feiert Leo Trotzki den Klasseninstinkt der proletarischen Masse, »der in kritischen Zeiten seine höchste Klarheit erreicht«. Aber er muß die betäubende Entdeckung machen, daß der Klasseninstinkt nicht immer mit elementarer Kraft wirkt. Es gibt, wie er feststellt, in der Partei und im Staat eine große Schicht von Revolutionären, die zwar in der Mehrheit der Masse entstammen, sich aber längst von ihr getrennt haben und durch ihre Stellung in Gegensatz zu der Masse getreten sind. Der Klasseninstinkt habe sich bei diesen Revolutionären verflüchtigt. Der Klasseninstinkt ist also keine bleibende Kraft, er erlischt am warmen Plätzchen an der Sonne. In der Masse selbst hat der Klasseninstinkt eine so geringe Durchschlagskraft, daß er, von einer Führerclique gebrochen, die augenfälligsten Korruptionsercheinungen nicht wegräumen kann. Nach Trotzki vollzog sich nämlich in Rußland »eine künstliche Auslese nicht der Besten sondern der Anpassungsfähigsten. Der allgemeine Kurs führte zum Ersatz selbständiger und begabter Menschen durch Mittelmäßigkeiten, die ihre Stellung nur dem Apparat zu verdanken hatten. Als vollkommenster Ausdruck einer Anpassungsmittelmäßigkeit erhob sich Stalin.« Also Trotzki widerlegt die Theorie von der Kraft und Stärke des weltumgestaltenden revolutionären Masseninstinkts, an die er angeblich glaubt. Eine Gruppe höchst mittelmäßiger Menschen schaltet diese scheinbar elementare geschichtsgestaltende Kraft einfach aus.

Die Theorie von der revolutionären Masse scheint einer nicht grade tiefgründigen Kenntnis der Revolutionsgeschichte zu entstammen. Wohl sehen wir die Masse im Bastillesturm, in der Februarrevolution eine revolutionäre Rolle spielen, aber wir haben auch geschichtliche Beispiele genug, die sie im Dienst der Konterrevolution zeigen. Not und Elend, die so hart und schwer auf der Masse liegen, sind nicht nur ein revolutionärer Faktor, sie erzeugen im sogenannten Lumpenproletariat eine sich reaktionär auswirkende Kraft. Das »Lumpenproletariat« bezeichnet Marx als die passive Verfaulung der untersten Schichten der alten Gesellschaft, und er setzt hinzu, daß es durch eine proletarische Revolution stellenweise in die Bewegung hineingeschleudert werde, daß es aber seiner ganzen Lebenslage nach bereitwilliger sein werde sich zu

reaktionären Umtrieben erkaufen zu lassen. Im Juniaufstand des Jahres 1848 stand nach Marx das »als Mobilgarde organisierte Lumpenproletariat« auf der Seite der bürgerlichen Konterrevolution. In seinem 18. Brumaire zählt Marx in Frankreich 4 Millionen offizieller Paupers (Kinder mit eingerechnet), Vagabunden, Verbrecher und Prostituierte, die vor allem die Armee des Lumpenproletariats bilden. Selbst wenn historisch der Nachweis geführt werden könnte, daß die proletarische Masse stets in größter Geschlossenheit in die Revolutionsfront eingerückt sei, wäre damit noch nichts über die revolutionäre Rolle der Masse in den geschichtlichen Bewegungen überhaupt entschieden. Gewalttame Staatsumstürze sind in der Geschichte seltene Ereignisse; sie verschwinden gegenüber den ständigen, mehr oder weniger stillen, aber nachhaltigen Umwälzungen in der Wirtschaft und Politik. Jedenfalls gehört die Vorstellung von der permanenten revolutionären Massenkraft und der ihr nur zögernd folgenden oder sie gar labotierenden Führerschaft in das Gebiet des Mythos. Die Führer haben vielmehr in den geschichtlichen Bewegungen durchweg die Avantgarde gebildet.

Die Theorie von der wegweisenden Bedeutung der proletarischen Masseninitiative ist auch von den radikalen Oppositionen innerhalb der Sozialdemokratie vertreten worden. Waren die Sprecher dieser oppositionellen Bewegungen nun durchweg Proletarier? Keineswegs. In der Bewegung der Jungen, am Ausgang des Sozialistengesetzes, marschierten an leitender Stelle vielfach bürgerliche Intellektuelle, so daß Engels, der die geheimbündlerische Kerntruppe der Jungen nicht kannte, diese Bewegung für eine »Studentenrevolte« erklärte. Die Propaganda der Generallstreikidee betrieb in Deutschland zuerst mit großer Leidenschaft Raphael Friedeberg; seinen Spuren folgten mit den Stürmen der Russischen Revolution des Jahres 1905 die Intellektuellen Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Konrad Haenisch und so weiter. Als der Revisionismus schöpferische Kritik am Vulgärmarxismus, an seiner Verelendungstheorie und an den von ihm aufgestellten Bewegungsgesetzen übte, und die Partei unter seinem Einfluß den Gewerkschaften und den Genossenschaften eine den Sozialismus aufbauende Rolle zuwies, schrieb man dieses Verhalten der Führer zu den neuen Problemen ihrem »Ruhebedürfnis« zu. Robert Michels spöttelte in seiner Schrift Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie über das sich regende Verantwortlichkeitsgefühl der Führer gegenüber den nach seiner Ansicht vorstoßenden revolutionären Massen. So etwas habe Marx nicht gewollt, das sei nicht mehr Marxismus. Das waren alles Gedanken, die nicht aus der großen proletarischen Masse herausklangen; denn diese war durchweg gewerkschaftlich organisiert und billigte die Haltung der Führer in einer Zeit beginnender Katastrophen nach 1905, in der, wie aus vielen Memoiren ersichtlich ist, Wilhelm II und sein Hauptquartier wiederholt die Chancen eines Staatsstreichs erwogen. Die Führer und die den Großteil der Sozialdemokratie bildenden Massen arbeiteten emsig an dem Ausbau wirtschaftlicher und politischer Machtorganisationen.

Wir müssen uns hüten künstliche, sich auf eine unzureichende soziale Psychologie stützende Auffassungen von den Beziehungen zwischen Führer und Masse in die Geschichte der Sozialdemokratischen Partei hineinzutragen. Bemühen wir uns objektiv forschend die Geschichte der sozialistischen Bewegung darzustellen, so springt uns sofort die Bedeutung des Führertums für die Sozialdemokratie ins Auge. Bei der wachsenden Kompliziertheit aller wirtschaft-

lichen, politischen und sozialen Fragen unserer Zeit bedarf gerade die Sozialdemokratische Partei eines aktiven fachverständigen Führertums. Wenn wir die neueste Geschichte der Parteien verfolgen, die bei fast verkümmelter parteipolitischer Demokratie mächtig in die Breite gegangen sind, so sehen wir, wie anfeuernd es gerade auf die Massen wirkt, wenn sie sich vorwärtsgeführt sehen. Die drängenden Probleme der Sozialdemokratie liegen nicht auf dem Gebiet des Organisationswesens sondern auf dem der politischen, ökonomischen und sozialen Führung. Und diese fehlt vielfach. Daher sehen wir Beharrung statt Bewegung. Die ökonomische und politische Frage des freien Deutschlands in einem freien Vereinigten Europäischen Kontinent harret der Lösung. Jede zweckvolle Aktivität nach diesem Ziel hin wird die Massen an die Seite eines wirklich voranschreitenden Führertums bringen.

## WALTHER PAHL · EUROPA ALS REICHSIDEE



IN der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie läßt sich sehr häufig ein Widerspruch zwischen Theorie und Praxis aufweisen. Unsere Sprache stimmt nicht immer mit unseren Taten überein. Man hat uns indessen bei unseren Worten genommen, die einer aus der Vorkriegszeit übernommenen Denkweise entlehnt waren, statt nach unseren Taten zu sehen. Die deutsche junge Generation konnte nur deshalb den ungeheuren Verfälschungen der nationalen Leistung der deutschen Arbeiterbewegung durch die Nationalsozialisten so leicht zum Opfer fallen, weil unsere Sprache in der sozialistischen Propaganda nicht immer aus unserer tatsächlichen Leistung in der deutschen Geschichte herauswuchs. Für denjenigen, der wirklich ohne Voreingenommenheit prüft, kann es keinen Zweifel geben, daß die deutsche Arbeiterklasse, und grade soweit sie der Sozialdemokratie angehört, sich in entscheidenden Augenblicken immer wieder für das Gesamtinteresse der Nation praktisch eingesetzt hat, daß die Soziale Idee immer wieder zugleich auch als Nationale Idee erlebt wurde. Dieser nationalen Bewährung im praktischen Handeln ging aber eine entsprechende geistige Stellung zum Nationalen Gedanken sehr selten parallel. Vielmehr vollzog sich dieser nationale Einsatz, obwohl eine "internationale Einstellung" die Köpfe beherrschte. Die Nationalsozialisten verdanken ihre Anziehungskraft nicht zuletzt ihrem Versprechen nicht einen internationalen Sozialismus wie die Sozialdemokratie sondern einen nationalen verwirklichen zu wollen. In den Augen ihrer Anhänger ist die Sozialdemokratie eine Partei, die die internationale Solidarität der Klasse über den nationalen Gedanken stellt: eine sinnleere Behauptung, wenn man die Leistungen der deutschen Sozialdemokratie unter historischen Gesichtspunkten betrachtet. Wir haben keinen Grund uns hier neu zu orientieren. Aber wir haben allen Anlaß unsere geistige Haltung dem praktischen Handeln anzupassen. Das heißt aber nicht: auf den Gedanken der internationalen Solidarität zugunsten des Gedankens der nationalen Konzentration zu verzichten. Der Gedanke der internationalen Zusammenarbeit muß vielmehr unverlierbarer Besitz der Sozialdemokratie bleiben. Die Aufgabe, die zu leisten ist, liegt darin: den Gedanken der Internationale mit der Nationalen Idee innerlich haltbar zu verknüpfen.

Wahrhafter, verantwortungsvoller Dienst an der Nation verlangt ihre Einordnung in eine Ganzheit höherer Ordnung. Derjenige dient der Nation, der ihr den Frieden mit den anderen Nationen sichert. Der Nationalist erblickt

in jedem Versuch internationaler Kooperation einen Verrat an der Nation. In Wahrheit verrät er damit die Nation an den Nationalismus. Denn er darf sich nicht täuschen: Was er sich selber zuspricht, kann er anderen nicht versagen. Die Nation, die ihr Schwergewicht nicht in sich selbst findet, sondern, negativ, in dem Kampf gegen die anderen, die Nation, die sich nicht von innen sondern von außen begreift, bringt sich selbst in Gefahr. Sie fordert die anderen Nationen zur Gegenwehr auf. Am Ende steht nicht die Sicherung der Nation, sondern ihre Zerstörung. Nur wenn die Nation in ein höheres Ganzes eingegliedert ist, kann sie ihr Leben sichern. Andererseits, der Gedanke der internationalen Kooperation bedarf dringend einer räumlichen Verdichtung. Die Grenzenlosigkeit, in der der Internationale Gedanke vielfach vertreten wurde, hat ihn um die Chancen seiner Verwirklichung gebracht. Der Internationale Gedanke muß "Boden fassen".

Die Nation bedarf der Einordnung in die Internationale, wenn das nationale Eigenwertbewußtsein mehr sein soll als eine Form der »kollektiven Eitelkeit«, wie Hendrik de Man sich ausdrückt. Auf der andern Seite aber bedarf der Internationale Gedanke der Prägung, wenn er seine Unverbindlichkeit verlieren soll. Der Widerstand des Nationalismus richtet sich ja hauptsächlich gegen einen Internationalismus, der nicht differenziert sondern sich in die bloß kosmopolitische Weite verliert. Wenn der Völkerbund etwa mißsamt seinen vielfachen Einrichtungen in Deutschland so gering geschätzt wird, so liegt die Ursache dafür wohl zunächst in der Vermutung, daß es sich hier nicht um eine wirkliche Institution des Friedens und der Gerechtigkeit handelt sondern um ein Kampfwerkzeug in den Händen der "Siegermächte". Aber auch, wenn dieses Mißtrauen die Haltung gegenüber dem Völkerbund nicht bestimmte, würde Deutschland innerlich dem Völkerbund so lange keine wahre Gefolgschaft leisten als er eine aus formaldemokratischen Grundätzen heraus geschaffene Weltorganisation darstellt, die nicht auf einer *gegliederten* Welt aufgebaut ist. Der Völkerbund ist zurzeit noch eine amorphe Internationale, die keine substantielle Ganzheit darstellt sondern eine Summierung von Teilen. Der Völkerbund wird erst dann die ihm gesetzten Aufgaben erfüllen können, wenn in ihm nicht Völker, sondern Weltreiche vertreten sind. Völker sind klein und groß, mächtig und ohnmächtig, ihre "Gleichheit" im Rahmen des Völkerbunds stabilisiert in Wahrheit die Macht der Großen. Der Völkerbund muß, wenn er wirklich eine Weltorganisation darstellen soll, eine Versammlung von wirklich Gleichen sein, eine Vertretung von Weltreichen, die einigermaßen in sich geschlossene Wirtschaftskörper darstellen, und die sich an Größe und Stärke die Wage halten. Für uns Deutsche ist eine Substanziierung des Internationalen Gedankens nur möglich, wenn er ein Europäischer Gedanke ist. Europa: das ist die Internationale, die die Nationen nicht summiert sondern integriert. Eine Integrierung des Nationalen im Internationalen Gedanken, ihre innere und unlösbare Verflechtung ist nur im Europagedanken möglich. Nur eine Verwirklichung des Internationalen Gedankens in einem autonomen Europäischen Kontinent wird dem Nationalismus die Möglichkeit nehmen sich aus der internationalen Antithese zu begründen.

In den Tagen, in denen wieder der Bismarckschen Reichsgründung gedacht wird, ist es vielleicht angebracht diese Zusammenhänge aufzuzeigen. Das Deutsche Reich als Nationalstaat ist uns heute unverlierbarer Besitz. Tage der Erinnerung wie der 18. Januar erhalten ihren Wert erst, wenn sie Tage des neuen Willens werden. Wir gedenken der Reichsgründung durch Bis-

marck, um uns bewußt zu werden, daß sie heute einer neuen Verwirklichung entgegengeführt werden muß. Sie muß heute in europäischer Weite zu neuem Leben erweckt werden. Die Reichsidee ist zutiefst eine antinationalistische Idee, ja eine internationale Idee, wenn man, wie wir es hier tun, der internationalen Zusammenarbeit die Aufgabe stellt den Nationalismus zu entzaubern, um die Nation wirklich zu sichern. Das Reich will die Glieder zu einem Ganzen fügen, ohne sie zu vergewaltigen. Es will die eigenwilligen Nationalisten, die neben einander hergehen, zur Einheit bringen. Seine Einheit ist aber ein Ganzes, das mehr ist als die Summe seiner Teile. Das Bismarckische Reich war der preußisch-deutsche Nationalstaat, der das damals übernational gebundene österreichische Deutschtum nicht umfaßte. Heute steht Österreich außerhalb eines übernationalen Verbands. Ist nun nicht, so fragen viele, die Zeit für die großdeutsche Lösung des Reichsgedankens gekommen? Aber die großdeutsche Lösung wäre heute auch nur eine Teillösung, nachdem deutsche Probleme überall zu europäischen Problemen geworden sind. Die Frage des österreichischen Deutschtums ist eine unter vielen Fragen, die sich heute für uns im kontinentaleuropäischen Gesamtgebiet stellen. Es sei nur der Frage des deutschen Volkstums in Polen und anderswo, der Frage des Korridors, der Südtiroler Frage gedacht. Sie können alle nicht isoliert gelöst werden. Jeder Versuch solcher isolierten Lösung müßte an dem Widerstand der anderen Nationalstaaten scheitern. Wenn wir schon erkennen, daß deutsche Fragen heute europäische Fragen geworden sind, dann bringt uns erst die Verwirklichung des Vereinigten Europäischen Kontinents die Erfüllung der Reichsidee. Das Reich im alten deutschen Sinn will die Teile, die es zum Ganzen fügt, nicht beherrschen sondern eingliedern. Das große historische Beispiel des auf Verantwortung und nicht auf Herrschaft gegründeten Reichs ist das mittelalterliche Heilige Römische Reich deutscher Nation. Die Reichsfrage stellt sich uns heute neu in europäischer Weite. Europa als ein Ganzes der Verantwortung, nicht der Herrschaft: das ist die Aufgabe.

Wir stellen die Frage, wie der Nationalismus, dem heute große Teile der jungen Generation Deutschlands zum Opfer gefallen sind, durch eine Substanziierung des Internationalen Gedankens überwunden werden kann. Die Antwort lautet: Wenn der Internationale Gedanke zum Europäischen Gedanken wird, und wenn der Europäische Gedanke sich im Reichsgedanken verdichtet, hat der Nationalismus den Gegner verloren, von dem er heute lebt. Wie sinnlos wird der Streit um die Frage, ob England zu Europa gehört oder nicht, wenn man die Europäische Frage als Frage des Europareichs zur Diskussion stellt. Denn dann wird sichtbar, daß dieses Reich nicht Teile anderer Reiche umfassen kann. Gewiß ist England eine Kontinentaleuropa vorgelagerte Insel, die geographisch zu Europa gehört. Die Gesetze der Geographie sind aber nicht immer Gesetze der Politik, wie die sogenannten Geopolitiker möchten, die eine wichtige Erkenntnis durch die Verabsolutierung zur autonomen Wissenschaft nur kompromittiert haben. Die Neuordnung der Welt kann nicht primär nach geographischen Gesichtspunkten erfolgen; sie muß sich nach wirtschaftlichen und politischen Gesichtspunkten vollziehen.

Grade die Ereignisse in der 2. Hälfte des Jahres 1931 haben deutlich gemacht, daß die fortchreitende Zerrüttung der Weltwirtschaft dahin führt, daß nur noch relativ autonome Großwirtschaftskomplexe sich in der kommenden Epoche des Wettbewerbs werden halten können. England hat einen ent-

scheidenden Schritt zur Empireautonomie vollzogen, indem es vom Freihandel zum Schutzzoll übergang. Der Empiregedanke schien vielen schon ganz unmöglich, nachdem die Dominions nach dem Krieg sich staatlich fast gänzlich verselbständigen konnten. Heute ist der Empiregedanke nicht nur im Mutterland sondern auch in wichtigen Dominions wie Canada und Australien zu neuem Leben erwacht. Die Sicherung des Imperiums durch Schutzzölle und die Gewährung von Vorzugszöllen innerhalb des Imperiums ist der Weg, den England heute beschreitet, um der Krise Herr zu werden. Unter dem Druck der Wirtschaftskrise unternimmt England den Versuch das Reich, das  $\frac{1}{4}$  der Erde und der Menschheit umfaßt, und das über einen ungeheuren Rohstoffreichtum verfügt, wirtschaftlich durchzuorganisieren und nach außen abzdichten. In den Vereinigten Staaten von Amerika vollzieht sich die gleiche Entwicklung zum autonomen Wirtschaftsreich. Schon gehen nur 3 % der gesamten industriellen Produktion der Vereinigten Staaten in die Ausfuhr. Aber Europa verharret immer noch in seiner räumlichen Zerklüftung. In Deutschland gewinnt der Gedanke einer vollständigen Absperrung von dem übrigen Kontinent heute an Boden, obwohl es sicher ist, daß eine autarkische Absperrung die deutsche Not nicht überwinden kann sondern steigern muß. Man verkenne doch nicht, daß eine Autarkie des British Empire oder eine Autarkie der Vereinigten Staaten von Amerika etwas grundlegend anderes bedeutet als eine nationale deutsche Autarkie. Sinn hat der Autarkiegedanke nur, wenn er sich auf einen Raum bezieht, der einigermaßen fähig ist aus sich selber zu leben. Das gilt für das Britische Weltreich, das gilt für Amerika, die wirtschaftlich für eine autarkische Lösung gut gerüstet sind. Ein blockiertes Empire ist etwas ganz anderes als ein blockiertes Deutschland. Wenn Deutschland den Weg gehen will, den heute England und die Vereinigten Staaten gehen, dann muß es mit Frankreich zusammengehen. Denn nur durch eine deutsch-französische Zusammenarbeit kann das Tor nach Europa aufgestoßen werden. Nur ein durch Vorzugszölle geeintes Kontinentaleuropa würde den anderen Wirtschaftsreichen die Wage halten können. Frankreich könnte sich zur Not infolge seiner kolonialen Beziehungen und infolge seines industriell-agrarischen Gleichgewichts auf sich selber zurückziehen. Die politische Einsicht verhindert aber noch zum Glück in Frankreich den Entschluß sich gegen "Mitteleuropa" abzuriegeln. Der Weg nach Frankreich ist für Deutschland noch nicht versperrt. Und die deutsche Politik muß diesen Weg finden, wenn sie das deutsche Schickal entscheidend wenden will.

Das Muß, das hier die wirtschaftliche Vernunft fordert, begegnet heute noch einem Mißtrauen der Herzen und einem Widerstand des politischen Willens. Die Schwierigkeiten der deutsch-französischen Verständigung erwachsen aber nur zum Teil aus den Verschiedenheiten der geistigen und wirtschaftlichen Struktur der beiden Länder, sie sind auch künstlich durch "wohlwollende" Angelfachsen gesteigert worden, denen die Aufhetzung Deutschlands gegen Frankreich, das heißt die Verwirrung Europas, als ein Mittel dient, um die eigene Machtposition zu sichern und zu stärken. Das Pathos, mit dem grade wieder in den letzten Monaten Amerikaner Frankreich an seine moralischen Pflichten zu erinnern liebten, darf uns Deutsche nicht darüber täuschen, daß man hier eine sehr durchsichtige Methode anwendet, um die eignen wirklich unmoralischen Ansprüche zu sichern. Wir dürfen uns durch diese Interventionen nicht verwirren lassen, die nur den Zweck haben das Erwachen des Europäischen Gedankens zu verhindern.

Aber auch diejenigen Deutschen, die den Zweck dieser Interventionen durchschauen, haben große Zweifel an der Möglichkeit einer deutsch-französischen Verständigung. Und auch unvoreingenommene Franzosen sehen viele immanente Hemmungen, die sich einer wirklichen Begegnung der beiden Länder entgegenstellen. Dafür ist das hervorragende Buch des jungen Pierre Viénot *Incertitudes allemandes* ein beredtes Zeugnis. Viénot hat sicher recht, wenn er sagt: »Im Augenblick ist die Mehrzahl der Deutschen zweifellos von der Heuchelei der Franzosen überzeugt, nämlich alle diejenigen, die Frankreich nicht kennen und, da sie von außen her urteilen, an die Aufrichtigkeit der französischen Ideale nicht glauben können. In ihren Augen tragen die Franzosen selbstlose Gefühle zur Schau, hinter denen sich in Wirklichkeit ihre egoistischen Zwecke verbergen: im Innern die Aufrechterhaltung einer Ordnung, die der herrschenden oder mittleren Schicht dient; nach außen hin die Weltherrschaft und die Unterjochung Deutschlands. Sie urteilen ebenso wie die Franzosen, denen das ganze deutsche Leben einzig von List und Revanchegelüsten bestimmt und danach abgekartet zu sein scheint.«<sup>1</sup> Diejenigen Franzosen, die Deutschland wirklich kennen, wie Viénot, sehen die eigentliche Ursache der Schwierigkeit einer Zusammenarbeit mit Deutschland in der Unruhe, von der Deutschland geschüttelt wird, weil es eine Kulturkrise durchmacht, die sein ganzes geistiges, wirtschaftliches und politisches Leben erfaßt. Dem spannungserfüllten und zerklüfteten Deutschland steht ein Frankreich gegenüber, das zwar nicht, wie Friedrich Sieburg in seiner antithetischen Darstellung<sup>2</sup> will, wie ein unbeweglicher Block in der krisenerfüllten Welt dasteht, aber doch längst nicht so von Unruhe erfaßt ist wie Deutschland.

Beweisen solche Feststellungen die Unmöglichkeit einer innern deutsch-französischen Verständigung? Nein. Sie lassen nur verstehen, warum man bisher so oft an einander vorbeigeredet hat. »Jeder befragt den andern, jeder glaubt dabei von dem andern zu sprechen und spricht im Grunde trotz der gemeinsamen Sorge doch nur von sich selbst.« So Viénot. Und die Worte, die er zum Schluß an seine Landsleute richtet, wenden sich auch an uns: »Wir können auf internationaler Basis die im Entstehen begriffene Welt zu gestalten versuchen. Wenn wir aber diesem Weg folgen wollen, so müssen wir über uns selbst hinausgehen und begreifen, daß wir nicht von den anderen eine (von vornherein abgelehnte) Bekehrung zu unserer gegenwärtigen Denk- und Lebensweise fordern dürfen. Wir müssen erkennen, daß ein Bemühen in dieser Richtung nicht nur auf eine juristische Formulierung gehen darf sondern vor allem Phantasie und Schöpfergeist verlangt und sich auf alle Gebiete des kollektiven Lebens erstrecken muß ... Mit anderen Worten: Es heißt wagen.«

Die Europabewegung muß in beiden Ländern von einem konstruktiven Reichsgedanken getragen sein. Wir mißtrauen den juristischen und spitzfindigen Deklamationen. Der Vereinigte Europäische Kontinent (der auch das nicht-britische Afrika umfaßt<sup>3</sup>) als Reich, ein Europa, das das friedliche Nebeneinander von Deutschland und Frankreich nicht nur durch juristische Verträge garantiert, sondern ein Europa, in dem beide Länder über sich selbst hinausgegangen, der Kontinent als Reichsidee, das heißt eine Europabewegung, die

1) Siehe Viénot *Ungewisses Deutschland* /Frankfurt 1931/ Seite 102; die folgenden Zitate Seite 20 und 133.

2) Siehe Sieburg *Gott in Frankreich?* /Frankfurt 1930/; siehe dazu die Rundschau *Anthropogeographie*, in den Sozialistischen Monatsheften 1930 III Seite 923.

3) Siehe *Sörgel* Europa-Afrika: ein Weltteil, in den Sozialistischen Monatsheften 1931 II Seite 983.

nicht bloß von der Angst vor dem andern getragen ist sondern vom gemeinsamen Willen. Der Kontinent als Reich, das heißt schließlich ein Europa, das nicht auf Herrschaft der einen Nation über die andere gegründet ist, sondern auf Verantwortung für ein Ganzes, von dem man selber nur einen Teil darstellt. Wir wollen Europa, weil wir die Nation wollen. Weil wir nicht Herrschaft sondern Verantwortung wollen. Hier liegt die historische Aufgabe unserer jungen sozialistischen Generation. Die Konkretisierung des Internationalismus in der Europaidee sichert allen Völkern des Kontinents, sichert also dem deutschen Volk die nationale Zukunft, deren Produktivkräfte das gesamteuropäische Reich gestalten.

## MAX COHEN · REPARATIONS-LÖSUNG UND DEUTSCHE POLITIK



ETWA 2½ Jahre nach den Konferenzen in Paris und im Haag, die im Sommer 1929 die Reparationen als Youngplan neu ordneten, treffen sich die Vertreter der beteiligten europäischen Regierungen in Lausanne, um wiederum die Reparationen neu zu regeln. Wird diese Januarkonferenz es verstehen den Youngplan, der damals hier als eine angestrebte, gegen Europa gerichtete Regelung der Reparationen bezeichnet wurde, so umzugestalten, daß die Neuordnung als ein ernsthafter und wirklicher Schritt zur Lösung der europäischen Krise bezeichnet werden kann? Werden sich endlich die beiden Länder, auf die es ankommt: Deutschland und Frankreich, zu gemeinsamem Handeln zusammenfinden, um ihre gemeinsamen Interessen in dieser Frage durchzusetzen? An sich lagen die Dinge seinerzeit in Paris und im Haag einfacher, weil die bis dahin provisorische Regelung durch den Dawesplan in die endgültige des Youngplans umgewandelt werden sollte. Bei vernünftiger politischer Vorbereitung wäre es damals möglich gewesen den eigentlichen Sinn der Reparationen wiederherzustellen und die Zahlungen Deutschlands auf die Beträge zu beschränken, die zur Wiederherstellung der im Krieg verwüsteten Gebiete erforderlich waren. Das konnte natürlich nur durch eine Verständigung mit Frankreich unter Garantierung der ihm und Belgien zuteilenden Wiedergutmachung geschehen. Zu diesem Vorstoß gegen amerikanische Forderungen hat sich die deutsche Politik damals nicht aufgerafft, und wir sehen nun heute, wohin uns die an die Vereinigten Staaten zu zahlenden Tribute gebracht haben. Allerdings kommt uns jetzt die allgemeine wirtschaftliche und politische Verwirrung insofern zugute, als ihre Entwirrung ohne durchgreifende internationale Maßnahmen nicht möglich sein wird. Immerhin sollte der vom Kongreß der Vereinigten Staaten im letzten Monat des Jahres 1931 gefaßte Beschluß: keinen Cent Schuldennachlaß zu gewähren, Deutschland zeigen, daß eine befriedigende Lösung der Reparationsfrage nur gegen Amerika zu erreichen ist.

Dieser Kongreßbeschluß offenbart aufs deutlichste den Sinn des in Deutschland mit so viel Enthusiasmus begrüßten Hoovervorschlages im letzten Sommer Deutschland ein Feierjahr zu gewähren. Jener Aufschub erfolgte lediglich, um spätere Zahlungen an Amerika sicherzustellen, von einer Streichung der Schuld ist, wenn es nach dem Willen Amerikas geht, gar keine Rede. Aber grade darauf, auf den vollkommenen Verzicht Amerikas, muß es uns an-



kommen, denn ohne die Streichung der an die Vereinigten Staaten abzuführenden sogenannten interalliierten Schulden wird Deutschland nicht endgültig entlastet. Wenn Deutschland sich weigert für die Folge auch nur 1 Mark anderer Zahlungen als zur Wiedergutmachung der Kriegsverwüstung zu leisten, so hat es alles moralische und sachliche Recht auf seiner Seite. Als Deutschland 1918 die Waffen streckte, wurde unter den Alliierten selbst für den Friedensvertrag der Grundatz aufgestellt, daß Kriegssentfchädigungen alter Art, wie etwa 1871, nicht gezahlt werden, sondern daß die Unterlegenen nur die Verpflichtung zur Wiederherstellung des Zerstörten übernehmen sollten. Dieser Auffassung entsprach auch die am 5. November 1918 von dem amerikanischen Staatssekretär Robert Lansing an die deutsche Regierung gerichtete Note, daß Deutschland »für alle, durch seine Angriffe zu Wasser, zu Land und in der Luft der Zivilbevölkerung der Alliierten und ihrem Eigentum zugefügten Schäden Ersatz leisten« solle. Auf Grund dieses historischen Dokuments hätten weder England noch die Vereinigten Staaten irgendwelche in Betracht kommenden Forderungen erheben können: denn die ihren Bevölkerungen zugefügten Schäden zu Wasser und aus der Luft waren geringfügig, und Großbritannien hatte sich den Ersatz für seine Schäden von vornherein durch die Wegnahme der deutschen Schiffe, des größten Teils der deutschen Kolonien und durch die gewinnbringende Liquidation zahlreicher deutscher Handelsniederlassungen und sonstiger Kapitalanlagen überreichlich zu verschaffen gewußt. Wenn es trotzdem dazu gekommen ist, daß jener neue Grundatz im Friedensvertrag wieder durchbrochen wurde, so liegt das in der Hauptsache an dem Verhalten Englands, dessen Vertreter, der australische Premierminister William Morris Hughes, John Andrew Hamilton Lord Sumner und Rolf Lord Cunliffe in Paris den vollständigen Ersatz der Kriegskosten als Recht des Siegers forderten<sup>1</sup>. Die Erfüllung dieser phantastischen Forderung (Lloyd George veranschlagte die englischen Kosten in einer Rede in Bristol am 11. November 1918 auf 8 Milliarden Pfund Sterling) war natürlich nicht möglich. Immerhin ist auf diese Weise, gegen den Willen Frankreichs, die Ersetzung der Pensionen in die von Deutschland zu leistenden Zahlungen mitaufgenommen worden. Gegen die Zahlung der interalliierten Schulden an Amerika hat sich Frankreich Jahre hindurch beharrlich geäußert, und erst, als es von den Vereinigten Staaten 1925-1926, während seiner Währungsschwierigkeiten, in die Zange genommen wurde, gab es nach und ratifizierte das Mellon-Bérenger-Abkommen. Diese, ebenso die abgeänderte endgültige Ratifizierung, die nach der Unterzeichnung des Youngplans erfolgte, geschah aber unter den stärksten moralischen Vorbehalten. Die Vereinigten Staaten hatten in den ersten Jahren nach Beendigung des Kriegs selber wohl kaum mit der Möglichkeit gerechnet diese Kriegsschulden eintreiben zu können. Erst als Deutschland und Frankreich, statt zu einer Verständigung zu kommen, in einen immer größern Gegenatz gerieten, war eine Situation geschaffen, die es den Amerikanern erlaubte die Bezahlung der Kriegsschulden zu verlangen. Die deutschen Finanziere, die während der Francbaiffe auf ein weiteres Fallen der französischen Währung spekulierten und dadurch den von den Vereinigten Staaten ausgehenden Ratifizierungsdruck erleichterten, mögen heute darüber nachdenken, wie politisch klug (von ihren finanziellen Verlusten abgesehen) sie damals handelten.

1) Siehe dazu *Bergmann Der Weg der Reparationen* (Frankfurt 1926/).

Natürlich kann eine Weigerung Deutschlands über die Wiedergutmachung für Kriegsverwüstung hinaus noch etwas zu zahlen nur dann Erfolg haben, wenn die deutsche Politik das in Paris und im Haag im Jahr 1929 Versäumte heute nachholt und sich in dieser Sache entschlossen an die Seite Frankreichs stellt. Die bisherigen Reparationszahlungen hätten sicherlich genügt alle Kriegschäden wiedergutzumachen, wenn sie lediglich zu diesem Zweck verwendet worden wären. Das war nun leider nicht der Fall, sondern diese Gelder flossen zum Teil in Länder, denen sie nach dem Wiedergutmachungsgrundsatz nicht zukommen. Wie viel jetzt noch an der Wiedergutmachung fehlt, das wird die Abrechnung zwischen der deutschen und der französischen Regierung leicht ergeben; es ist nicht nötig, daß alle möglichen unverantwortlichen Personen ihre Weisheit darüber zum besten geben, die Beantwortung dieser Frage ist Sache der Regierungen, sie allein sind in der Lage die nötigen wahrheitsgemäßen Feststellungen zu machen, und man wird in Frankreich sich mit Deutschland leicht einigen, wenn Deutschland zeigt, daß es in der Reparationsfrage die gemeinsamen Interessen begriffen hat. Man weiß in Frankreich, daß Deutschland gar überhaupt nicht zahlen kann, wohl in Sachlieferungen, doch nur, wenn Frankreich deren Herstellung finanziert<sup>2</sup>. Alle diese Einzelheiten dürften kaum Schwierigkeiten bereiten, wenn die deutsche Politik im Entscheidenden die richtige politische Richtung einschlägt und dadurch zeigt, daß sie nicht mehr im angelfächlichen Kielwasser schwimmt, sondern mit Frankreich, mit dem Deutschland zahlreiche wirtschaftliche, kulturelle und politische Interessen verbinden, zusammenzuarbeiten gedenkt.



UN kommt alles darauf an, daß dieser Entschluß gefaßt und durchgeführt wird, er allein kann dem deutschen Volk eine bessere Zukunft eröffnen, er allein wird den Ausweg weisen, der uns langsam zu neuem Aufstieg führt. Wenn man die Meinung äußern hört, er sei bereits versperrt, so kommt das wohl mehr aus den Erregungen der Tagespolitik, die durch Parteienrivalitäten hervorgerufen werden, als aus der nüchternen Betrachtung der Tatsachen.

Die Erklärung des Reichskanzlers und Reichsaußenministers Heinrich Brüning, die am 10. Januar die Öffentlichkeit aller Länder so sehr aufregte (und die nach dem Pariser Oeuvre ein Kanonenschuß war, der »eigentlich in England abgefeuert worden« ist), besagt substantiell nichts anderes, als daß Deutschland einfach außerstande ist den Youngplan durchzuführen, da es Gelder in einer absehbaren Zeit überhaupt nicht hergeben kann. Daß sie ultimativen Charakter gehabt hätte, wie es nach der ersten, von dritter Seite lancierten Meldung schien, wurde alsbald, und mit Recht, durchaus abgetritten. Es handelt sich um nichts mehr und nichts weniger als um eine Feststellung, und diese wird man auf der Reparationskonferenz in Lausanne zur Kenntnis nehmen. Wie aber kann Deutschland der Youngzahlungen wirklich enthoben werden, da der Kongreß der Vereinigten Staaten doch auf der Schuldzahlung besteht, und diese wiederum mit den deutschen Zahlungen zusammenhängt? Es wird sich also auch in Lausanne klar ergeben, daß die endgültige Regelung der deutschen Reparationszahlungen im Sinn einer Befreiung Deutschlands die längst fällige und überfällige Streichung der amerikanischen Forderungen (die niemals berechtigt waren) in sich schließt.

2) Zu dem Vorschlag die Wiedergutmachung durch Sachlieferungen auszuführen siehe *Mierendorff Die Lehre der Helfenwahl: Aktive Außenpolitik, in den Sozialistischen Monatsheften 1931 II Seite 1156.*

Diefer unlösliche Zusammenhang und seine politische Konsequenz: die Bildung einer kontinentaleuropäischen Schuldnerfront gegen den Gläubiger Amerika, ist hier jahraus jahrein aufgezeigt worden<sup>3</sup>. Aber in den angelächelnd hypnotisierten politischen Kreisen Deutschlands hat man davon bis jetzt niemals etwas hören wollen. Nunmehr indessen scheint diese Erkenntnis durchzubrechen. Als Symptom dafür darf man die Tatsache werten, daß der Vorwärts am 29. Dezember 1931 in einem klaren und sachlichen Artikel, über den er »Europa, wehr dich!« letzte, zu folgendem Schluß gelangte: »Europa soll sich *allein* helfen? Nun ja, wie wäre es, wenn die Mächte der Alten Welt diesen guten und billigen Rat befolgen würden, allerdings in einer Form, an die man bisher in Washington nicht gedacht hat: Wie wäre es, wenn die europäischen Schuldner der Vereinigten Staaten ihrem gemeinsamen Gläubiger erklären würden, daß sie jetzt von sich aus Schluß mit einer Verschuldung machen, die alle Welt immer tiefer in das Krisenelend verstrickt? Das wäre nicht nur das wirkliche Ende der Reparationen sondern überhaupt ein Segen für die Menschheit, auch um den Preis eines Verstoßes gegen die heiligen Grundsätze des Kapitalismus.« Der Vorsitzende der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, Rudolf Breitscheid, schrieb gleich darauf für die Provinzpartei- presse einen abschwächenden Artikel. Er braucht aber wirklich keine Angst zu haben, daß Deutschland auf diese Weise auch den Teil seiner amerikanischen Gläubiger prellen würde, die ihm bares Geld geliehen oder Waren gegen Kredit gegeben haben. Diese Gläubiger brauchen nur ein wenig Geduld zu haben, sie werden dann schon zu ihrem Geld kommen. Wenn Breitscheid die Möglichkeit des vom Vorwärts erörterten Vorgehens an die Notwendigkeit französischer Abrüstung knüpft, so ist er wiederum weit davon entfernt die außenpolitischen Zusammenhänge zu erfassen. Man sollte zu allerletzt in Deutschland Zahlungserleichterungen mit politischen Konzessionen verquicken; hat man sich doch grade gegen solche (angeblichen) Versuche Frankreichs im verfloffenen Jahr mit allen Kräften der Entrüstung gewehrt. Leider hat auch der sonst so bewährte Vorsitzende der Freien Gewerkschaften, Theodor Leipart, in einem Artikel des Vorwärts vom 31. Dezember 1931, über den er »Aufklärung tut not« schrieb, die Reparationsituation vollständig verkannt. Wenn er meint, die deutsche Arbeiterbewegung habe »seit 11 Jahren die Annullierung der Reparationen und der interalliierten Kriegsschulden gefordert« und sie müsse »heute erklären, daß die Reparationen zuerst fallen müssen«, damit die Vereinigten Staaten veranlaßt würden »ihren hartherzigen Widerstand gegen die Streichung der interalliierten Schulden aufzugeben«, so zeigt er durch diese verkehrte Reihenfolge, daß ihm das Wesen der amerikanischen Politik nicht entfernt aufgegangen ist<sup>4</sup>. Auch muß man endlich aufhören von »Reparationen« schlechthin und undifferenziert zu sprechen. Es muß vielmehr darauf aufmerksam gemacht werden, daß der letzte Kongreß der Sozialistischen Internationale (und zu ihr gehört ja auch die deutsche Sozialdemokratie) wiederum ausdrücklich und einmütig die Wiedergutmachungspflicht Deutschlands anerkannt hat<sup>5</sup>.

3) Siehe zum Beispiel *Quessel* Amerika als Käufer der deutschen Reparationsschuld, *Kleffe* Kontinentaleuropäische Schuldnerfront gegen Amerika, *Cohen* Für deutsche Europapolitik, *Schwarz* Ein Weg zur Befreiung Deutschlands und Europas, *Maas* Revision?, in den Sozialistischen Monatsheften 1928 I Seite 291, 1929 II Seite 975, 1930 II Seite 638, 1930 III Seite 984, 1931 I Seite 12.

4) Über diese siehe zum Beispiel *Untermann* Die amerikanische Beutepolitik und Der amerikanische Imperialismus nach Beendigung des Weltkriegs, in den Sozialistischen Monatsheften 1929 II Seite 1103, 1931 II Seite 1186.

5) Siehe auch *Vanderelde* Reparationen, Kriegsschulden, Abrüstung, im Vorwärts vom 22. Juli 1931.

Die sogenannte Nationale Opposition geht bei ihrer Bekämpfung der Tribute um den entscheidenden Punkt herum. Sie tobt gegen Frankreich, obwohl nach den Bestimmungen des Youngplans im 1. Zahlungsabschnitt von den Gesamtzahlungen in Höhe von 76,9 Milliarden Mark nicht weniger als 50,7 Milliarden nach Amerika gehen, während alle übrigen Reparationsgläubiger zusammen nur 26,2 Milliarden erhalten sollten; von den Zahlungen des 2. Abschnitts wäre die ganze Reparationssumme in Höhe von 33,8 Milliarden nach den Vereinigten Staaten geflossen, andere hätten überhaupt nichts erhalten<sup>6</sup>. Zu diesen Summen aber wären noch (abgesehen von 1,5 Milliarden zur Tilgung der Dawesanleihe) als Sonderzahlungen (in der Hauptfache als Besatzungskosten) weitere 3,2 Milliarden nach Amerika geflossen. Es ist vielleicht nützlich bei dieser Gelegenheit daran zu erinnern (es gibt glücklicherweise immer noch Deutsche, die sich gern von Irrtümern losmachen), daß Frankreich für sich nie mehr als die Wiedergutmachung der Zerstörung verlangt hat, und daß die oben genannten ungeheuren Milliardenzahlungen lediglich auf die rückichtslose Eintreibung der Kriegsschulden durch Amerika zurückzuführen sind. Es war kein anderer als der amerikanische Reparationsagent Parker Gilbert, heute Teilhaber des Bankhauses Morgan, der seine Landsleute zu ihren Forderungen ermutigt hat. Nach der von ihm gegebenen Darstellung war die Lebenshaltung Deutschlands auf europäischer Höhe, seine Zahlungsbilanz im Gleichgewicht, die Reichsmark eine der festesten Währungen der Welt, der Goldbestand der Reichsbank so hoch, daß der Übergang zur Goldwährung möglich sei, und der deutsche Haushalt war nur deswegen nicht in Ordnung, weil die Verwaltung zu verschwenderisch arbeitete. Den Gründen für die ausgeglichene Zahlungsbilanz ist Parker Gilbert nicht nachgegangen, sonst hätte er finden müssen, daß sie auf dem nicht sehr seltenen Grund allzu weitherzig aufgenommener (zum Teil auch noch kurzfristiger) Kredite beruhte. Wenn daher der Reparationsagent zu dem Resultat kam, daß Deutschlands normale Leistungsfähigkeit zur Zahlung von Reparationen auf jährlich 2½ Milliarden festgesetzt werden könne, so kann diese Haltung nur dadurch erklärt werden, daß Amerika die politische Lage zur Eintreibung seiner Forderungen auszunutzen gedachte. Der bereits erwähnte Kongreßbeschluß unterstreicht diese Tatsache ebenfalls. Vielleicht denkt man in der deutschen Öffentlichkeit, wenn man Frankreich für alle Sünden verantwortlich macht, gelegentlich einmal auch an diese Vorgänge.



VIELLEICHT denkt man dann aber auch weiter noch daran, daß für die Deutschland bedrückende Gestalt der Ostfragen mit dem schwer erträglichen Polnischen Korridor das von der Nationalen Opposition stets angehimmelte Amerika die Hauptschuld trägt. Es war der amerikanische Präsident Woodrow Wilson, der, um Polen den ihm notwendigen freien Weg zum Meer zu geben, diesen Korridor schuf, während Polen selbst zuerst an eine Verbindung mit Litauen gedacht hatte, um die See östlich von (nicht mitten durch) Deutschland zu erreichen. Heute ist der Korridor leider eine um so feldere Tatfache geworden<sup>7</sup>, als England, das sich in seinem Brückenkopf Danzig sehr wohl fühlt, ebenfalls nicht daran denkt auf ihn zu verzichten.

6) Eine übersichtlich aufhellende Darstellung des gesamten Reparationskomplexes gab neuerdings Schwarzchild in seinem Artikel Prozeßakten, im Tagebuch vom 9. Januar 1932.

7) Siehe Maas Die internationale Diskussion über den Polnischen Korridor, in der Sozialistischen Monatsheften 1931 II Seite 960.

In dem Umschau- und Ausschauartikel der Kölnischen Zeitung vom 21. September 1930 ist auf die Wandlung der deutschen Auffassung hingewiesen und gesagt worden, »daß im November 1918 der Haß der Deutschen sich weit mehr gegen England als den Vater der Einkreisung und den zähen Verfechter des knock out richtete als gegen Frankreich«. Das ist sehr wahr. Und wenn es auch nicht nötig ist, daß Deutschland zu einem Haß gegen irgendeine Nation zurückkehrt: es muß, das ist eine Frage von Leben und Sterben für das deutsche Volk, endlich erkennen, wo seine wahren Interessen liegen. Da einzelne Tatfachen der Art, wie hier einige wiedergegeben wurden, diese Erkenntnis zu fördern vermögen, sei noch an die Haltung erinnert, die der Generalissimus der alliierten Heere, der französische Marschall Ferdinand Foch, eingenommen hat, als von angelsächsischer Seite empfohlen wurde das deutsche Waffenstillstandsangebot nicht anzunehmen sondern nach Berlin zu marschieren. Obwohl der amerikanische General Henry Allan dafür war den Waffenstillstand in Berlin zu diktieren, und der Vertrauensmann Wilsons, der Oberst Edward Mandell House, die Fortsetzung des Kriegs forderte, die Hunderttausenden das Leben genommen hätte, lehnte Foch diese Vorschläge ab: niemand habe das Recht noch einen Tropfen Blut mehr zu vergießen. Der amerikanische General John Pershing bestätigt in seinen Kriegserinnerungen diesen Tatbestand und sagt ganz offen, er habe es für einen großen Fehler gehalten, daß der deutschen Armee nicht die Kapitulation auferlegt, sondern ein ehrenhafter Abzug unter Waffen gestattet worden sei. Alle diese Tatfachen sind längst vergessen, wenn sie überhaupt jemals der deutschen Öffentlichkeit ordentlich bekanntgegeben wurden. Und doch wären das Feststellungen, die dem deutschen Volk zu richtiger nationaler Orientierung verhelfen.

Die deutsche Politik hat ihr wirkliches nationales Interesse eigentlich schon seit der Zeit verkannt, da, nach dem Sturz Bismarcks, die Fäden nach Rußland immer dünner wurden. Und es war eine gradezu gigantische Leistung im Negativen, gegen das eigne Volk, daß die deutsche Außenpolitik es fertig brachte die Gegensätze der fast unverfönlischen Gegner: Rußland und Großbritannien, für eine Zeitlang in dem Sinn auszugleichen, daß diese beiden Länder sich zum Kampf gegen Deutschland zusammenfanden. Daß die deutsche Kriegspolitik von der selben Farbenblindheit war, daß sie es nie verstand den vorhandenen Ausweg nach Rußland zu finden, ist hier während des Kriegs eindringlich dargestellt worden. Die deutsche Nachkriegspolitik hat die falschen Wege bis jetzt in der Hauptsache praktisch fortgesetzt und Versuche zu einer Verständigung mit Frankreich zu gelangen nur unter Berücksichtigung englischer Wünsche unternommen. Jede scheinbare Freundschaft Englands ist als Großtat gepriesen worden, und nur wenige in Deutschland haben es, trotz mehr als 12jähriger politischer Erfahrung, begriffen, daß England uns zwar öfters zu unterstützen schien, daß es aber diese Haltung stets auf Kosten Deutschlands aufgab, sobald ihm Frankreich die entsprechenden Vorteile gewährte. Wirklich Ernsthaftes, das uns helfen könnte, ist nie von den beiden angelsächsischen Völkern geschehen; ihre Interessen liegen eben auch ganz woanders als in Europa, wenn sie auch bereit sind gegen sehr hohe Zinsen Gelder dorthin zu verleihen und wohl oder übel einige Zugeständnisse machen müssen, um ihr Geld nicht zu verlieren. Keins der beiden Länder hat eben mit Deutschland die europäisch-kontinentale Schicksalsverbundenheit wie Frankreich.

**D**IE Leitung der deutschen Politik hat im letzten Jahr oft betont, daß sie sich mit Frankreich ehrlich verständigen wolle. Ist dem so, dann müssen auch die durch die Lage gebotenen politischen Konsequenzen gezogen werden. Einige von ihnen sind hier in den letzten Monaten angegeben worden<sup>8)</sup>; sie gelten selbstverständlich auch heute noch, und sie liegen durchaus im wohlverstandenen Interesse, wie des ganzen Kontinents, so vor allem Deutschlands.

Auch unsere Anglomanen werden doch einmal begreifen müssen, daß das England, dem sie in ewiger Ehrerbietung nachlaufen, ohne jemals von ihm erhört zu werden, inzwischen ein ganz anderes England geworden ist. Man muß schließlich einmal davon auch in Deutschland Notiz nehmen, daß die Idee des British Empire und seine Zusammenfassung durch Präferenzverträge, wie es Joseph Chamberlain bereits um die Jahrhundertwende anstrebte, in vollem Zug ist und von den regierenden englischen Politikern und Bevölkerungsschichten als *die* Aufgabe erkannt wird. Damit entfernt sich Großbritannien in seinen dauernden und tiefsten Interessen aber immer mehr von Europa (wenn es auch nach wie vor gern die Balance-of-power-Doktrin für den Kontinent beibehalten sähe: niemand gibt eine Machtstellung, die er ohne Mühe behaupten kann, freiwillig auf). Diese Auffassung des British Empire kommt klar in einem Brief zum Ausdruck, den der kluge und einflußreiche frühere englische Kolonialminister Leopold Stennet Amery an die Vossische Zeitung richtete. In seiner Neujaahrsnummer teilte dieses Blatt mit, Amery halte es für notwendig, »daß mit der Zeit große, nicht durch Zollschranken zerriffene Wirtschaftseinheiten geschaffen werden«. Eine Vorstufe zu dieser Entwicklung ist nach Amery die »Bildung eines Systems gegenseitiger Vorzugszollsysteme unter den einzelnen Staaten Europas mit Ausnahme Englands, das seinerseits wiederum sich zu einer Zolleinheit mit den *Empirestaaten* zusammenschließen soll«. Aus dieser Tatsache, daß England sowohl wie die Vereinigten Staaten von Amerika große, nicht an Europa gebundene Imperien sind, müssen wir endlich den Schluß ziehen, daß der Europäische Kontinent eine ähnliche Entwicklung zu nehmen hat. In dem vortrefflichen Artikel des Bonner Professors Fritz Kern, den die Vossische Zeitung am 29. Dezember 1931 veröffentlichte, werden diese Gedanken, den Lesern der Sozialistischen Monatshefte längst vertraut, ebenfalls vertreten.

Mag eine entschlossene Umkehr der deutschen Politik zu Frankreich auch die Briten zuerst verstimmen und die Amerikaner gewiß nicht erfreuen: beide werden sich den vollzogenen Tatsachen fügen, und von dem Augenblick an wird neuer deutscher Aufstieg gewiß sein. England gibt, wenn es sich einer engen deutsch-französischen Zusammenarbeit anbequemen muß, keine Lebensnotwendigkeit preis sondern nur die liebe alte Gewohnheit der Schiedsrichter Europas zu sein. Es wird sich mit dem gefundenen Tatsachenlinn, der die englische Politik stets ausgezeichnet, und der nie auf Prestige, immer nur auf die Substanz Wert gelegt hat, in die neue Situation fügen und bald einsehen, daß in ihr keine grundsätzlichen antibritische Haltung verborgen liegt. Deutschland vertritt, wenn es die notwendigen Entschlüsse faßt, seine eignen Interessen und bringt, gemeinsam mit Frankreich, Europa zu neuer Blüte. Aus solcher deutschen Haltung kann dann ein neues und glückliches Jahr 1932 erstehen.

8) Siehe Cohen Augenblickslösung oder Dauerlösung?, in den Sozialistischen Monatsheften 1931 II Seite 1066

## CARL MIERENDORFF · DER WEG ZUR ABRÜSTUNG



M 2. Februar soll in Genf die Allgemeine Abrüstungskonferenz ihre Arbeiten aufnehmen. Sie trifft die deutsche Öffentlichkeit ziemlich unvorbereitet. Die Probleme der Rüstung und Abrüstung haben das deutsche Volk so gut wie gar nicht beschäftigt. War anderes wichtiger? Die schwere wirtschaftliche Not, der Kampf um die Existenz haben so brennende Sorgen geschaffen, daß die Menschen gewiß davon völlig erfüllt sein können. Dennoch ist dieser Mangel an Interesse, um nicht zu sagen: die Gleichgültigkeit, gegenüber dem Abrüstungsproblem bedauerlich und gefährlich. Die Abrüstungsfrage ist zum politischen Zentralproblem geworden, zum Angelpunkt der politischen Entwicklung unserer Tage. Gelingt es den Grundstein zu einer allgemeinen materiellen wie psychischen Abrüstung zu legen, so besteht die Hoffnung, daß endlich doch einmal zwischen den Völkern Friede werde. Ohne so geartete Verständigung in der Abrüstungsfrage gibt es aber auch keine Aussicht auf Linderung der wirtschaftlichen Not; denn es ist keine gemeinsame Aktion gegen die Wirtschaftskrise ohne die Herstellung der politischen Solidarität der Völker in dieser Lebensfrage denkbar, die an die Wurzel aller nationalen Existenz greift.

Was soll die Abrüstungskonferenz bringen? Man rechnet mit einer Dauer von vielen Monaten, vielleicht sogar von  $\frac{3}{4}$  Jahren. Was wird das Ergebnis sein, wenn der Winter wiederum vom Montblanc heruntergekommen ist, und Genf wieder im ersten Schnee liegt? Die Vorbereitende Abrüstungskonferenz hat in 5jähriger Arbeit das Problem technisch sehr weit geklärt und wertvolle Vorarbeit geleistet. Auf der Allgemeinen Abrüstungskonferenz werden die eigentlichen politischen Probleme im Vordergrund stehen. Denn so viel steht fest: Man ist sich wohl über das Ziel der Abrüstung einig; denn welche Regierung würde heute erklären, daß sie sich einer Abrüstung prinzipiell widersetzt? Aber um die Methode und den Weg zu diesem Ziel geht der Streit. Niemand bestreitet, daß der dauernde und gesicherte Weltfriede die allgemeine und totale Abrüstung in sich schließt. Die Frage ist: Wie gelangen wir dahin, angesichts der scharfen Gegensätze, die sich bei der Erörterung herausgebildet haben? Fast hoffnungslos könnte man werden, so groß sind diese Gegensätze, so scheinbar unvereinbar die Thesen, die von den Vertretern Frankreichs einerseits und Englands andererseits im Lauf der Erörterung herausgearbeitet worden sind. Die angellächliche These lautet: Sicherheit durch Abrüstung. Die französische These verlangt: Erst Sicherheit, dann Abrüstung. Welche Stellung nimmt dabei Deutschland ein? In der Bundesversammlung des Völkerbunds vom 30. September 1930 präzierte der damalige Reichsaußenminister Julius Curtius den Standpunkt der deutschen Regierung folgendermaßen:

»Herr Briand nimmt, wie er vorhin in seiner Rede erklärt hat, an, daß dieser Weg [der zur Abrüstung] zunächst über die Schiedsgerichtsbarkeit zur Sicherheit und erst zuletzt zur Abrüstung führen müsse. Sie wissen alle, daß diese These der Auffassung meines Landes widerspricht. Wir sind vielmehr der Meinung: Der beste Weg zur Sicherheit geht von der Abrüstung aus. Wir stehen nicht allein mit dieser Ansicht; haben wir doch gehört, wie auf der Rednertribüne dieser Versammlung der Vertreter Großbritanniens, Herr Henderson, und der Vertreter Italiens, Herr Scialoja, die selbe Ansicht vertreten haben.«

Es ist klar, daß bei der Aufrechterhaltung dieser Gegensätze keine Einigung zustande kommen kann. Wer hat aber nun recht? Es ist dringend erforderlich, daß man in Deutschland diese Frage mit Ernst und Sorgfalt prüft. Wegen der Verflechtung dieser politischen Zentralfrage mit allen anderen Problemen,

deren Lösung uns auf den Nägeln brennt (man denke bloß an die Rückwirkung auf die Gestaltung des Reparationsproblems), hat grade Deutschland ein dringendes Interesse daran, daß die Konferenz ein wirkliches Ergebnis bringt, nicht einen Scheinerfolg, der die Gegensätze nicht überbrückt sondern vertieft.

Die Nachprüfung drängt um so mehr, als der angelfächliche Standpunkt einer objektiven Prüfung nicht standhält. Er ist weder vor den Geletzen der allgemeinen noch der politischen Logik zu vertreten. Gewiß trifft es zu, daß die Abrüstung als solche, die Beseitigung aller Armeen, die Vernichtung der Kanonen, Gewehre und Flugzeuge und sonstigen Instrumente des Völkermords, in hohem Maß die Kriegsgefahr zu bannen vermöchte. Aber es ist sehr primitiv und oberflächlich gedacht die Ursache von Kriegen in der Existenz von Mordinstrumenten zu erblicken. Auch die totale Abrüstung gäbe nicht die geringste Garantie dafür, daß sich die Nationen nicht im Konfliktfall mit Messer, Mistgabel und Bierflaschen zuleibe rücken, um sich ihr "Recht" zu verschaffen. Die Abrüstung kann bestenfalls etappenweise durchgeführt werden. Zur Debatte steht nach Lage der Dinge zurzeit lediglich eine Rüstungsverminderung, die totale Abrüstung dürfte noch lange auf sich warten lassen. Will man ernsthaft behaupten, lediglich eine solche Rüstungsverminderung sei schon geeignet Sicherheit zu schaffen? Nein, der gesunde Menschenverstand sagt, daß der praktische Weg zur Abrüstung mit der Schaffung der Sicherheit beginnen muß: über Schiedsgerichtsbarkeit zu höherer Sicherheit, damit zur Rüstungsverminderung und schließlich zur totalen Abrüstung. Die Abrüstungsfrage ist keine materielle Frage der technischen Entwaffnung sondern vor allen Dingen eine moralische Frage. Gebt die Garantie für die Respektierung der Grundsätze der internationalen Völkermoral durch alle Nationen, gebt die Garantie, daß nicht morgen dieses Volk jenem Volk mit der verminderten Rüstung an die Kehle fahren wird, und ihr werdet die Völker viel leichter bereit machen ihre Kriegsrüstung um ein entsprechendes zu reduzieren. Wer also die Abrüstung in diesem Stadium der internationalen Lage wirklich will, muß anerkennen, daß man erst Sicherheit schaffen muß, ehe man abrüsten kann, und daß die wirkliche Friedensbereitschaft sich grade in dieser Reihenfolge ausdrückt. Es gibt keinen andern modus procedendi, wenn man in der Abrüstungsfrage praktisch vorankommen will. Pflicht des deutschen Sozialisten ist es dies mit Nachdruck zu vertreten und mit Entschiedenheit festzustellen: Erst Sicherheit, dann Abrüstung.

Wie, hört man da einwenden, wir sollen eine These annehmen, die nicht einmal von der Sozialistischen Partei Frankreichs vertreten wird? Hat nicht Léon Blum, der Führer der französischen Sozialisten, erst vor einem Jahr in einer besondern Schrift über die Abrüstungsfrage sich und seine Partei deutlich von der offiziellen französischen These abgegrenzt? Wie kann da der deutsche Sozialismus von der deutschen Regierung das Umgekehrte fordern? Der Fall verdient genaueste Untersuchung; ist er doch beispielhaft für die Frage des Verhaltens der Sozialistischen Parteien in der internationalen Politik.

Zunächst das eine: Blum akzeptiert zwar nicht die offizielle französische These, er lehnt sie ab, aber keineswegs, um nun die angelfächliche Gegenthese anzunehmen, wie der Titel seiner Broschüre vielleicht irrtümlich vermuten läßt. Er ist zwar der Ansicht, daß die wirkliche Garantie für das Funktionieren des Schiedsgerichts und die Durchführung seines Urteils nur durch allgemeine Abrüstung gegeben sei. Aber er schließt dann (und das ist schon viel folge-



richtiger), daß man sie mit gleichem Recht wie das Schiedsgericht als »Vorbedingung der Sicherheit« bezeichnen müsse, und er kommt zu dem Ergebnis: »Der Formel »Zuerst Sicherheit« und selbst der Dreiheit Herriots »Schiedsgericht, Sicherheit, Abrüstung« setzen wir eine andere Formel entgegen . . . : Sicherheit durch Schiedsgericht und Abrüstung.«<sup>1</sup>

Man versteht diese Abgrenzung, um die hier Blum bemüht ist, nur, wenn man ihr innenpolitisches Motiv sieht. Es ist das Bestreben sich nicht, speziell in dieser Kardinalfrage der Politik nicht, von den Gegnern in der Innenpolitik mißbrauchen, sich nicht von ihnen festlegen zu lassen und dadurch mitverantwortlich für Haltungen und Folgerungen zu werden, die mit der Richtigkeit der These an sich nicht das mindeste zu tun haben. Diese thesenhafte Abgrenzung in der Abrüstungsfrage ist von dem Bestreben diktiert unter allen Umständen auch hier Handlungsfreiheit zu erhalten, ohne die es nun einmal kein Vorwärtsstreben, kein fruchtbares politisches Handeln gibt. Wie sehr aber darüber hinaus diese »dicke Formel« Léon Blums lediglich die Auflockerung der in ihrer formelhaften Erstarrung natürlich wie jede Formel gefährlichen offiziellen französischen These ist, ihre Erweiterung, ihre Elastifizierung, zeigt der Umstand, daß Léon Blum in der Zusammenfassung seiner Broschüre schließlich zu der Forderung gelangt, daß das Zentralproblem in der Beseitigung der Angst und des Mißtrauens zwischen den Völkern besteht. Er schreibt: »Ohne Abrüstung gibt es keinen sichern und dauernden Frieden, keine festgegründete Sicherheit. Warum bleiben wir also bewaffnet, wo wir doch immer wieder unsern Friedenswillen und unsern Verzicht auf den Krieg beteuern? Weil wir mißtrauisch und argwöhnisch geblieben sind. Keiner will sich festlegen, weil er seinem Nachbarn mißtraut; keiner will abrüsten, aus Angst, der Nachbar könne seine Waffen behalten . . . Seit sich die Menschen zu Nationen zusammengeschlossen haben, bekriegen und bekämpfen sie einander; dadurch haben sie seit Jahrhunderten in ihrem Organismus Gifte aufgespeichert, die sie nicht von einem Tag auf den andern ausscheiden können; Mißtrauen, Argwohn und Angst. Ihr Verstand ist bereits geheilt, ihr Instinkt aber noch nicht.«

Léon Blums Schrift ist ein bewundernswerter Feldzug gegen die Angst und den Argwohn des französischen Volks, das im Lauf von 100 Jahren 3mal eine Invasion erlebt hat. Sie zeigt uns zugleich, daß es die Aufgabe der Sozialistischen Parteien der einzelnen Länder ist durch die Zerstörung der Vorurteile und des Mißtrauens gegenüber dem Nachbarvolk die »Heilung« des »Instinkts« im eignen Volk zu beschleunigen. Man muß der Leidenschaft, dem Mut und der Rückhaltlosigkeit, mit der Blum als Führer der Französischen Sozialistischen Partei der offiziellen "nationalen These" Frankreichs und ihrer bedenkenlosen Anwendung durch die nationalistische Reaktion zu Leibe rückt, schlechthin höchste Achtung zollen. Man muß die Kühnheit bewundern, mit der hier das Mißtrauen Frankreichs gegenüber Deutschland attackiert, und nicht mit Gefühlen sondern mit stahlharten Argumenten um Vertrauen für Deutschland geworben wird. (Wie gut täte unsern Nationalisten solche Lektüre!) Pflicht der deutschen Sozialdemokratie scheint es mir zu sein mit der selben Hartnäckigkeit und Rücksichtslosigkeit der deutschen "nationalen These" in der Abrüstungsfrage zu Leibe zu rücken und allen Vorurteilen und allem Mißtrauen und allem Argwohn gegenüber Frankreich, die ihr zugrunde liegen. Jedenfalls geht es nicht an etwa unter Berufung auf die abweichende Formel der Französischen Sozialistischen Partei sich die angessächliche Formel zu eigen zu machen. Es wäre nicht sozialistisch sondern eine moralische Hilfstellung für den vom Sozialismus bekämpften Nationalismus.

1) Siehe Blum Ohne Abrüstung kein Friede Berlin 1930/ Seite 69; das weitere Zitat Seite 95.

**U**NENDLICH viel wurde verfäumd, um von dieser psychologischen Seite her die Abrüstungskonferenz vorzubereiten. Unendlich viel schwerer fällt heute jeder Schritt dazu. Es ist wieder das Verhängnis der in der Außenpolitik ungenutzt gelassenen Zeit, die selbe Unterlassung, die wir schon so oft beklagen mußten.

Nach der Londoner Konferenz hatte es zunächst den Anschein, als würde der neue günstige außenpolitische Wind deutscherseits zum Weiterkommen genutzt. Es kamen die Pakte von Locarno und von Paris, es kam der Eintritt in den Völkerbund. Aber dann geriet wieder alles ins Stocken; Thoiry war die letzte Station. Schlimmer noch war der Ablauf der Ereignisse nach der Revision des Dawesplans. Welche Gelegenheit hätte die vorzeitige Räumung des Rheinlands gegeben, um als ein Beweis des guten Willens in Frankreich (und das *war* die Räumung) dem deutschen Volk den Weg für die Zusammenarbeit mit dem französischen Volk zu erleichtern. Nun aber können die französischen Nationalisten dem französischen Volk sagen, die Räumung der besetzten Rheinlandzone habe den Revanchewillen Deutschlands gestärkt, ja erst entfesselt. Unter denkbar schlechten atmosphärischen Verhältnissen beginnt also die Abrüstungskonferenz, denn es hat ja leider gerade im letzten Jahr nicht bloß Unterlassungen, sondern auch noch viele Verschärfungen gegeben. Die Aufgabe der deutschen Sozialdemokratie wächst damit im gleichen Verhältnis. Angst vor Deutschland bestimmt die Haltung Frankreichs; diese Angst als sinnlos zu erweisen ist das Amt der französischen Sozialisten. Angst vor Frankreich, seinen angeblichen Gelüsten nach "Hegemonie", und wie immer es heißt, bestimmt die öffentliche Meinung und die politischen Führer Deutschlands; sie zu zerstören und an die Stelle des Argwohns den Mut zum Handeln zu setzen ist unsere Aufgabe in Deutschland.

Nach Léon Blum hat die Französische Sozialistische Partei nach 2 Richtungen Initiative von Frankreich zu fordern: 1. die Initiative zu den allgemeinen Abrüstungsverträgen, 2. die Initiative zur unmittelbaren Herabsetzung der Rüstungen. Aber diese Aufgabe wird ihm und der Französischen Sozialistischen Partei kaum gelingen, wenn die Sozialdemokratische Partei Deutschlands nicht ihrerseits intensiv nachhilft. Warum sollte Deutschland in der Abrüstungsfrage nicht mit gutem Beispiel vorangehen können? Es hat, wenn auch zwangsweise, abgerüstet. Was kann es riskieren, wenn es die These annimmt, daß erst die Sicherheit verbürgt, dann abgerüstet werden muß? Es zeigt damit nur, daß es die Abrüstung ernsthaft *will*. Was kann uns, nachdem im Abkommen von Locarno, im Kelloggspakt, in der Anerkennung der entmilitarisierten Zone die vertragliche Sicherheit anerkannt wurde, an der Bereitwilligkeit hindern diese juristischen Verpflichtungen auch noch prinzipiell zu unterbauen?

Aber auch in der Frage der Berücksichtigung des *potentiel de guerre* müssen wir von der deutschen Regierung Verständnis und richtige Argumentation verlangen. Mit dem Mut, der in der Abrüstungsfrage nur vorbildlich genannt werden kann, hat Hellmut von Gerlach neulich den Tatbestand dargelegt. Er führte aus, Paul-Boncour, vermutlich der Vater des Begriffs des *potentiel de guerre*, habe recht, und die Abrüstungskonferenz komme um die Berücksichtigung der »Kriegspotenz« (so übersetzt Gerlach zutreffend den Ausdruck *potentiel de guerre*: ähnlich wie er hier bei der Behandlung dieses Themas vor 5 Jahren als »militärische Potenz« wiedergegeben wurde<sup>2)</sup>) nicht herum:

2) Siehe *Quellen* Die Entwaffnung des Kontinents, in den Sozialistischen Monatsheften 1927 I Seite 353

»Technisch wird es freilich ungemein schwer sein den Begriff Kriegspotenz zahlenmäßig zu erfassen . . . Vorläufig wird man sich mit der Aufstellung dreier grundsätzlicher Forderungen begnügen müssen: Anerkennung der Notwendigkeit die Kriegspotenz bei der rein technischen Rüstungsminderung zu berücksichtigen; Anerkennung der Notwendigkeit, trotz der noch ungeklärten Frage der Bemessung der Kriegspotenz, schon auf der Abrüstungskonferenz zu einer wesentlichen Verminderung der technischen Rüstung (der Kriegsmacht an Mann und Material) zu gelangen; Anerkennung der Notwendigkeit zunächst einen bestimmten Prozentsatz für die Minderung der Heeresbudgets festzusetzen. Die Einigung auf diese 3 Grundätze würde eine Synthese der deutschen und der französischen These bedeuten.«<sup>3</sup>

Die Berücksichtigung der militärischen Potenz ist in der Tat unvermeidlich. Sie hat alle logischen Argumente für sich. Unverständlich ist es, wenn gerade die Anhänger der These »Sicherheit durch Abrüstung« nichts von ihr wissen wollen. Müßte nicht bei ihrem Abrüstungsprojekt (ohne vorher stabilisierte Sicherheit) die militärische Potenz erst recht berücksichtigt werden?

Von der Annäherung Deutschland-Frankreich hängt auch der Erfolg der Abrüstungskonferenz ab. Das ist heute aller Welt sichtbar. Das entspricht durchaus der Tatsache, daß das Abrüstungsproblem in Europa nur europäisch zu lösen ist, das heißt nicht in einem Gegeneinander der europäischen Staaten sondern in ihrem Mit- und Nebeneinander. Genau so wie das Reparationsproblem. Es war deshalb erschreckend zu lesen, als der Vorwärts am 18. Dezember 1931 an Amerika die Aufforderung richtete »den Finanzdruck auf Frankreich aufrechtzuerhalten« und seine »finanziellen Druckmöglichkeiten nicht eher aus der Hand zu lassen, als bis eine wesentliche Kürzung der militärischen Ausgaben Frankreichs erzielt ist«; Amerika würde damit den »Dank aller derjenigen ernten, die um den Erfolg der Abrüstungskonferenz kämpfen«. Pfliegte man nicht, grade auch im Vorwärts, die Anwendung wirtschaftlicher Druckmittel, zum Beispiel, wenn man sie von Frankreich vermutete, »Erpressung« zu nennen? Jener Artikel war eine unbegreifliche Verirrung des Zentralorgans unserer Partei. Man vermerkt erfreut, daß diese schlimme Meinung, man könne Vertrauen und Verständigung im Schraubstock erzwingen, nach knapp 2 Wochen wieder überwunden war. Am 29. Dezember brachte der Vorwärts im Gegenteil einen Artikel, der aus dem Basler Bericht die richtige Konsequenz zog: »Europa, wehr dich!« In ihm kam ein klares europäisches Solidaritätsgefühl zutage. Dieses Erwachen ist in Frankreich beachtet worden, in dessen Presse man von einem »Anfall von Mut« sprach. Und 2½ Wochen später, am 15. Januar 1932, wurde die »europäische Einheitsfront« vom Vorwärts noch einmal ausdrücklich als »sozialistische Parole« bekräftigt.

Möge diese Einsicht nicht nur anhalten sondern in logischer Folge auf das Abrüstungsproblem ausgedehnt werden. Es gibt keinen andern Weg zum Weltfrieden als diesen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, hat auch das deutsche Wehrministerium sich inzwischen zu der Auffassung durchgerungen, daß das deutsche Wehrproblem nur europäisch zu lösen ist. Wird es die Entschlußkraft finden diese Auffassung in der Abrüstungsdelegation zu vertreten und durchzusetzen? Es gibt in dem Konventionentwurf der Vorbereitenden Abrüstungskommission einen Artikel 53, der in seinem 1. Absatz besagt:

»Der vorliegende Vertrag berührt die Abmachungen früherer Verträge nicht, auf Grund derer gewisse hohe vertragsschließende Teile eine Beschränkung ihrer Rüstungen zu Land, zur See und in der Luft auf sich genommen und damit wechselseitig ihre Pflichten und Rechte auf diesem Gebiet festgelegt haben.«

3) Siehe von Gerlach Paul-Boncour hat recht!, in der Weltbühne vom 22. Dezember 1931.



Verpflichtungen, den der Reparationszahlung, der den Verzicht einschloß mit den Arbeitsleistungen für den Wiederaufbau ihrem eignen, hypertrophisch entwickelten Produktionsapparat Inhalt und Lebenskraft zu verschaffen. So ging es mehr befinnungslos als ahnend oder gar wissend über den Ruhrkrieg zur Inflation und dann über die Stabilisierung und eine bis zum Irrsinn vertiegene Expansion mit ungeschwächter Verblendung in das Jahr 1932. Warum lief man nach 1918 auf der Bahn zur Selbstvernichtung? Frankreichs Isolierung, so hörte man erst raunend und dann immer lauter, schafft uns mit Amerika und England als Rückenschutz eine neue Machtstellung. Und 1932 hören wir das selbe Lied, mit dem Unterschied, daß einstens Frankreich als schwach galt, jetzt aber als überstark, doch mit der vermeintlichen Aussicht von Tag zu Tag wieder schwächer zu werden. Das aber reichte aus, um von einem ernststen und fundierten Neubau Deutschlands abzusehen. Denn der Stolz des großen Wiederaufstiegs ist längst durch die klägliche Versicherung ersetzt worden, daß wir in einer Art Kriegspsychose alles nur mit den Mitteln des Auslands getan haben oder gar nur tun konnten. Auch das ist nicht richtig, ändert aber an dem tatsächlichen Zustand der Hilflosigkeit nichts. Alles das haben wir uns auferlegt, weil wir glaubten unverändert fortwirtschaften zu können, ohne Um- und Neubau der Wirtschaft, durch den allein eine Dauerlösung zu schaffen war.

Nichts wurde ausgelassen, was das Leben des deutschen Volks verdunkelt und bedrückt, nichts kann ausgelassen werden, was notwendig ist für die Überwindung dieser Not, wenn wir sie wollen. Was nach dem Zusammenbruch 1918 richtig war, erweist sich heute als ebenso richtig, mag es auch so lange überhört und manchmal sogar verlacht worden sein. Aus dem Ideenkreis der Sozialistischen Monatshefte ging der wirtschaftlich und politisch durchgearbeitete Grundriß für den Aufbau der Produktion hervor, dessen tragende Kraft schon 1918 erwiesen war. Er geht von der Tatsache aus, daß die Grundlagen für die ehemals blühende Volkswirtschaft Deutschlands geschwunden sind, und unser Wirtschaftsleben völlig umgestaltet werden muß, um den gänzlich andersgearteten Ansprüchen zu genügen. Dabei war bereits berücksichtigt worden, daß den treibhausartigen Erweiterungen großindustrieller und handelsgewerblicher Anlagen unter Vergeudung gewaltiger Mittel bald die Einschrumpfung der Exportmöglichkeit für viele Industriezweige folgen würde, so daß sich schon daraus der Zwang zu einer Umformung des Tätigkeitsgebiets und der Betriebsart zahlreicher Gewerbe ergäbe. Das auf diesen Voraussetzungen ruhende Programm beschränkte sich nun keineswegs auf das bloße Postulat: Kapital und Arbeit dürfen nicht mehr vergeudet, alle Kräfte müssen zusammengefaßt werden, um mit dem geringsten Aufwand die höchste Leistung zu erzielen. Es zeigte vielmehr Schritt für Schritt die Maßnahmen für die Erfüllung seiner Forderungen. Der 2. Rätekongreß, der vom 8. bis zum 14. April 1919 in Berlin tagte, machte sich unter Führung seiner sozialdemokratischen Fraktion dieses Programm zu eigen, ohne jedoch die damals im Reich herrschende sozialdemokratische Partei zur Durchführung dieser Beschlüsse zu bewegen. Diese Beschlüsse waren positiv darauf gerichtet die Produktion der Spekulationsherrschaft zu entreißen, sie zu einer Angelegenheit der Volksgemeinschaft zu machen und allen produktiven Schichten des Volks an ihr eine Mitbestimmung durch Mitverantwortung einzuräumen.

Für den Neuaufbau der Wirtschaft bildeten die Kartelle, Syndikate und Konventionen, die eine festumrissene Praxis bereits in der Vorkriegszeit herausgebildet hatten, ein vorzügliches Muster. Es handelte sich im wesentlichen zunächst darum für jedes Gewerbe einen syndikatartigen Zusammenschluß herbeizuführen, in dem im Gegensatz zu früher nicht nur die Unternehmer der Betriebe allein herrschen, den Betriebsleitern vielmehr die Arbeiter und Angestellten gleichberechtigt gegenüberstehen. Jedes einzelne Gewerbe soll, unter Aufrechterhaltung der Selbständigkeit jedes Unternehmens, zu einer Gemeinschaft zusammengeschlossen werden, deren Ausdruck der aus Vertretern der Arbeiter und Angestellten wie den Betriebsleitern gleichermaßen zusammengesetzte Produktionsrat ist. Ein Entwurf über die Anlage und Durchführung des Aufbaus eines Gewerbes gibt das Schema, das 1919 aus einem besondern Anlaß veröffentlicht wurde und auch heute noch seine volle Geltung hat: Die Brauereien jeder Gemeinde bilden zusammen den Produktionsrat der Brauereien. Jeder größere Betrieb entsendet in den Produktionsrat seinen Betriebsleiter sowie ein Mitglied des Arbeiterrats. Kleinere Betriebe werden zu Berufsgruppen verbunden, denen dann die Entsendung einer bestimmten und gleichen Anzahl von Betriebsleitern und Arbeiterräten zusteht. Die Brauereien der Gemeinden innerhalb eines Kreises werden weiter in einem Kreisproduktionsrat verbunden, der aus Delegierten der in Betracht kommenden Produktionsräte zusammengesetzt ist. Die Kreisproduktionsräte der Brauereien einer Provinz schließen sich zu einem Provinzproduktionsrat zusammen. Die Produktionsräte der Brauereien eines Landes bilden dann den Landesproduktionsrat (wobei freilich an eine sinngemäße Neueinteilung des Deutschen Reichs gedacht ist). Die Landesproduktionsräte erhalten dann die Spitze durch die Schaffung des Reichsproduktionsrats als Zentrale des Brauereigewerbes. So entsteht ein geschlossener Körper, der für alle grundlegenden Produktionsfragen seines Gebiets die Entscheidung und die Aufsicht erhält, natürlich im Rahmen der allgemeinen Gesetzgebung des Reichs. Was also von den Syndikaten und Kartellen privatwirtschaftlich angestrebt worden ist, soll jetzt gemeinwirtschaftlich mit der Durchführung dieses Plans getan werden. Die Vorarbeiten sind nicht nur durch die Kartelle und ähnliche Organisationen geschaffen sondern auch in einem nicht geringern Maß durch den starken Konzentrationsprozeß, den wir in Industrie, Handel und Verkehr miterlebten. Dieser Konzentrationsprozeß ist im Verlauf des Kriegs erheblich fortgeschritten. Um bei unserm Beispiel zu bleiben: Große Brauereien haben bis in die letzten Monate hinein durch Fusionen und durch Aufkauf der den einzelnen Brauereien zustehenden Kontingente, der gesetzlich festgelegten Mengen von Bier, die jede einzelne Brauerei herstellen darf, ihren Arbeits- und Herrschaftskreis ausgedehnt. Da die Bierproduktion beschränkt ist, und alle Brauereien nur mit einer herabgesetzten Leistungsfähigkeit arbeiten können, machte sich das Bestreben geltend erneut durch Ankauf von Brauereien und Braukontingenten eine bessere technische Ausnutzung der Betriebe durch Beschaffung von Mehrarbeit herbeizuführen, wobei natürlich auch eine höhere Rentabilität erzielt wird. Ähnlich liegt es in vielen anderen Gewerbebezügen. Dabei verfährt jeder einzelne Betrieb aber nach seinen Gewinninteressen, ohne Rücksicht darauf, ob das ganze Gewerbe, ob die Stadt und das Land, ob vor allem die Arbeiter und Angestellten gut dabei fahren. Es wäre also denkbar, daß etwa eine Aktienbrauerei Berghöhe nach Übernahme anderer Brauereien,

die nach vollzogenem Ankauf stillgelegt wurden, auch die an einem andern Ort gelegene Bierbrauerei Trinkaus, die an sich technisch allen Anforderungen entspricht und auch wirtschaftlich vorteilhaft arbeitete, ihrem Besitz einverleibt, um sie gleichfalls stillzulegen. Das braucht privatwirtschaftlich nicht unvorteilhaft zu sein, könnte aber vom Standpunkt der allgemeinen Volkswirtschaft zu einer ernstlichen Schädigung eines ganzen Orts führen. Hier hätte der Produktionsrat einzugreifen. In der Praxis wird man zur Behauptung und Steigerung der Produktivität auf den verschiedensten Gebieten zu Zusammenlegungen und Stilllegungen von Betrieben schreiten, und zwar in Verfolg des Grundsatzes der Zusammenfassung aller Kräfte zur Erlangung einer optimalen Leistung. Nach dem gleichen Prinzip wird man in der Rohstoffverforgung verfahren müssen, nicht zuletzt wird auch die Preispolitik von größeren Gruppen der Produktionsräte oder von den Zentralen bestimmend beeinflußt werden. Alles das wird sich unter verantwortlicher Mitwirkung von Arbeitern und Angestellten vollziehen, die Arbeiter- und Angestelltenschaft wird anerkannte Trägerin der Produktion. Ihren Angehörigen wird ferner durch Erlangung umfassender Kenntnisse der Produktionsbedingungen der Aufstieg zur Produktionsführung erschlossen. So wird durch den Aufbau der Produktion auf der Basis des Rätensystems nicht nur der Unterbau der Sozialisierung errichtet, sondern die Sozialisierung selbst, das ist die Steigerung der Produktivität gesellschaftlicher Arbeit bis zur Höchstleistung im Dienst und unter Kontrolle der Gesellschaft, im Kern gelöst. Die Beziehungen der Arbeiter und Angestellten zu den einzelnen Unternehmungen selbst werden wie bisher durch die Gewerkschaften bestimmt, jedoch gilt dabei als selbstverständlich, daß der Arbeitsvertrag in Zukunft nur der Korporativvertrag sein kann: Alle Arbeits- und Lohnbedingungen werden zwischen den Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbänden vereinbart. Innerhalb der Betriebe haben dann die Betriebsräte, die früher Obleute und Mitglieder der Arbeiter- und Angestelltenausschüsse genannt wurden, über die Durchführung der vertraglichen Bestimmungen des Lohn- und Arbeitsvertrags zu wachen und die Verbindung zwischen den Arbeitern, Angestellten und Betriebsleitungen aufrechtzuerhalten.

Eine weitere und bedeutende Aufgabe können die Gewerbegemeinschaften als Steuerkörper übernehmen, um die Steuereinzahlung verbilligend zu vereinfachen und den Umfang der Steuerverwaltung zu dezimieren. Gedacht ist dabei vornehmlich an die Erhebung der Umsatzsteuer, die künftig ohnedies die Grundlage unseres Steuersystems bilden wird. So werden auch durch diesen Zweig ihrer Tätigkeit die Gewerbegemeinschaften zu Trägern staatlicher Funktionen, bleiben gleichwohl Korporationen der Selbstverwaltung, und doch verbunden mit der Gesamtwirtschaft, der Volksgemeinschaft und dem Staat; sie schaffen Gebundenheit in Freiheit. Fragen der Preispolitik wird man bei diesem Aufbau niemals durch mechanischen Eingriff zu lösen brauchen; die Preisfestsetzung wird vielmehr durch Vereinbarungen zwischen den erzeugenden und den verarbeitenden oder verbrauchenden Gemeinschaften geregelt werden, wenn es notwendig wird. Als Vorzug ergibt sich bei dieser Sachlage das Bestehen lückenlos zusammengeschlossener Kontrahenten auf beiden Seiten. Aber auch deren Verfügungsgewalt ist nicht unbegrenzt. Es kann über sie hinaus noch die Kammer der Arbeit, von der noch des weitern zu sprechen sein wird, jederzeit eingreifen.

Mit der Bildung der Produktionsräte würden in der Wirtschaft die Institutionen geschaffen, aus denen der Geist der Verantwortlichkeit entstünde, dessen völliges Fehlen den gegenwärtigen Zustand des Niederbruchs so kraß charakterisiert. Bei der Errichtung von Gewerbevereinigungen wäre, um bei den Brauereien zu bleiben, die Katastrophe der Schultheißbrauerei eine wahre Unmöglichkeit gewesen, auch wenn die Mitglieder der Produktionsräte keine Genies sondern nur Männer leuchtenden Geistes gewesen wären. Zu den Aufgaben der Produktionsräte gehört natürlich nicht zuletzt die oberste Prüfung der Kreditwirtschaft der einzelnen Betriebe innerhalb des Gewerbes, sowohl in der Hergabe als auch in der Beanspruchung von Krediten. Daraus folgt die weitere Zusammenarbeit mit den kreditgebenden Instituten, den Banken. Aus Anlaß der Bankkatastrophe wurde hier am 14. September 1931 der speziellen Ausgestaltung der Bankvereinigungen gedacht, die unter Aufrechterhaltung der Selbständigkeit der einzelnen Banken eine wechselseitige Solidarität bei gegenseitiger Kontrolle zu übernehmen hätten. Bei dieser Darstellung einer künftigen Bankenorganisation wurde bereits darauf hingewiesen, daß es vor allem gilt die Kreditpolitik, die die Banken mit fremden Mitteln und auf die Gefahr der Nation führen, ihrer Willkür zu entziehen. Die Unproduktivität so großer Teile der deutschen Wirtschaft, hieß es weiter, ist nur durch die bisherige Kreditwirtschaft der Banken möglich gewesen. In die wechselseitige Kontrolle der Banken ist nach unserm Vorschlag die Einschaltung von Vertretern der Vereinigungen aus Industrie, Gewerbe und Handel vorgesehen worden, um die Bankenpolitik und insbesondere die Kreditwirtschaft wirklich in den Dienst der Wirtschaft zu stellen. Hier zeigt sich die Einheitlichkeit des Wirtschaftsaufbaus, der natürlich gleichgeartete Vereinigungen der Landwirtschaft umfaßt, gebildet nach Kreisen, Provinzen, Ländern, mit den Produktionsräten des Reichs an der Spitze. Für die Arbeiterklasse wäre die tätige Mitverantwortung in allen Zweigen und Hilfszweigen der Produktion der Weg zu einer wahren Befreiung durch Übernahme erweiterter Pflichten im Dienst der Gesellschaft gewesen, sie wären Träger der Vergesellschaftung geworden, während sie bei der Fortführung der alten Wirtschaft (die nun so schmachvoll zusammengebrochen ist) eben "Lohnarbeiter" blieben, die man von der Mitführung der Produktion dauernd fernhalten zu können glaubt.

Gegen den Plan solchen Wirtschaftsaufbaus haben manche Sozialisten das Bedenken, daß das Prinzip der Parität den gegenwärtigen Zustand stabilisiere, daß die Arbeiterklasse dadurch verhindert würde jemals Herrin der Produktion zu werden, so daß der Kapitalismus also nie in den Sozialismus überginge. Dieser Einwand läßt jede dynamische Auffassung gesellschaftlichen Geschehens vermissen. Er übersieht, daß gerade jenes Prinzip die Arbeiterklasse erst in einen Prozeß einschaltet, von dem man sie bisher ängstlich fernhielt; es ist dann ihre Sache auf dem errungenen Boden weiterzukommen. Wenn man sich die Entwicklung der Zustände seit 1918 bis zum heutigen Tag vergegenwärtigt, wirkt der Einwand grotesk. Ganz abgesehen davon, daß ein Zusammenwirken in Gewerbevereinigungen Minderheits- und Mehrheitsfragen sehr bald in den Hintergrund treten ließe, weil die in Betracht kommenden Entscheidungen über die Gestaltung der Produktion eine ganz andere Vorstellungswelt hervorrufen würden und müßten. Wie karg und unfruchtbar dagegen die (jetzt noch herrschende) liberalistische Auffassung von der Stellung der Arbeiterklasse in der Produktion ist, läßt ein



Aufsatz Anton Erkelenz' in der Handelszeitung des Berliner Tageblatts vom 2. Januar 1932 erkennen. »Wenn wir«, liest man da, »unser Möglichstes getan haben, um die Rationalisierung grundsätzlicly zu fördern, so war es weder die Aufgabe des Politikers noch des Gewerkschaftsführers den Unternehmern im einzelnen zu sagen, wie weit sie mit der Rationalisierung gehen dürfen. Hätten wir solche Grenzen aufgezeigt, so hätte man das als einen Beweis für die geistige Engigkeit und den Unverstand der Politiker oder Gewerkschaftsführer dargestellt, die keine wirklich gesunde Wirtschaft wollen. Der Unternehmer ist bis heute allein verantwortlich für seine Maßnahmen. Auch fehlt uns naturgemäß die technische und kaufmännische Fachkenntnis, die man haben muß, um zu sagen, ob eine bestimmte Maßnahme technischer Verbesserung zweckmäßig ist. Für die Übertreibungen der Rationalisierung sind deshalb die Unternehmer verantwortlich, und mindestens mitverantwortlich ist die damalige Leitung der Reichsbank, die zu viel Auslandsgeld hereinließ, weil sie der Meinung war, für private Anleihen trage nur der Schuldner die Verantwortung und das Risiko. Inzwischen haben wir wohl gelernt, daß zum Beispiel für die privaten Anleihen der Nordwolle auch der deutsche Steuerzahler das Risiko trägt.« Es muß zu denken geben, daß ein so wohlmeinender und eifriger Mann wie Erkelenz Meinungen über die Stellung der Arbeiterklasse zur Produktion vertritt, die wie jener bekannte Ausspruch wirken: Es ist meinem Vater ganz recht, daß mir die Hände abfrieren; warum kauft er mir keine Handschuhe? Selbstverständlich muß es Aufgabe und Pflicht der Arbeiter sein die Mitverantwortung für die Rationalisierung zu übernehmen, deshalb ist hier diese Verantwortung für die Arbeiterklasse auch stets gefordert worden, indes stets mit der Hinzufügung, daß die Rationalisierung nur innerhalb des gesamten Gewerbes und unter dessen Führung erfolgen dürfe, wenn sie nicht chaotisch wirken und zur Krise führen solle. Das Gewerbe sollte, um es zu wiederholen, die Stätte der Mitverantwortung und Mitführung an der Produktion, also auch der Bestimmung über die Rationalisierung durch die Arbeiterklasse sein. Das organisierte Gewerbe legt das Fundament zu wirtschaftlicher und sozialer Neugestaltung. Die Beherrschung des Berufs durch die Berufenen ist der Sinn der Gewerbegemeinschaft im Rahmen der Gesamtwirtschaft; sie wäre auch die Hüterin des Berufsgeistes, der sich nicht zuletzt in dem Walten einer Berufsehre manifestierte, für deren Wahrung sehr zum Schaden der Volksgemeinschaft diejenigen, die heute die Alleinlegitimation dafür zu besitzen glauben, sich einzusetzen oft vergessen. Der tragische Fall der Zahlungseinstellung des Hauses Borfig oder richtiger des großen Berliner Werks der Familie Borfig macht zu trauernden Gläubigern auch die Werks Sparkasse mit Einlagen von über 3 Millionen Mark aus den Ersparnissen der Arbeiter. Man darf wohl aussprechen, daß die Ansprüche der Arbeiter auf ihre Spargroschen nicht einen Tag lang hätten gefährdet erscheinen dürfen, daß für den Fall eines wirklichen finanziellen Unvermögens der einzelnen Mitglieder der Familie Borfig das Gesamtgewerbe, in dem Ernst von Borfig viele Jahre hindurch an leitender Stelle stand, bei aller Schwierigkeit der Situation sofort den Entschluß hätte fassen müssen für Borfig in die Bresche zu springen und die Arbeiter vor diesem Schlag zu bewahren. Für die sich aus dieser Mahnung ergebenden Zusammenhänge bedarf es wohl keiner nähern Begründung. Es ergibt sich aus ihr auch der sittliche Wert der Gewerbegemeinschaften ebenso wie deren wirtschaftliche Notwendigkeit.

Erweitert sich die Durchorganisierung der Wirtschaft nach den Interessen der Volksgemeinschaft als Hauptaufgabe der Produktionsräte, so werden die Produktionsräte aber noch weiterhin eine wichtige Funktion auszuüben haben, nämlich als Wahlkörper für die Kammern der Arbeit. Wie ein Quell aus verborgenen Tiefen klingt wohl hier und da die Forderung nach Errichtung der Kammer der Arbeit auf, die man schon entbehren zu können und durch den Reichswirtschaftsrat ersetzt zu haben glaubte. Der Reichswirtschaftsrat ist als Verlegenheitsprodukt geschaffen worden, um das Verlangen nach einer Kammer der Arbeit billig abfinden zu können. Aber er ist kein brauchbarer Ersatz. Was wir erstreben, ist das sozialistische Zweikammersystem, das uns aus der formalen Demokratie heraus- und zur substantiellen Demokratie hinführt. Jeder Volkskammer, die auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts gewählt wird, von der Großgemeindeversammlung bis zum Reichstag, soll eine Kammer der Arbeit an die Seite gestellt werden. Die formale Demokratie ist durch die Erteilung des Wahlrechts an alle Frauen und Männer gesichert. Es bedarf nun noch der Sicherung, um die Leistung zur Voraussetzung der Entscheidung zu machen: Die Produktion soll der Prüfstein aller Dinge werden. Deshalb sollen die Volkskammern und die Kammern der Arbeit in ihren Rechten gleich werden. Gesetze dürfen nur mit Zustimmung beider Kammern erlassen werden. Auf Schaffen baut sich das Leben des Volks auf. Das geistige Leben ist wie die wirtschaftliche Produktion Gemeinarbeit, und zu den Schaffenden Kräften des Volks gehören natürlich nicht zuletzt die geistigen Arbeiter, Künstler, Lehrer und die Gelehrten. Den freien Berufen muß nicht nur die Vertretung in den Kammern der Arbeit gegeben, sie sollen auch zu eignen Produktionsräten verbunden werden. Es gilt alle schöpferischen Kräfte zu erschließen, um auf sicherem Fundament das Haus der Arbeit aus dem Trümmerhaufen zu erbauen. Ohne die Kammer der Arbeit wird dieser Bau nicht erstehen, sie ist kein Zufallsprodukt sondern eine Notwendigkeit, die als Ergebnis konstruktiven Denkens in die Erscheinung tritt.

Was die Vorkriegsgeneration nicht begriff, wird eher bei der Jugend Verständnis finden. Sie ist nicht mehr durch eine Tradition voreingenommen, die ihre innere Berechtigung eigentlich schon verloren hatte, als die deutsche Sozialdemokratie sie erst aufnahm. Das ist die Verherrlichung des Einkammersystems als Symbol der Demokratie (die in den Ländern, wo sie aus Fleisch und Blut besteht, sehr weit von der Vergottung des Einkammersystems entfernt ist). Die Nachkriegsgeneration leidet eher an der Unterschätzung der Demokratie und der Garantien der persönlichen Freiheit und wird bei einer ernsten Würdigung eines nach diesen Vorschlägen aufgebauten Zweikammersystems auch gute Gelegenheit zu einer Revision ihrer Unterbewertung demokratischer Institutionen finden. »Die formale Demokratie hat einmal ausgereicht den Feudalismus zu beseitigen, die Bahn freizumachen für die Entwicklung, die wir kennen. Mehr aber kann die formale Demokratie nicht. Sie vermag nicht einen neuen Wirtschaftsaufbau zu schaffen, einen neuen Wirtschaftsorganismus erstehen zu lassen. Die formale Demokratie vermag nicht einmal die formale Demokratie selbst zu behaupten, so wenig schöpferisch ist sie. Den Aufbau der neuen Wirtschaft brauchen wir aber, um leben zu können. Die Volkskräfte als solche müssen Träger der Wirtschaft sein, oder die Wirtschaft wird aufhören zu sein. Daraus ergibt sich auch die Stellungnahme zum Rätegedanken, der unfruchtbar gemacht

worden ist, ebenso von den Mehrheitssozialisten wie von den Unabhängigen. Aber auch hierin liegt die Hauptschuld bei der Regierung. Sie hat das, was fruchtbar ist an dem Rätegedanken, labotiert.« Diese Worte stehen in dem Vorwort einer Schrift, die eine von dem Verfasser dieses Artikels auf dem 2. Rätekongreß als Vorsitzendem der Fraktion der Sozialdemokratischen Partei gehaltene Rede wiedergibt. Die Schrift trägt den Titel Die Unterbilanz des 1. Revolutionsjahres und ist 1919 erschienen. Mittlerweile ist die Unterbilanz endlos vergrößert worden. Sie kann nur durch organische Gestaltung der Wirtschaft mit Hilfe der Gewerbegemeinschaften zur Sicherung und Entfaltung der Schaffenskräfte der Volksgemeinschaft gehemmt und getilgt werden. Wer das vollbringen wird, wird auch als politischer Führer seine Sendung in der deutschen Politik erfüllen.

## HERMAN KRANOLD · DER SCHUTZZOLL IM SOZIALISTISCHEN SYSTEM

**F**REILICH ist es nicht richtig, wenn die Gegner des Sozialismus, weil sie den sogenannten historischen Materialismus völlig mißverstehen, glauben, unsere Weltanschauung erschöpfe sich in dem Streben nach gleichheitlicher Verteilung der Güter, diese sei unser oberstes Ziel, und alle anderen Ziele, für die sich die Sozialisten einsetzen, seien nur als Etappen für den Sozialismus von Bedeutung. Grade umgekehrt liegt die Sache. Weil er nach und auf Grund der gleichheitlichen Verteilung der Güter eine Erfüllung sittlicher Postulate erwartet, deshalb tritt der Sozialist für sie ein. Allerdings hat ihn die ökonomische Geschichtsauffassung gelehrt, daß der wirtschaftliche Verteilungszustand auf den sittlichen Zustand einer menschlichen Gesellschaft so entscheidend wirkt, daß alles Streben nach jenen sittlichen Zielen vergeblich bleiben muß, solange nicht der ihm günstigste Zustand der Organisation des wirtschaftlichen Lebens und der Verteilung des Eigentums erreicht ist.

Der Sozialismus geht also gleichzeitig von der Auffassung aus, daß die wirtschaftlichen Angelegenheiten durch Eingriffe der öffentlichen Gewalt grundsätzlich richtiger geregelt werden können, als wenn man vom freien, sei es friedlichen, sei es kämpfenden, Zusammenwirken der Vielheit aller einzelnen nach ihrem persönlichen und zeitweiligen Ermessen jenen günstigen Zustand erhofft, wie es etwa der Sozialliberalismus tut. Obwohl den Sozialismus geschichtlich manches mit dem Liberalismus verbindet, ist er doch grundsätzlich in seiner Gesellschaftstechnik von ihm durchaus verschieden; und während er nicht verkennt, daß der Wettbewerb um die höchste Leistung oder den größten Vorteil eine starke Triebfeder sein kann, um die Menschen anzuspornen, vergißt er doch auch nicht, daß im Tiefsten das Prinzip des Wettbewerbs Feindschaft setzt zwischen dem Menschen und seinem Bruder, daß, je weiter sich die menschliche Wirtschaft entwickelt, je größere Menschengruppen sie einheitlich umschließt, je vielfältiger die Güter und Dienste werden, und je komplizierter die Wirtschaft damit selber wird, es desto unmöglicher wird die letzten großen Probleme der weltwirtschaftlichen Organisation in sozialistischem Sinn, ja sogar im Sinn der Gegner sozialistischer Grundauffassungen praktisch überhaupt durch liberale Mittel zu lösen und dem Weltwirtschaftskörper Funktion, Bestand und Nachhaltigkeit des materiellen Reichtums zu sichern. (Es ist ein Verdienst Carl Landauers, daß er das neuerdings wieder

scharf herausgearbeitet hat<sup>1)</sup> Deshalb sind in einem sozialistischen Wirtschaftssystem letzte Entscheidungen über die Art der Verteilung der Güter, aber auch über die Richtung des Verbrauchs und damit der Produktion der öffentlichen Gewalt überlassen. Natürlich muß oder kann die Lösung der sich dabei ergebenden Einzelaufgaben nicht in beliebiger Reihenfolge von der öffentlichen Hand in Angriff genommen werden. Es ist vielmehr einzeln zu entscheiden, ob die Lösung einer bestimmten Aufgabe in diesem Zeitpunkt von der Staatsgewalt angepackt werden soll oder nicht. Aber im Grundsatz ist der Sozialismus ein Wirtschaftssystem von unbedingt interventionistischem, das heißt die öffentliche Gewalt maßgebend einschaltendem Charakter.



JEDER politische Entschluß sieht sich vor eine Hauptschwierigkeit gestellt, die in der Beurteilung der zukünftigen Wirkungen gegenwärtiger Entscheidungen liegt. Die Verwendbarkeit früher erworbener Erfahrungen zur Abschätzung künftig zu erwartender Wirkungen wird immer nur begrenzt sein. Man braucht gar nicht so weit zu gehen wie Vilfredo Pareto, der dem italienischen Fascismus so starke geistige Impulse gegeben hat (und dem Sozialismus mancherlei nützliches Gedankengut geben könnte), und der die Theorie aufstellte, daß die gesellschaftliche Entwicklung mit Notwendigkeit ganz anderswohin führe als diejenigen hoffen, die eine in eine (wie sie glauben: ganz bestimmte) Richtung weisende Einzelentscheidung herbeiführen, weil eben die wirkliche Richtung der gesellschaftlichen Entwicklung die Resultante vieler sehr verschiedener gerichteter und sehr verschieden starker Teilkräfte sei. Auch wer diesen Nihilismus der soziologischen Voraussage nicht teilt, wird zugeben, daß es im Einzelfall ungewöhnlich schwierig sein kann die Frage zu entscheiden, ob eine bestimmte Maßregel in der von ihr gewollten Richtung weiterführt. Trotz alledem bleibt schließlich dem handelnden Menschen praktisch gar nichts anderes übrig als so zu handeln, als könnte er aus Erfahrungen der Vergangenheit auf künftige Entwicklungen mit Sicherheit schließen.

Das ist schon bei allen Entscheidungen des täglichen Lebens so. Wer zum Beispiel vor der Frage steht, was er mit Ersparnissen anfangen soll, der wird im allgemeinen von der Annahme ausgehen, daß er, wenn er sie ausleiht, dabei in der Auswahl seines Schuldners mit der üblichen Vorlicht vorgeht, sich nötigenfalls Sicherheiten geben läßt, bei Fälligkeit des Darlehens auf Rückzahlung rechnen dürfe. Aber jener Entschluß hat, von allem Individuellen abgesehen, Voraussetzungen auf anderm Gebiet, zum Beispiel die, daß die Einhaltung vertraglicher Verpflichtungen durch die öffentliche Gewalt durchgesetzt wird. Eine dieser Voraussetzungen ist der Glaube, daß der Wert des Geldes selbst, wenigstens im großen, stabil bleiben wird; jetzt hat bittere Erfahrung uns gelehrt, daß diese (noch 1914 ganz "selbstverständliche") Voraussetzung sich durchaus nicht von selbst versteht; dennoch wird es keinen Geschäftsmann geben, der nicht in der einen oder andern Form die selbe Voraussetzung immer wieder macht, wenn er seine Entschlüsse faßt (zum Beispiel in der jetzt immer mehr bei uns sich einbürgernden Form, daß er den Wert des Goldes als, im großen betrachtet, stabil annimmt und deshalb Rückzahlung des Darlehens in Gold stipuliert). Die Voraussetzung wird also im Tatsächlichen schärfer gefaßt, verfeinert, eingeeengt; derartige Voraussetzungen aber müssen immer wieder gemacht werden, wenn man überhaupt etwas tun will.

1) Siehe *Landauer Planwirtschaft und Verkehrswirtschaft* /München 1930/, vornehmlich Seite 68 bis 71

Und so ist es auch im Leben der Nationen mit großen Entschlüssen. Wir wissen zum Beispiel aus der Erfahrung, daß der Weizenpreis in Deutschland steigt, wenn um den mit Weizen "unterverforgten" deutschen Markt herum der Weizen Zollsaun erhöht wird; und die deutschen Landwirte fordern deshalb Erhöhung des Weizenzolls, weil sie auf Grund solcher Erfahrungen auch diesmal davon eine Steigerung des Weizenpreises bestimmt erwarten. Und doch weiß man, daß diese Erwartung nur dann in der Erfahrung wirklich eine Stütze findet, wenn die Voraussetzung des "unterverforgten" Marktes erfüllt bleibt, das heißt, wenn die Nachfrage nach Weizen in Deutschland auch bei steigendem Preis immer noch ausreicht, um die ganze inländische Weizen-ernte und etwas Weizen aus dem Ausland aufzunehmen. Ein Mann, an dessen landwirtschaftlich orientierter Stellung zu den Fragen des öffentlichen Lebens nicht gezweifelt werden kann, Hans Schlange-Schöningen, hat angeichts des Zurückbleibens des deutschen Roggenpreises in diesem Jahr hinter dem "zollbegründeten" Preis öffentlich die Frage aufgeworfen, ob nicht vielleicht infolge der Massenarbeitslosigkeit jene Voraussetzung, eben der "unterverforgte" Markt für Roggen, trotz dem knappen Ernteausfall in diesem Jahr, doch unerfüllt sei, ob nicht etwa die Kurve, die die den verschiedenen möglichen Preisen zugeordneten nachgefragten Roggenmengen ausdrückt, in einer ganz unerwarteten Weise ihre Form so verändert hat, daß nunmehr den einzelnen Preishöhen ungleich geringere effektiv nachgefragte Mengen von Roggen entsprechen als in früheren Jahren. Ähnliche unerwartete Berichtigungen oder Erweiterungen der Voraussetzungen sozialer oder politischer Entscheidungen erleben wir stets aufs neue. Man braucht nur einmal die klassische Literatur der Nationalökonomie von Richard Cantillon über Adam Smith und John Stuart Mill bis zu Karl Marx durchzusehen, um immer wieder, bei größter Hochachtung vor der Leistung dieser Männer im Aufbau einer Wissenschaft und in der Darstellung ihrer Lehre, doch deutlich zu fühlen, wie unendlich viel einfacher alle politisch-sozialen Entscheidungen damals zu treffen waren, weil die Voraussetzungen solcher Entschlüsse, deren die schärfsten kritischen Köpfe sich mit aller Anspannung ihrer Geistesmacht bewußt werden konnten, so sehr viel einfacher waren als heute alles dies in den großen Darstellungen der Wirtschaftslehre aus unseren Jahrzehnten zutage tritt.

Eine besondere Schwierigkeit wird oft von denen, die wirtschaftspolitische Zukunftspläne aufstellen, zu wenig gewürdigt. Das ist die Frage nach der Nachhaltigkeit eines wirtschaftlichen Fortschritts. Wer über die Entwicklung neuer Produktionszweige in kolonialen Gebilden berichten möchte, der steht immer wieder vor der Aufgabe die wahrscheinliche Nachhaltigkeit eines dort-her gemeldeten Fortschritts zu erwägen. Daß dies in der Tat eine besonders bedeutungsvolle Frage ist, daran läßt uns die Geschichte der überseeischen Koloniarbeit der Europäer gewiß nicht aus Mangel an Erfahrungen im Zweifel. Ja, nach dem Rennen hat noch jeder auf den siegreichen Gaul gesetzt. So wissen wir heute immer ganz genau, was vor 100 oder 50 Jahren im kolonialen Gelände Raubbau oder Fehlleitung von Arbeitskraft und Kapital war. Aber, wie es in dem heute noch beschwingten Schlager von anno dazumal heißt, der als Motto eines der schönsten Romane der geistvollen Sozialistin Rose Macaulay dient: »I want to go to Birmingham, and they've sent me on to Crewe [zu deutsch, frei von Kurt Rosenfeld übersetzt, etwa: Sie haben mich nach Moskau gefahren, ich wollt' nach Amsterdarn].«




URSPRÜNGLICH wollten die Gewerkschaften nichts als höhere Löhne, kürzere Zeit und bessern Raum der Arbeit. Schon vor dem Krieg aber wurden sie Ruck um Ruck durch die gesellschaftliche Verknüpfung aller menschlichen Dinge weit über dieses ursprüngliche Feld ihrer Tätigkeit hinausgezogen. Sie kannten anfänglich nur den Streik als Mittel ihres Kampfs, sie sammelten Gelder nur für die Auszahlung von Unterstützungen im Streikfall; aber bald erkannten sie, daß das Interesse der Arbeiter an der Stetigkeit ihrer eignen Organisation so stark war, daß sie begannen Unterstützungen an nicht im Lohnkampf stehende, nur einfach arbeitslose Mitglieder, Unterstützungen im Sterbefall und ähnliches zu zahlen und dafür Fonds anzufammeln. Dann sahen sie, daß auch der noch so glänzend errungene Sieg im Arbeitskampf unter Umständen die Sieger sehr teuer zu stehen kommen kann, wenn Dauer und Opfer des Kampfs in ein Mißverhältnis zum Kampfobjekt geraten, oder wenn gar aus Versehen die Henne geschlachtet wird, die die goldenen Eier legen soll. Aus solchen Erfahrungen und Überlegungen suchte der größte Teil der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter, auch wenn er ursprünglich politisch uninteressiert war, nach und nach politischen Anschluß bei der Sozialdemokratie, in der Erkenntnis, daß viele Erfolge der Gewerkschaftsarbeit erst möglich werden, wenn die Ordnung des Gesellschaftslebens stark sozialistisch und demokratisch beeinflußt ist. Für die unmittelbare Gegenwart aber haben aus der Erfahrung mit der aus Versehen geschlachteten Henne die Gewerkschaften die Lehre gezogen im großen wie im kleinen tatkräftig an einer Entwicklung der Verhältnisse mitzuarbeiten, durch die der Lohnkampf immer mehr zum letzten, niemals in erster Linie eingesetzten Kampfmittel wurde, nämlich an dem Aufbau des Tarif- und Schlichtungswesens, der Betriebsräte, der Sozialversicherung und so weiter, also an Einrichtungen, durch die der Charakter der heutigen Wirtschafts-gesellschaft in Deutschland und in manchen anderen Ländern durchgreifend verändert und verbessert ist. Schließlich sind die Gewerkschaften auch auf den Boden jener gewaltigen Erweiterung der Staatsmacht im Wirtschaftsleben getreten, durch die der Staat in die Lage veretzt wird die Verbindlichkeit von Schiedsprüchen herbeizuführen. Alles Dinge, an die gewiß am allerwenigsten Leopold Sonnemann und die anderen Liberalen gedacht haben, die zuerst daran arbeiteten Gewerksvereine zur Vertretung der Interessen des "Arbeiterstands" zu schaffen.

So zieht die Erweiterung der Erfahrung auch den Sozialismus über sich selbst hinaus. Schien er ursprünglich nur nötig zu haben im Wirtschaftlichen auf eine andere Art der Verteilung des Ertrags des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses hinzuwirken, stand ursprünglich der Kampf gegen den Mehrwert recht eigentlich im Mittelpunkt seiner Zielfetzung, so hat sich längst tausendfältig ihm die Überzeugung aufgezwungen, daß mindestens ebenso wichtig wie die Erreichung eines den Arbeitern günstigeren Schlüssels für die Austeilung des Sozialprodukts die Vergrößerung des Sozialprodukts selbst ist. Ursprünglich sind alle von Sozialisten vorgetragenen Gedankengänge des Inhalts, daß der Sozialismus geboten sei, um die produktiven Kräfte der Wirtschaft ganz frei zu machen, wahrscheinlich nur agitatorisch, vielleicht sogar satirisch gemeint gewesen. Welch ein Diskussions-triumph, wenn man dem, der das kapitalistische System mit dem Hinweis auf seine segensreiche produktionsfördernde Wirkung verteidigte, zurufen konnte: Nicht einmal produktiv ist eure Gesellschaftsordnung, die doch mit der Beseitigung aller Fesseln für die

Produktivität moralisch gerechtfertigt werden soll! Noch heute spüren wir die Wucht dieses Arguments bei Sismondi, Godwin, Owen und Proudhon. Aber der Geist, der hier beschworen war, ließ den Sozialismus nicht los. Was anfänglich nur eine überraschende Wendung im Redekampf war, das wurde allmählich zu einem Brennpunkt der geistigen Auseinandersetzung zwischen dem Sozialismus und seinen Gegnern, und heute sind die Sozialisten bei uns und anderswo überzeugt, daß die eigentliche Rechtfertigung des wirtschaftlichen Sozialismus darin liegt, daß er nachgewiesen hat, wie das von ihm erstrebte Wirtschaftssystem die produktiven Kräfte nicht nur am besten entfesselt sondern auch positiv am besten fördert und wachsen macht.

Allerdings ist das nicht die letzte, entscheidende Etappe dieser Argumentenschlacht, die den Machtkampf zwischen der Arbeiterklasse und der Bourgeoisie nicht nur begleitet, wie die Schlacht der Götter den Kampf der Menschen in der Ebene von Troja, sondern gelegentlich in diesem Kampf auch entscheidend eingreift, genau wie Pallas Athene, wenn sie in die Gefilde des Skamander hin speereerschleudernd, fernhintergehend herniedersteigt. Nicht das allein entscheidet, welche Weltanschauung, organisatorisch verwirklicht, die Menschen am meisten bereichert. Grade Pareto (ein Gegner der Sozialisten, so bitter wie selten einer, und ein Anhänger des Glaubens, daß die Gesellschaft des freien Wettbewerbs aller einzelnen auch erwarten dürfe die reichste aller möglichen menschlichen Gesellschaften zu werden) gibt dies zu, wie es vor ihm große Liberale von Richard Cantillon über Adam Smith bis zu David Ricardo zugegeben haben. Es kann schwerwiegende sittliche Gründe geben, um den Reichtum der Gesellschaft auf dem Altar der Gerechtigkeit zu opfern. Aber wer das tun will, der muß sich und den anderen Rechenschaft darüber ablegen, wie groß nun eigentlich das Opfer ist, das er doch verlangt. Und hier findet sich der Ausgangspunkt für unsere Betrachtung des Verhältnisses des Sozialismus zur Schutzzollpolitik.

Die These, die hier begründet wird, ist folgende: Auf die Dauer ist die größte und nachhaltigste Produktivität der Wirtschaft von einer den ganzen Erdball umfassenden internationalen Arbeitsteilung zu erwarten, die die verschiedenen natürlichen Produktionsvorteile der einzelnen Weltgegenden voll zur Entfaltung kommen läßt. Deshalb ist eine solche internationale Arbeitsteilung auch das Ziel, dem der Sozialismus zutreibt. Zur Erreichung dieses Ziels beschreitet man aber einen Fehlweg, wenn man durch Aufhebung der Schutzzölle (und gleichwertiger, wenn auch technisch andersartiger protektionistischer Maßnahmen) eine derartige Verteilung der Produktionsstätten herbeizuführen sucht. Wohlverstanden: Nicht nur um "Reibungswiderstände" handelt es sich dabei sondern um das Verfehlen des Ziels selbst. Der Weg, auf dem dieses Ziel erreicht werden kann, führt notwendig über interventionistische, und zwar protektionistische Zwischenstationen, die natürlich im einzelnen charakterisiert werden müssen. Und zwar gilt alles dies nicht nur um der Klugheit sondern auch und erst recht der Gerechtigkeit willen.

NTERNATIONAL ist für die sozialistische Bewegung die Zollfrage eigentlich gar kein Problem. Die der Zweiten Internationale angeschlossenen Parteien haben in zahlreichen Fällen für Schutzzölle gestimmt. Gewiß ist ein Teil dieser Fälle zu beurteilen wie das Verhalten der deutschen Sozialdemokratie im Jahr 1901, als sie sich bereit erklärte für den 3½-Mark-Getreidezoll zu stimmen, lediglich,

um das ihr größer erscheinende Übel des 5-Mark-Zolls zu Fall zu bringen; immerhin ist es verdientlich, daß Ernst Heilmann an diese Bebel'sche "Sünde" jetzt wieder erinnert hat<sup>2</sup>. Aber ein nicht unerheblicher Teil der Fälle geht doch dahin, daß ganz abichtlich an der Schaffung von Schutzzöllen Sozialisten mitarbeiteten. Wenn im bisher klassischen Land des Freihandels, in England (das jetzt so entschieden den zollgeschützten Weg zum British Empire geht), die Arbeiterpartei sich diesmal 5 Minuten vor 24 Uhr bei den Wahlen plötzlich wieder auf die längst bei ihr dem Nichtgebrauch verfallene Zollgegnerchaft besonnen hat und vielleicht im neugewählten Parlament an ihr festhalten wird, so kann es kaum zweifelhaft sein, daß sie diese "Tugend" nur deshalb sich gestattet, weil sie im Unglück der Niederlage den Nebenvorteil der angenehmen Gewißheit hat, daß die regierende Partei den Schutzzoll durchführen wird. Wenn man die klassische sozialistische Literatur durchflucht, findet man kaum eine Darlegung, daß Schutzzoll mit sozialistischen Anschauungen unvereinbar sei; am ungünstigsten ist in dieser Literatur wohl für die »Freihandelsnauherburfchen« jene Brüsseler Kongreßrede Marxens, die (man darf sagen: humoristischweise) oft unter dem Namen Freihandelsrede angeführt wird, und die darauf hinausläuft darzutun, daß weder Schutzzoll noch Freihandel vom Standpunkt des Sozialismus grundsätzlich positiv oder negativ gewertet werden können.

Auf dem nicht grundsätzlich ablehnenden Boden stehen sowohl diejenigen Sozialisten, die Schutzzölle verwerfen, weil sie das Dasein des Kapitalismus stärken, als auch diejenigen, die gegen Schutzzölle auftreten, weil diese als indirekte Steuern eine Verteuerung des Lebensbedarfs der Konsumenten bewirken, gleichzeitig aber diesen nicht nur, wie Finanzzölle, zugunsten der öffentlichen Kassen sondern zum Teil auch zugunsten einheimischer Kapitalisten besteuern. Das eine Argument braucht man hier nicht zu kritisieren. Der ganze Inhalt der sozialistischen Monatshefte seit mehr als 3 Jahrzehnten bringt immer wieder den Nachweis, daß es vom sozialistischen Standpunkt nicht richtig ist eine Sache bloß deshalb zu verwerfen, weil sie den Bestand der kapitalistischen Wirtschaft stärken könnte, sofern diese Maßregel nur sonst vom Standpunkt der Arbeiterinteressen nicht verwerflich erscheint. Was das andere Argument angeht, so ist es offenbar im ersten mit enthalten, soweit es sich um die Besonderheit des Schutzzolls handelt, daß der Ertrag der durch ihn bewirkten Preissteigerung zu einem Teil den einheimischen Unternehmern und nicht der Staatskasse zufließt, und insofern ist eine besondere Widerlegung nicht nötig. Sieht man davon ab, so schrumpft dieses Argument auf den Satz zusammen, daß der Massenverbrauch nicht zur Beschaffung von Mitteln der öffentlichen Hand besteuert werden sollte. Wäre dies wahr, so bewiese es die offenbare Undurchführbarkeit aller Veranstaltungen der öffentlichen Hand, die mit einem nennenswerten Kostenaufwand verbunden sind. Wie in aller Welt stellt man sich denn in einer sozialistischen Wirtschaft die Aufbringung der öffentlichen Mittel anders vor als durch Besteuerung des Verbrauchs der arbeitenden Massen? Ist doch in einer sozialistischen Wirtschaft auch jede Einkommensbesteuerung weiter nichts als eine Verbrauchsbesteuerung. Es kann sich also höchstens darum handeln zu entscheiden, welche Verbrauchszweige besteuert werden sollen, und welche nicht. Da die Verbrauchssteuern aber eine Entlastung einzelner Verbrauchszweige auf Kosten

<sup>2</sup>) Siehe Heilmanns Schlußbemerkung zu Marckwalds Zeitschrift Wirtschaftskrise und Wahlergebnisse, im Freien Wort vom 1. November 1931.



anderer ermöglichen, während die direkte Einkommensbesteuerung im sozialistischen wie im kapitalistischen Staat die verschiedenen Arten des Verbrauchs und die Ersparnisse unterschiedslos belastet, so wären vom Standpunkt der Sozialisten auch in der kapitalistischen Wirtschaft die Verbrauchssteuern den Einkommensteuern vorzuziehen; ein Standpunkt, der offenbar gar nicht mehr der Gegnerschaft gegen Schutzzölle dienen kann. In Wirklichkeit kommt es im Gegenwartsstaat vom sozialistischen Standpunkt ja auch gar nicht darauf an, wie das *Geldeinkommen* der Arbeiter sich gestaltet. Die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter haben daraus längst gelernt, daß es darauf ankommt, welche sachliche Lebenshaltung ihnen in Gestalt des nicht weggesteuerten Teils ihres Arbeitslohns geboten wird. Aber nehmen wir selbst an, daß für die Verteuerung der Lebenshaltung durch Schutzzölle in der Gegenwart die Arbeiter keinen oder doch wenigstens keinen vollen Ausgleich in Gestalt höherer entsprechender Nominallöhne zu finden vermögen. Für Zeiten wirtschaftlichen Niedergangs wird diese Annahme zweifellos zutreffen, es kann für unsere Diskussion aber auch ruhig unterstellt werden, daß sie für die Zeiten des Aufschwungs gilt. Auch dann nämlich kann dieser Gedankengang gegen die Forderung von Schutzzöllen nicht durchgreifen, sofern man dartut, daß ohne Schutzzölle zwar die Lebenshaltung der Arbeiter eine Zeitlang etwas besser wäre, als sie mit Schutzzöllen ist, daß dadurch aber Entwicklungsvorgänge in der Gesamtwirtschaft in Gang gesetzt werden, die *auf die Dauer* zu einer Aushöhlung der Lebenshaltung der Arbeiterklasse führen müssen. Das kann in der Tat bewiesen werden. Sicherlich für Deutschland.

Das deutsche Volk kann heute in seiner Gesamtheit nur leben, wenn die Industrie in der Lage ist einen erheblichen Teil ihrer Produktion direkt oder indirekt zu exportieren und auf diese Weise gleichzeitig die Arbeitermassen Deutschlands zu beschäftigen und die Kostenvorteile der Produktion auf großer Stufenleiter voll auszunutzen. Diese Produktion auf großer Stufenleiter wird aber offenbar unmöglich, wenn die dazu erforderliche Wirkung des Auslandsabatzes durch ein Schrumpfen des Inlandsabatzes wieder aufgehoben wird. Die gegenwärtige Krise bietet einen Anschauungsunterricht größten Ausmaßes dafür, wie es mit der Rentabilität der industriellen Produktion in Deutschland steht, wenn zum Beispiel die 20 Millionen Angehörige der landwirtschaftlichen Bevölkerung aus der Zahl der Kunden der deutschen Industrie für kürzere oder längere Zeit ausscheiden, weil ihre Betriebe keine Reinerträge abwerfen. Dieser Gedankengang gilt aber nicht nur für die landwirtschaftliche Bevölkerung allein, sondern man muß seine Geltung (ohne daß man deshalb in gefährliche Nähe der verfehlten Lehre kommen müßte, die Krise müsse durch eine, sei es auch inflatorische, Hebung der Kaufkraft der breiten Massen bekämpft werden) auf den Fall ausdehnen, daß weitere Millionen von inländischen Käufern deutscher Industriewaren infolge von Massenarbeitslosigkeit ausfallen. Die durchschnittliche Arbeitslosigkeit des Kalenderjahrs 1931 wird statistisch etwa bei 4 Millionen liegen. Auch wenn man diese Zahl durch Abzug entsprechender Quoten für Schwarzarbeiter, Überalterte, residuale Arbeitslosigkeit und so weiter berichtigt und auf rund 3 Millionen reduziert, so bedeutet das mit den Familienangehörigen doch immer noch etwa 10 Millionen, die wegen der Beschränkung ihres Einkommens auf Unterstützungsgelder als Käufer von Industriewaren praktisch auch so ziemlich ausscheiden. Damit ist denn glücklich die Hälfte des in Deutschland möglichen Abatzes für die meisten Industriezweige geschwunden, und es müßten schon gradezu

phantastische Mengen zu phantastisch niedrigen Preisen exportiert (übrigens zu ebenso phantastisch niedrigen Löhnen und mit in ablehbarer Zeit unmöglich niedrigen Zinssätzen produziert) werden, um für diesen verlorenen inländischen Markt einen der Größe nach auch nur einigermaßen ausreichenden Ersatz in der Ausfuhr zu finden. Es fehlt eben derartigen Überlegungen, die beim Fehlen inländischen Absatzes verstärkte Ausfuhr empfehlen, zur Richtigkeit der Nachweis, daß eine Ausfuhrsteigerung in der *erforderlichen Größenordnung* in kurzer Zeit möglich ist. Unsere Hauptkunden, die anderen Industrieländer, ließen sich das nicht gefallen, und die Aufnahmefähigkeit der weniger industriellen Teile des Auslands für europäische Exportwaren ist außerordentlich begrenzt; sie schnell nennenswert zu steigern ist kaum möglich. Damit kommt die Frage auf das Problem hinaus, wie weit die internationalen Wettbewerbsverhältnisse eine freihändlerische Umgestaltung unserer Wirtschaftspolitik gestatten. Außerdem muß man sich aber einmal vorstellen, wie es wohl in der Beschäftigung in großen, heute zollgeschützten Wirtschaftszweigen Deutschlands aussehen würde, wenn die Wettbewerbskraft des Auslands sich ungehemmt auf dem deutschen Markt selbst austoben könnte.

Nur 2 Beispiele seien dafür hier angeführt:

1. Der Preis von Roggen und Weizen, Zucker und Fleisch, den die *Landwirtschaft* heute erhält, beruht ganz und gar auf der Absperrung des deutschen Wirtschaftsgebiets gegen ausländische Konkurrenz in diesen Produkten durch protektionistische Maßnahmen. Ihre Aufhebung würde freilich dem Arbeiter, der noch kaufen kann, Brot, Fleisch und Zucker um eine Reihe von Prozenten billiger bieten als heute. Übergroß wäre diese Verbilligung allerdings nicht, da der Preis, den der Landwirt für das Erzeugnis seines Betriebs erhält, selbst nur einen Bruchteil des Preises der konsumfertigen Erzeugnisse darstellt, so daß die Verbilligung durch zollfreie Einfuhr also nur auf diesen Teilfaktor der Preisbildung Einfluß ausüben könnte; beim Brot zum Beispiel wird vom Preis höchstens die Hälfte für den Erwerb des erforderlichen Getreides aufgewendet; eine Verbilligung des Getreides um  $\frac{1}{4}$  würde also ein Schrumpfen des Brotpreises um höchstens  $\frac{1}{8}$  bewirken, das heißt viel weniger fühlbar sein als die Gegner des Getreidezolls meistens glauben. Wie würde aber bei einer 25prozentigen Senkung der Preise für Roggen und Weizen, Schlachtrinder und Schweine die Lage der landwirtschaftlichen Betriebe sich gestalten (Zuckerrüben würden bei Aufhebung aller protektionistischen Maßnahmen überhaupt nahezu unabsetzbar werden)? Schon heute schmilzt der landwirtschaftliche Großbesitz dahin wie Schnee an der Märzensonne, und dem großbäuerlichen Besitz, der in erheblichem Maß Lohnarbeit verwendet, geht es nicht viel anders. Die Landarbeiterklasse stirbt in weiten Gegenden Deutschlands, wirtschaftlich gesehen, in so schnellem Tempo aus, daß auch der reißend fortschreitende Geburtenrückgang auf dem platten Land die dauernde Zunahme langfristiger arbeitsloser Landarbeiterscharen nicht aufzuhalten vermag. Senkt man dauernd die Preise für die erwähnten landwirtschaftlichen Erzeugnisse auch nur um  $\frac{1}{4}$ , so legt man mit einem Schlag einen riesigen Teil der deutschen Ackerfläche still. Alle schönen und zum Teil auch richtigen Vorschläge, daß die deutsche Landwirtschaft sich mehr als bisher auf Veredelungsproduktion umstellen müsse, können daran nichts ändern; denn schließlich kann das ganze Defizit Deutschlands an Milch, Butter, Eiern, Obst und Gemüse auf einer Fläche erzeugt werden, die 100 ostelbische ansehnliche, aber nicht übergroße Latifundien darstellen; und die übrigen bebauten Felder wür-

den einfach Ödland werden in Millionen von Morgen, wenn Roggen, Weizen, Kartoffeln und Viehfutter dauernd nur noch zu  $\frac{3}{4}$  des gegenwärtigen Preises von der Landwirtschaft abgesetzt oder verarbeitet werden könnten.

2. Ähnlich liegt es im *Bergbau*. Wie es den Arbeitern geht, wenn die Preise die Produktionskosten nicht mehr decken, das kann man im Westen Deutschlands aus den Erfahrungen mit dem Mansfelder Kupfer, mit dem Harzer Blei und Silber und mit den sächsischen Steinkohlen sehen, und den selben Anschauungsunterricht empfängt Ostdeutschland seit Jahren im Steinkohlengebiet des Waldenburger Bezirks. Die Aufhebung der Kohlenzölle und der sonstigen zugunsten des deutschen Kohlenbergbaus getroffenen protektionistischen Maßnahmen würde einen großen Teil des Absatzes dem Ausland überantworten; eine neue Demarkationslinie zwischen dem Gebiet des Verbrauchs deutscher und englischer Kohle in Deutschland würde sich auf einem so niedrigen Preisniveau etablieren, daß dadurch einem großen Teil der Arbeiter des deutschen Kohlenbergbaus ihr Beruf dauernd versperrt wäre.

Man braucht hier nicht auf die Frage einzugehen, ob das alles hätte anders werden können, wenn Deutschland nicht seit nun 53 Jahren Schutzzollpolitik getrieben hätte; solche Erwägungen sind müßig, und dieses halbe Jahrhundert kann man ohnehin nicht ausradieren. Heute ist in Europa, in Nordamerika, Südafrika, Australien, Süd- und Ostasien eine Verteilung des Wirtschaftsapparats vorhanden, die einen auch nur schrittweise vorgehenden Abbau des Zollschutzes in Europa gleichbedeutend macht mit der Austilgung europäischer Arbeitermassen, die nicht nach Bataillonen oder Armeekorps sondern nach Heeresgruppen gezählt werden müßten.

**W**ILL man das Ziel des sozialistischen Strebens nach anderer Verteilung der Güter in der Gesellschaft mit einem Wort kennzeichnen, so kann man sagen: Dieses Ziel ist die Beseitigung der Ausbeutung. Ohne im einzelnen zu entscheiden, worin Ausbeutung von Fall zu Fall besteht, läßt sie sich jedenfalls als ein Verhältnis zwischen Gruppen von Individuen bestimmen, bei dem die eine Gruppe Sondervorteile auf Kosten der andern genießt. Dieses Verhältnis kann zwischen verschiedenen Gruppen im selben Staat bestehen, weshalb wir mit Recht von der Ausbeutung der Arbeiterklasse durch die Klasse der Kapitalisten sprechen. Ein solches Ausbeutungsverhältnis kann aber auch zwischen verschiedenen Völkern bestehen, und zwar dergestalt, daß in dem ausbeutenden Volk die Arbeiterklasse den Vorteil dieser Ausbeutung mitgenießt, in dem ausgebeuteten Volk aber die Kapitalistenklasse den Nachteilen dieses Zustands mitunterworfen ist. In einer Welt, in der alles gehandelt wird, in der auch Dienste in vieler Hinsicht wie Waren umgesetzt werden, liegt ganz klar eine von den verschiedenen Formen der Ausbeutung vor, wenn der Verkaufspreis von Gütern absichtlich und durch besondere Maßnahmen höher gehalten wird als zur nachhaltigen Aufrechterhaltung und zur gebotenen Erweiterung der Produktion erforderlich ist, und wenn Dienste ebenso absichtlich niedriger bezahlt werden als zu ihrer nachhaltigen Leistung unter menschenwürdigen Bedingungen gefordert werden muß. Jedenfalls liegt immer dann eine Ausbeutung vor, wenn durch monopolistische Preisbildung entweder die Warenpreise über den gekennzeichneten Punkt hinausgetrieben, oder aber die Preise für Dienste unter den hier gekennzeichneten Punkt gedrückt werden. Nun hängt in der Weltwirtschaft die Preisbildung sehr häufig von Monopolen ab, und die Bil-

dung solcher Monopole ist meistens eine reine Machtfrage. Allerdings darf man hier nicht immer bloß die Betrachtung auf die tatsächlich bestehenden Monopole beschränken. Zu solchen Monopolen kommt es nicht so sehr häufig, weil die Abnehmer vieler wichtiger Waren ein ganz dringendes Interesse daran haben dem vorzubeugen und deshalb von vornherein bereit sind alle Opfer zu bringen, um die Entstehung eines solchen Monopols zu verhüten. Gelegentlich kommt es allerdings auch zu solchen Bildungen. So hat England jahrelang den Preis für Kautschuk monopolistisch hinaufmanipuliert, und so sind gelegentlich andere wichtige Verbrauchsartikel durch weltwirtschaftliche Monopolbildung für lange Zeit verteuert worden. Alles, was unter dem Namen Valorisation bekannt ist, gehört in diese Gruppe von Erscheinungen, und näher betrachtet finden wir die Weltwirtschaft, manchmal in den harmlosesten Verkleidungen, doch mit der gleichen Wirkung, von ihnen stark durchsetzt.

Um die volle Bedeutung dieser Erscheinung für unsern Gegenstand zu würdigen, kommt es aber doch mehr auf die Monopole an, denen vorgebeugt werden muß, als auf die Monopole, die zustande gekommen sind. Ganz ähnlich wie mit Recht Frankreich in die Erörterung der Abrüstungsfrage das potentiel de guerre eingeführt hat, ist hier der Hauptnachdruck auf die Potenz der weltwirtschaftlichen Monopolbildungen zu legen. Es gibt freilich in der kapitalistischen Wirtschaft keinen Produktionszweig, der unter allen Umständen und zu jeder Zeit die Voraussetzungen der Wirklichkeit eines Monopols erfüllt. Wie die gegenwärtige Krise lehrt, kommt es zu Überproduktionen zeitweilig an ganz unerwarteten Stellen. Weizen, Roggen, Obst, Zucker, Kaffee, Tee, Kakao, Fett, Kohle, Erdöl, Erze, Metalle, Kautschuk, Holz, Asbest, Glimmer, Spinnstoffe; fast alles, was an großen Rohstoffen überhaupt produziert wird, ist augenblicklich "im Überschuß" da. Es gibt aber heute wohl kaum noch einen ernsthaften Wirtschaftstheoretiker, der eine solche Erscheinung für etwas anderes als für eine allerdings schwere, aber doch vorübergehende Funktionsstörung der Wirtschaft hält, der nicht für längere Fristen immer wieder den Satz bestätigt fände, daß die Produktion grundsätzlich begrenzt, der Verbrauch grundsätzlich unbegrenzt ist, und daß deshalb die Produktion der Nachfrage immer nur nachlaufen kann. Bei einem Wettlauf kommt es bekanntlich nicht darauf an, wer in der 1., 2. oder 3. Runde vorn liegt, sondern nur darauf, wer in der Schlußrunde zuerst durchs Zielband geht. Deshalb hat dieser Zustand immer wieder die Tendenz in sich zu einem Zurückbleiben der Produktion hinter dem Konsum zu führen. Deshalb kommt es auch zu Kapitalmangel in der Wirtschaft, und deshalb muß ein gewisser Teil der Produktion, statt daß man ihn verbraucht, kapitalisiert werden, um eine breitere Grundlage für die geforderte Ausdehnung des Konsums zu schaffen.

Es gibt nun Völker, die anderen gegenüber durch natürliche oder geschichtliche Faktoren der Wirtschaft oder durch politische Faktoren außerordentlich bevorzugt sind. Früher war das Vorhandensein eines alten erprobten technischen Produktionsapparats in Industrie, Bergbau und Transport und eines zahlreichen gelchulten gewerblichen "Arbeiterstands" ein solcher großer Vorsprung Europas vor der übrigen Welt, und ebenso war es der Vorrang im Besitz politischer Macht. Heute hat sich dieses Verhältnis umgekehrt. Die meisten wichtigen Rohstoffe kommen aus Übersee oder werden dort mit sehr viel niedrigerem Aufwand an Kapital und Arbeit gewonnen als in Europa und speziell in Deutschland. Industrielle Tüchtigkeit breitet sich unter den Arbei-

tern der außereuropäischen Welt mit großer Geschwindigkeit aus; nur durch Gesetze können die Neger Südafrikas daran gehindert werden die Europäer dort aus der gelernten Arbeit in Bergbau, Industrie und Transport herauszukonkurrieren. Die großen Scharen von japanischen Arbeitern, indischen Spinners und Webern, Negern in den Vereinigten Staaten und auf den Inseln des amerikanischen Mittelmeers leisten genau so viel wie der Bergarbeiter im Ruhrgebiet, wie die Spinner und Weber in den Textilzentren von Lodz und Roubaix oder wie der Messerschmied in Solingen und Sheffield.

Mit dem Vorsprung der Geschicklichkeit der Arbeiter ist es für Europa vorbei. Und ihre politische Macht? Wer beständig vor seinem Haus Wache steht, weil er glaubt, daß der Nachbar es ihm anzünden könnte, der kann seine Tante draußen auf der Landstraße nicht schützen, die von Wegelagerern überfallen werden könnte. Die deutschen, die französischen, die polnischen und die italienischen Schilderhäuser sind so gut besetzt, und die Posten starren auf einander so gebannt, daß sie gar nicht merken, was außerhalb des europäischen Dorfs vor sich geht; und selbst, wenn es ein Lautsprecher ihnen zuschreit, so können sie es doch nicht beachten, weil sie ganz damit beschäftigt sind auf einander zu zielen, und weil sie an ihren Schilderhäuschen festgewurzelt sind: durch die Notwendigkeit vor einander Deckung zu suchen. Draußen aber bewegt sich alles auf großen Linien und in rasendem Tempo. In diesen Dingen ist kein Unterschied zwischen den einzelnen Ländern des kontinentalen Europas.

Freilich ist es sinnlos, daß jedes Land Europas für sich zur Autarkie strebt; daß jedes glaubt, alle seine Nahrungsmittel (und seien es die seinem Boden fremdartigsten), alle seine industriellen Bedarfsartikel (und fehle es ihm völlig an Arbeitern dafür, und hänge ihre Erzeugung ganz von Rohstoffen oder Halbfabrikaten des Nachbarn ab) selbst erzeugen zu müssen. Daß diese Zerklüftung Europas in 2½ Dutzend sich bis aufs Messer bekämpfender möchtegern-autarkischer Gebiete ein unmöglicher Zustand ist, das ist freilich wahr, und nichts ist sinnloser als wenn man in Kreisen, die jetzt (reichlich spät) den Autarkiegedanken "entdeckten", ihn zu kleinbürgerlich nationalistischer Zersplitterung statt zu produktiv wirtschaftsimperialer Integrierung benutzen will. Wer also die Notwendigkeit einer Europäischen Zollunion, grade um des europäischen, grade um des deutschen Arbeiters und Landwirts willen betont, der hat gewiß recht. Die richtige Folgerung daraus ist aber nicht der schnellere oder langsamere Übergang zum Freihandel in Europa und Deutschland sondern der Übergang zur Europäischen Zollunion, die, wie immer aufs neue nachdrücklich gesagt werden muß, ihren Namen nicht nur von der Union, von der Einigung, sondern grade auch von den Zöllen hat.

Daß Europa in der industriellen Produktion zurzeit keinen Vorsprung hat, ist nicht zu bezweifeln. Mehr noch: Sein früherer Vorzug hat sich in einen ganz entscheidenden Nachteil verkehrt. Wenn es in der Welt heute noch keine Industrie gäbe, alle Mittel zum Aufbau modernster Industrien aber vorrätig lägen, so würde freilich der dann herzurichtende Produktionsapparat nach technischer Ausstattung und räumlicher Verteilung von Bauten und Menschen ganz anders aussehen als das, was in der Welt jetzt vorhanden ist. Aber die alten Industriebauten, gefrorene Arbeit von Jahrhunderten, von vielen Millionen arbeitender Menschen, sind nun einmal vorhanden, sind zum Teil sehr billig hergestellt, zu erheblichen Teilen abgeschrieben, sie belasten die Kostenrechnung der Produktion deshalb nur in bescheidenen Grenzen. Ersetzt man

lie überall durch Anlagen im neuesten technischen Stil, so müssen die alten Anlagen einfach zum Kehrrieh geworfen werden. Das ergibt eine außerordentliche Vorbelaftung aller technischen Fortschritte in den alten Industrieländern. Legt man die Betriebe an Orte, an denen sie an sich mit viel größerer wirtschaftlicher Berehtigung lägen, so müßte man in Europa Millionen von Menschen verpflanzen, Millionen von Häusern verfallen lassen, Millionen von Häusern neu bauen, Milliarden für Straßen, Verkehrsmittel, Wasser- und Energieverforung neuer Rielenstädte ausgeben, das Bevölkerungsgewicht aller europäischen Landschaften durchgreifend gegen einander verschieben. Vieles davon erseheint durchaus möglich, wenn man die alternden Anlagen nach und nach sich abnutzen läßt und ebenso nach und nach abschreibt, wenn man nicht jedes verödende Fetzen Gebiet auf öffentliche Kosten immer wieder subventioniert, wenn man vor allem durch vorsichtige Schutzpolitik Produktionszweige, die gut, aber jetzt in ihren Anlagen noch nicht voll ausgenutzt sind, über Wasser hält, bis die trotzdem immer noch zunehmende Bevölkerung in ihre volle Ausnutzung hineinwächst. Für eine Wirtschaftspolitik auf weite Sicht ist deshalb die Herbeiführung einer zwischenvolklichen Arbeitsteilung auf unserm Festland heute keine Utopie mehr, ebenso wie es heute nicht mehr ganz utopisch ist auf eine allgemeine politische Befriedung Europas zu hoffen. Eine Europäische Zollunion, schrittweise herbeigeführt, ist deshalb möglich, und in dem Augenblick, in dem sie es ist, wird sie zu einer gebieterischen sozialistischen Forderung. Sie bedeutet die Entscheidung für den Vereinigten Europäischen Kontinent.

Alles dies aber wird sofort unmöglich, wenn man nicht den Bestand der europäischen Wirtschaft durch protektionistische Maßnahmen mannigfacher Art und erheblichen Umfangs so schützt, daß die erforderliche Frist für diese Umorientierung der europäischen Produktion in der Richtung auf die natürliche Lagerung und Gestaltung auch mit Sicherheit verbürgt ist. Gibt man heute das festländische Europa ganz oder in erheblichen Teilen dem überseeischen Wettbewerb preis, so wird man nur erreichen, daß der frühzeitige Übergang zum Weltfreihandel die Vernichtung der Wirtschaft desjenigen Teils der Welt bewirkt, der heute noch trotz allen Niederlagen, trotz allen Verlusten, trotz allen Schwierigkeiten und Nöten das klopfende Herz in der Entwicklung der produktiven Kräfte der Menschheit darstellt.

**P**OLITIK kann man nur auf lange Sicht treiben, und auf lange Sicht sind wir alle tot«, sagt John Meynard Keynes, der schon als Engländer bei uns die denkbar größte Autorität genießt. Aus diesem unbestreitbaren Satz folgt indessen noch nicht, daß vernünftige Politik unmöglich ist, sondern nur, daß vernünftige Politik die mittlere Proportionale zwischen Kurzlebigkeit und langer Sicht gedanklich finden und schaffend verwirklichen muß. Die Herstellung der Europäischen Zollunion ist die mittlere Proportionale zwischen dem zeitgebundenen Protektionismus der europäischen Nationalstaaten und dem ungehinderten Verkehr einer Welt, deren Teile gleich stark sind und deshalb erst gleichberehtigt und gleichverpflichtet sein können. Grade, weil der Sozialismus auf dieses Endziel los will, muß er auch das Zwischenziel wollen, und wenn er das Zwischenziel will, so muß er auch das Mittel wollen, das dazu unerläßlich ist, nämlich den Schutzzoll und das Arsenal der übrigen protektionistischen Maßregeln.

Es liegt in der Konsequenz jeder organischen Auffassung von Sozialismus, daß man die Dinge wachsen lassen, während dieser Zeit aber auch in ihrem Wachstum fördern muß. Deshalb kann für die Sozialisten Europas in der Alternative, ob Schutzzoll oder Freihandel, die richtige Stellung jetzt nur auf der Seite des Schutzzolls sein. Und erst auf dieser Seite der Grenze kann dann gewissenhafte und ins einzelne gehende Erörterung Platz und Sinn haben, welche protektionistischen Maßnahmen zu treffen sind, und welche Ausdehnung ihnen zu geben ist. Ist erst einmal erreicht, daß dieser Standpunkt des sozialistischen Aktivismus, wie er von den sozialistischen Monatsheften in all diesen Jahren vertreten wird, Gemeingut der deutschen Sozialdemokratie wird (wie schon so manches andere aus unserer Überzeugung zur Parole der Gesamtheit geworden ist), dann werden wir schon deshalb einen Fortschritt in der Verwirklichung des Sozialismus erlebt haben, weil dann die Sozialisten selbst wieder um einen Grad mehr bewußt sozialistisch in Theorie und Praxis geworden sind.

## CHARLOTTE LÜTKENS · DIE AMERIKALEGENDE

**K**RIEG und Nachkrieg zerstörten die Stabilität der Wirtschaft und Valuta. Zerstückelt lagen die geistigen Wertungen, und Intellektuelle und Unternehmer mußten nach neuer Fixierung ihres Weltbilds in einer erschütterten und veränderten Gesellschaft suchen. Um diese Zeit entstand das Interesse der europäischen Publizistik und Sozialwissenschaft für die Vereinigten Staaten von Amerika. Um Vorbild neuer Orientierung und Abwehr völliger Auflösung gleich besorgt, wandten sich alle, die etwas zu gewinnen und noch mehr zu verlieren hatten, Amerika zu; das Land des Dollars schien ja aus dem ökonomischen und geistigen Zusammenbruch gestärkt hervorgegangen, als einziges von den sozialen Erschütterungen verschont zu sein. So bildete sich jenes aus Hoffnung, Sorge und Anschauung, aus Berichten und Bedürfnissen gemengte Amerikabild, das die deutsche Soziologie und Literatur während der amerikanischen Prosperitätsperiode von 1922 bis 1930 beherrscht hat.

Diese Amerikamode ist eigentlich eine "Amerika"mode. Es wird unter den Decknamen Amerika und Amerikanismus eine Legende zubereitet (natürlich in Form objektiver, womöglich statistischer Tatsachendarstellung), die 2 Gesellschaftsgruppen dient, und die das deutsche Bürgertum gern und gläubig hinnimmt, weil sie gewissen liebgewordenen Vorstellungen und Vorurteilen über die eigene und die fremde Welt angenehm klingt. Das "Amerika", wie es diese Legende sieht und beschreibt, ist *Intellektuellen-* und *Unternehmerlegende*. Es verlohnt sich ihren Urgründen nachzugehen.

Dem Intellektuellenstand, vor allem dem deutschen, mußte mit dem Vordringen der Massen und der in der gesamten Wirtschaftslage begründeten furchtbaren Verarmung des einzelnen klar werden, daß die Bejahung der Maschine seine Expropriation als Stand bedeutete. Nach einem kurzen, "toler"n und "unruh"igen Intermezzo, in dem die deutsche Literatur schon den "Menschen" der "Masse" zu opfern bereit schien, erhielt darum das Ideal der "Persönlichkeit" wieder den alten und ehrwürdigen Platz in der Ideologie der Intellektuellen. Darum mußte das edelste Kulturgut Deutschlands, bescheidener: Europas, gewahrt werden. Es wurde ein "Amerika" aufgebaut, das alle echten Gefahren der Mechanisierung und Standardisierung ins Riesenhafte verzerrte.

Verzerrte nicht einmal so sehr in der Tatsachendarstellung wie durch die Auslegung, die Begleitmusik (sozusagen, mit der die Zahlen über Wolkenkratzerhöhe und Automobilbesitz, über Magazinauflagen und Boxerhonorare, die Geschichten mit keep smiling, happy end und it is not done aufgetischt wurden. Diese Verzerrung besteht darin, daß, wie in Amerika, auch im differenzierteren Europa die meisten Menschen lieber bequem ins Kino und die Operette gehen als in ein Drama oder in die Oper, auch wenn sie das Geld dafür hätten. (Der Andrang zu Wagnerfestspielen und Stargatrollen ist selbstverständlich kein Einwand, weder für uns noch für Amerika.) Immerhin könnte man diese Verzerrung mit der leider üblichen Lebens- und Zeitfremdheit der deutschen bürgerlichen Literatur entschuldigen, die zwar längst nicht mehr in der Dachstube sondern im Kaffeehaus dichtet, aber immer noch erwartet bei Afchinger den "gemütlichen" Stammtischton wiederfinden zu können (und dafür dann das Café Vaterland mit auf ihr intellektuelles Schuldkonto nehmen muß). Wenigstens äußert man sich gern in dieser Tonart, wenn man die kahle Nüchternheit New Yorker Angestelltenrestaurants entsetzensvoll schildert.

Jedoch, die entscheidende Verzerrung in diesem Schreckbild vom standardisierten Amerika besteht darin, daß die europäischen Intellektuellen als bedrohter Stand die eignen Nöte riesengroß auf die amerikanischen Erfahrungen projizieren, und daß auf diese Weise ein für die von dieser Standardisierung Betroffenen, für die amerikanische Gesellschaft, gar nicht so besonders schmerzhafter Prozeß als eine ungeheuerliche Verstümmelung letzten Menschentums erscheint. Die amerikanische Gesellschaft ist eben sozial kaum differenziert, ist ihrem Aufbau wie ihren geistigen Traditionen und ideologischen Tendenzen nach egalitär, so daß die Entindividualisierung im gesamten Habitus, das Massenhaftwerden der Kultur und Lebensgestaltung, für sie keinen grundsätzlichen Konflikt bedeutet. Es ist nicht intellektuelle Bequemlichkeit, Gedankenlosigkeit oder geistige Unproduktivität, wenn die eigentlichen kulturellen Leistungen der amerikanischen Gesellschaft nicht auf dem Gebiet der ästhetischen und kontemplativen Produktion zu finden sind. Sie dürfen dort gar nicht gesucht werden, weil eben die gesellschaftliche Wertskala Amerikas nicht wie die Europas von Klassen- und Standesvertretern gesetzt und vom sozialen und geistigen Interesse der Intellektuellen getragen wurde. Diese Andeutung der fundamentalen Verschiedenheit des gesellschaftlichen Aufbaus und der geistigen Situation mag hier genügen.

Und mit ihrer Andeutung hätte sich auch die Amerikaliteratur genügen lassen können: wenn nämlich die geistige Auseinandersetzung mit Amerika allein zur Diskussion gestanden hätte. Dann hätte eben der Amerikafahrer daheim im Salon oder am Vortragspult rundweg erklärt: Jenes Land hat schauderhafte Kirchen, aber bezaubernde Bahnhöfe, sein Automobilverkehr ist eindringlicher als die unendliche Melodie aller freien Rhythmen, seine Sky Lines sind romantischer als die verwegensten Einfälle eines Fritz-Lang-Films, und seine Abfütterungsstätten sind fast so sachlich wie Europas Neue Sachlichkeit; aber für Europa ist es nichts, wir können von dort nichts lernen, was unserm innersten Wesen, unseren tiefsten Notwendigkeiten entspricht; wir Geistigen verhungern in solcher Welt. Und mit dieser Feststellung, in der sich Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung gebührend die Wage halten, wäre der Fall Amerika (ganz ohne Gänsfußchen) erledigt gewesen. Es wäre sogar möglich gewesen so abzuschließen, was noch nicht einmal den Verzicht auf



die Drucklegung der Reifeseindrücke bedeutete, wenn man zugegeben hätte, daß zum Beispiel die Jazzmusik ohne die erschütternde Musik der Neger nicht denkbar ist, oder daß es nirgendwo sonst so viel Anschauungsmaterial über die Möglichkeiten der Technik zu sehen gibt. Man hätte eben nur sehen oder sagen müssen, daß alle diese "Zeitgemäßheit" soziologisch bedingt ist, daß etwa die technische Blüte zunächst eine Folge der Bevölkerungsknappheit und der Ausdehnung des Kontinents war, und daß im übrigen eine hochkapitalistische Gesellschaft ohne Technik und Rationalisierung unmöglich ist.

Aber die Diskussion um Amerika ging ja keineswegs bloß die Intellektuellen an, die aus Angst vor der Mechanisierung und sozialer Depossidierung zeigen mußten, wohin man gelange, wenn man erst einmal vorbehaltlos Ernst mache mit dieser allgemeinen Massenhaftwerdung der Kultur. Das stellte nämlich ihr "Amerikanismus" dar. Amerika aber war nicht bloß das Land der geistigen Uniformierung, es war auch (wer konnte es je übersehen?) das Land des Dollars, also das Land des "Wirtschaftswunders". Nichts könnte besser die Verbundenheit der geistigen Krise mit der ökonomischen dartun als diese gleichzeitige Hinwendung von Geistigen wie Unternehmern auf den Kontinent zwischen Wall Street und Hollywood mit den wahlweise benutzbaren Mittelpunkt Detroit und Gopher Prairie, den Städten Fords und der Main Street.

Den Unternehmer bedroht wie den Intellektuellenstand die "Masse", während doch gleichzeitig die wirtschaftliche Konkurrenz eine entschlossene Technifizierung erheischt. *Abwehr des Sozialismus und Rationalisierung* sind die Grundthematika des deutschen Kapitalismus nach dem Krieg. Die Amerikalegende dient beiden Zielen. Damit man nicht von der amerikanischen Konkurrenz erdrückt werde, wird der (in der Inflation so rentable, in der Depression für die Beherrschung der Arbeitnehmer sozial so fruchtbare) Wille zur Technifizierung gewaltig angepeitscht, indem die unbestritten große technische Leistung amerikanischer Großbetriebe ohne jeden berechtigenden Hintergrund der sonstigen soziologischen Zusammenhänge immer neu geschildert wird; am liebsten sogar so, als ob es in keinem deutschen Werk ein laufendes Band, in keinem deutschen Bureau Bureaumaschinen gäbe, dafür aber in jedem amerikanischen. Und gleichzeitig mit diesem Rationalisierungsrausch (an den Kater in der nächsten Krise dachte man natürlich noch nicht) benebelte ein weiteres Ingredienz der Legende den deutschen Leser: das Rosa-Kreuz-Gas der Cooperation. Der Arbeiter, das früheste Opfer der Rationalisierung, konnte ja seit langem die Maschine gut genug, so daß er weniger als alle anderen Schichten auf den Maschinenzauber arrangierter Reklameführungen hineinfiel. Diesen menschlichen und darum schwer traitablen Produktionsfaktor mußte man also auf andere Weise für die Amerikanisierung der Betriebe gewinnen. Das hatte schon der amerikanische Unternehmer als notwendig erkannt, obgleich die gesamte soziale und politische Struktur seines Landes eine Linksoption wenig wahrscheinlich und aussichtsreich macht. Durch den Übergang zur politischen Demokratie und die Bedrohung durch den Sozialismus fand sich nun auch der deutsche Unternehmer gezwungen dem Arbeiter einen Beruhigungstrank einzuflößen; und am besten wäre es, wenn aus dieser Medizin ein Gewohnheitstränkchen würde. Man sieht erst, wie schauerhaft schlächtermäßig blutig die rote Farbe ist, wenn man ihr das idyllische Rosa der Betriebsdemokratie, der Cooperation between Management and Labor, der Werkvereine, ja der Kleinaktien und Work Councils ent-

gegenstellt. Auf die Gefahr hin die eigne Betriebsführung und den heimischen Kapitalismus anzuschwärzen, schildert also die Amerikalegende den amerikanischen Betrieb als eine Art von Gentlemenklub mit Maschinenbegleitung, in dem sich die Mitglieder ohne Rücksicht auf Herkunft, Einkommen oder Stellung mit einem Schlag auf die Schulter und »Halloh, Jimmy!« begrüßen und bei Überfüllung der (Arbeits-) Plätze gutmütig lachend und keineswegs um die Zukunft besorgt im Fordauto ins Eigenheim mit Badezimmer und Zentralheizung zurückgondeln. Zwar wartet dort keine Frau auf sie, da alle amerikanischen Arbeiterfrauen ihr Leben in Womens Clubs oder beim Shopping verbringen (das gehört ins Reffort Standardisierung); doch tut das der Fröhlichkeit des Proletarierdaseins in den Vereinigten Staaten keinen Abbruch.

Daß die gerühmten Work Councils durchaus keine Betriebsräte in unförm Sinn sind, daß die Kleinaktien mehr der Zentralisierung der Kapitalistenautorität und keineswegs der Demokratifizierung des Kapitalismus zugute kommen, daß es schon in der Prosperität in den Vereinigten Staaten eine ständige Reservearmee von, je nach Schätzung, 1 bis 5 Millionen gab, daß die Einwanderer und die Neger oft wie das Vieh oder wie Leibeigene leben und schlechter behandelt werden, das und vieles andere darf man entweder nicht sehen oder mindestens nicht zugeben. Zu beweisen ist: Der amerikanische Kapitalismus ist erfolgreich, er kann nicht zusammenbrechen; die Krisentheorie und die sozialistischen Angriffe gegen den Kapitalismus sind hinfällig, denn hier ist ein Kapitalismus, der braucht das alles nicht. Nehmt euch das zur Lehre! Amerika beweist euch, daß allein die ehrwürdigen Methoden des friedlichen Zusammenarbeitens von Kapital und Arbeit das größte Glück der größten Menge bringen. Quod erat demonstrandum. Derart wird noch einmal der Zauber des Wortes liberal, Ausdruck edellter deutscher Tradition, auch für diese Sache in Bewegung gesetzt. Liberal nennt sich dieser Kapitalismus im Sinn der liberalen Versprechungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts über die Harmonie der Interessen erstrahlt das Bild Amerikas. Dabei heißt liberal in Amerika selber heute vor allem sozial gefinnt. (Von den zahlreichen Mißverständnissen über das politische Leben der Union sei hier noch nicht einmal die Rede, obgleich auch diese für die Zweckmäßigkeit der liberalen Amerikalegende außerordentlich lehrreich sind.)

Ihre volle und erfolgreiche Abrundung findet nun aber diese Unternehmerlegende erst durch die Hinzuziehung der *Standardisierungsfabel*. Durch die Geschichte von der Standardisierung des Amerikaners, die außer bei Großproduzenten und beim Massenhandel zunächst immer mehr Furcht als Freude wachruft, gelingt es dem Unternehmerinteresse sich gegen den üblen Eindruck eines zu weitgehend sozialen "Amerikas" rückzuversichern. Wenn die Darstellung eines arbeitsfriedlichen und liberalen amerikanischen Kapitalismus sich zu bedenklich in sozialpolitischen Forderungen niederchlägt, wenn zum Beispiel die Arbeiter nach dem Vorbild Amerikas bessere Behandlung und vor allem die gleichen Löhne verlangen, dann tritt diese Rückversicherung in Kraft. Dann läßt man, zugleich mit dem unbequemen, wenngleich in den Vereinigten Staaten nur kleinstädtisch gemeinten Truistverbot, das Wunschbild der Technifizierung der Betriebe und der persönlichen Freiheit des Arbeiters schnell einmal durch das gespenstische Bild der Standardisierung, der kalten Nüchternheit dieser Serienkultur überblenden. Ein Trick, der fast überall, besonders aber bei den dieser Reihenproduktion zuerst ausgelieferten An-

gestelltenmassen, auf den fruchtbaren Boden einer sonst wenig fruchtbaren Ideologie fällt; denn vor nichts graut der deutschen, dieser formfremdesten aller Nationen, mehr als vor der "Gleichmacherei". Diese Standardisierungsfabel verhilft so auch den deutschen Literaten zum Anschluß an die vom Unternehmerinteresse aufgebaute Amerikalegende. Vielmehr, die Unternehmer brauchen darüber gar nicht viel zu sagen. Denn die deutschen Intellektuellen stellen dem Unternehmer die gewünschte Abschreckungsideologie gebrauchsfertig zur Verfügung. Vermochten die Journalisten, Professoren und sonstigen Amerikareisenden naturgemäß auch nur selten den Einfluß der genormten Maschinenarbeit auf den Arbeiter voll abzuschätzen, so konnten sie doch ex officio die Schrecknisse der kulturellen Standardisierung beurteilen: weil sie eben als soziale Schicht durch die Aufhebung des Kulturmonopols der Gebildeten ihr eignes soziales Monopol bedroht sehen mußten. Obgleich ihre Auslegung "Amerikas" mit der der ökonomischen Interessen gleichläuft, gibt die Standardisierungsfabel der Literatur und Soziologie das gute Gewissen des Parteilosen, des Amateurs, des "Sachverständigen" wieder.

Und nun ein letzter Schachzug. Natürlich darf man es nicht aussprechen, daß Kino und 5- und 10-Cents-Läden, Radio, Sportekstale und Prohibition die Erzeugnisse der kapitalistischen Entwicklung sind. Sie sind es; aber sie sollen als spezifisch amerikanische Vorgänge erscheinen, was sie dem Ausmaß, aber nicht dem Wesen nach sind. Das, was seinem Wesen nach Folge der hochkapitalistischen technisierten Produktion, ihrer Absatz- und Umschlagsinteressen ist, was aus der Verlegung des geistigen Zentrums in die Großstadt folgt, wird darum als Reaktion auf den Puritanismus ausgelegt und damit seiner größten Bedrohlichkeit für ein anderes Land entkleidet, das diese puritanische Tradition nicht hat. Neben die Legende des Liberalismus stellt sich die Legende vom puritanischen Amerika. Daß die orthodoxen Puritaner Neuenglands lange Zeit vom Rumhandel (übrigens teilweise in Verbindung mit Sklavenhandel) gelebt haben, daß die Pilgrim Fathers durchaus einen hard drink liebten, was bei dem ungemütlichen Klima von Massachusetts kein Wunder ist, daß der vorbildliche Vater Washington in seinen Tagebüchern von ausgiebigen Trinkgelagen, dagegen nur von 2, in seiner Jugend gelesenen Büchern Nachricht gibt: alles das wird übersehen. Die erste soziale Revolution der jungen Staaten richtete sich gegen die Besteuerung von Whisky. Trotzdem scheint diese puritanische Legende allen denen willkommen, die sogar das Verbot geistiger Getränke allein mit geistigen Bewegungen erklären möchten. Dabei vergessen sie schnellstens, daß zum Beispiel die Prohibitionsgesetzgebung eine Ausnahmebestimmung enthält, die den Farmern, also den heute noch puritanisch zu nennenden Kreisen, den home brew freigibt: weil an ihrer Arbeitsftetigkeit nämlich kein so wichtiges Interesse besteht. Die puritanische Legende liegt dem deutschen Literaten und seinem in kleinbürgerlichen Reminiszzenzen lebenden deutschen Leser vielleicht so nahe, weil sie eine typische Provinzlerideologie ist. Ebenlowenig wie die Fundamentalisten, die so oft von ihnen karikiert werden, können sie sich mit der modernen Großstadt abfinden.

So schiebt man Amerika unter, was wesentlich das eigne Problem ist. Vielleicht tut man niemals etwas anderes, wenn man ein fremdes Volk betrachtet.

Andere Zeiten, andere Legenden. Den Initiatoren der Legende vom wirtschaftsharmonischen, dem liberalen Amerika war ein kleines Malheur passiert: Ein Schräubchen ward zu fest angezogen, und nun steht der ganze Mechanis-

mus still wie ein hockbeiniger Esel. Man hatte vergessen die Konjunkturbewegung in Rechnung zu setzen, vielmehr: die Behauptung von der Ausschaltung der Krise im amerikanischen Kapitalismus war das unbewiesene Glanzstück der ganzen Legende, mit dem alle nichtliberalen Skeptiker mattgesetzt wurden. Doch die Wirtschaftsentwicklung gehorchte einer wohlgeformten, auch der bestgepolsterten Ideologie nicht, und wenn sie in 1000 Tabellen und Büchern nachzulesen ist, 1, 2, 3 Börsenkräche, und das aufgeblähte "Amerika" sackte zusammen, saulte ganz tief herab.

Die Gänsefüßchen verschwanden: auf Nimmerwiedersehen?

## WILLY MEYER · DEUTSCH-FRANZÖSISCHE ZUSAMMENARBEIT IN DER LUFT



FRANKREICH ist ein Land, das über zahlreiche große Kolonialgebiete verfügt. Infolgedessen bietet sich ihm für den Luftverkehr ein besonders weites Feld gesunder Betätigung; denn die Vorteile dieser modernsten Transportart wirken sich im allgemeinen natürlich am günstigsten bei der Überwindung weiter Entfernungen und obendrein in solchen Gebieten aus, die verhältnismäßig arm an schnellen Land- und Wasserverkehrsmitteln sind. Bei einer Verbindung zwischen Mutterland und Kolonien sprechen außer wirtschaftlichen Gründen in der Regel auch noch gewichtige machtpolitische Umstände mit, an denen die Entwicklung des Luftverkehrs eine starke Stütze findet. Ein Kernstück des französischen Luftverkehrs ist die große West-Ost-Linie: Marseille-Athen-Beirut-Bagdad-Bulchir-Karachi-Kalkutta-Rangun-Bangkok-Saigon. Und vielleicht noch wichtiger ist die französische Nord-Süd-Linie, die von Toulouse bis Dakar an der afrikanischen Küste führt, dann allerdings vor dem Ozean haltmachen muß, später aber an der Ostküste Südamerikas bei Natal sich fortsetzt, bis nach Buenos Aires führt, sodann nach Westen abzweigt und in Südamerika nach Überquerung des Kontinents schließlich an der Küste des Pazifischen Ozeans bei Santiago endet. Die Ozeanstrecke Dakar-Natal wird bisher mit französischen Schnellbooten (Avisos), deren Betrieb nicht billig ist, überquert, da Frankreich, ebenso wie alle anderen Länder, noch kein brauchbares Transozeanflugzeug besitzt und im Gegensatz zu Deutschland auch über kein leistungsfähiges Luftschiff verfügt. Nun bringen deutsche Flugzeuge respektive Flugboote die Luftpost bereits bis zu den Canarischen Inseln. Bei dieser Sachlage wäre es das Gegebene, wenn Frankreich und Deutschland auch auf dem besonders wichtigen Feld der Ozeanluftfahrt zusammengehen, Doppelarbeit vermeiden und die so ersparten Gelder an anderen Entwicklungsstellen der zivilen Luftfahrt vorteilhaft verwenden würden. Das Zeppelinluftschiff hat bewiesen, daß es ozeandienstfähig ist, und es sollte daher als Glied in jene Luftverkehrskette, die sich von dem Herzen Europas bis zur Küste des Pazifischen Ozeans erstreckt, organisch eingefügt werden. Der Graf Zeppelin hat, wie bekannt, den südlichen Teil des Atlantischen Ozeans in der Richtung Europa-Südamerika schon 4mal und umgekehrt 3mal überquert. An einer dieser Fahrten von Europa nach Südamerika und zurück hat der Verfasser dieses Artikels als Gast teilgenommen. Er konnte sich dabei überzeugen, mit welcher Präzision und Programmäßigkeit die gewaltige Entfernung (je 8000 Kilometer) ohne Zwischenlandung und ohne Zwischenfälle

ficher überwunden wurde, allen klimatischen Schwierigkeiten zum Trotz. Die Fahrtdauer Friedrichshafen-Pernambuco betrug 72 Stunden, zurück 81 Stunden. Und dabei hätten die Betriebsstoffreserven nach der Landung noch für eine etwa 48stündige Fortsetzung der Fahrt ausgereicht. Keiner an Bord wurde sekrank. Die Befreiung von dieser quälenden Belästigung ist ein Faktor, der sich in der Zukunft vielleicht als besonders verkehrswerbend herausstellen wird. Für dieses Jahr hat das Luftschiff Graf Zeppelin 10 Fahrten nach Südamerika geplant, und im Frühjahr 1933 soll ein neues, mit Heliumfüllung und wahrscheinlich auch mit Schwerölmotoren versehenes Fahrzeug fertiggestellt sein, das größer, stärker, schneller, leistungsfähiger, brandlicherer und noch komfortabler als der Graf Zeppelin sein wird. Man muß sich aber darüber klar sein, daß der reguläre Transozeanluftverkehr trotzdem noch mehrere Jahre auf sich warten lassen wird. Es ist noch gar nicht abzusehen, wann ein wirklich verkehrsreifes Transozeanflugzeug vorhanden sein wird. Und was den Dienst mit Luftschiffen betrifft, so kann man mit einem einzigen Schiff natürlich keinen richtigen Verkehr treiben. Die Schaffung mehrerer Schiffe und der für einen regelmäßigen Verkehr nötigen Hafenanlagen erfordert aber erhebliche Zeit und entsprechend Geld.

An der Ostküste Südamerikas überschneiden sich die Interessen der Amerikaner, der Franzosen und der Deutschen. Deren Länder treiben dort nicht zuletzt im Hinblick auf die kommenden regelmäßigen Ozeanüberquerungen durch Luftfahrzeuge bereits Küstenflugverkehr, indem sie eigene Gesellschaften unterhalten oder an nationalen Gesellschaften einflußreich beteiligt sind. Eine Zusammenarbeit Deutschland-Frankreich über dem Südteil des Atlantischen Ozeans würde sich vermutlich zwangsläufig auch auf eine Zusammenarbeit in dem genannten, ebenfalls ausichtsreichen südamerikanischen Küstenverkehr erstrecken; das wäre sehr zu begrüßen, natürlich unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß auch diese Zusammenarbeit ebenso fair sich vollzieht wie die vielgestaltige, bereits seit Jahren bestens funktionierende Zusammenarbeit Deutschland-Frankreich im europäischen Luftverkehr. Die deutsch-französische Zusammenarbeit in Europa wird sich in verschiedenen Punkten noch weiter technisch und organisatorisch ausbauen und verfeinern sowie durch Abmachungen über den Verkehr nach dem Balkan und später vielleicht auch nach dem Fernen Osten vervollständigen lassen. Man darf daher hoffen, daß der Unterausschuß für Verkehr Abteilung Luftfahrt des Deutsch-Französischen Wirtschaftskomitees, der jetzt, in diesem Monat, in Berlin in einem sehr freundschaftlichen Sinn beriet, wertvolle Arbeit abschließend leisten wird. Zurzeit steht jeder Luftverkehr, ob über Land oder über Meer, noch immer am Anfang seiner Entwicklung. Die Probleme, die er zu lösen hat, sind so gewaltig und vielseitig, daß sie sicherlich nur durch internationale Gemeinschaftsarbeit bewältigt und bestens gelöst werden können. Das Geld, das durch eine gesunde Rationalisierung infolge vernünftiger Zusammenarbeit im internationalen Verkehr erspart werden kann, wird günstige andere Betätigungsmöglichkeiten in der Luftfahrt finden. Eine von diesen ist zum Beispiel folgende: Man sollte durch Aussetzung wirklich großer Preise die Luftfahrzeugindustrie im Weg des Wettbewerbs zur Schaffung wirtschaftlich und sicher arbeitender Langstreckenflugzeuge kräftig anregen. Gerade Deutschland hat durch klug erdachte Wettbewerbe die Luftfahrt schon in hervorragender Weise vor dem Krieg gefördert; es wurden

mit verhältnismäßig geringen Summen bedeutende Leistungen und Fortschritte erzielt. Wir sollten dieses bewährte Prinzip, das in letzter Zeit etwas vernachlässigt worden ist, wieder zur Geltung bringen. Das Geld, das dafür angelegt werden würde, käme dem Luftverkehr wie dem Europagedanken in gleicher Weise zugute.

Über die unsterblichen Verdienste, die sich Frankreich um die Luftfahrt, besonders in deren Ursprungsjahren, erworben hat, über die Gründe dieser Erfolge und über die derzeitige Luftfahrt unseres westlichen Nachbarn überhaupt wurde von dem Verfasser hier bereits berichtet<sup>1</sup>. Es bedarf keiner weitem Begründung mehr für das hohe Interesse, das die gleichberechtigte Zusammenarbeit in der Luft mit unserm Nachbarland Frankreich beanspruchen darf, mit Frankreich, das über so viele entfernt liegende, wirtschaftlich entwicklungsfähige Besitzungen in der Welt verfügt. Außerdem hat sich Frankreich auch noch für den zukünftigen Flugverkehr über den besonders verkehrswichtigen nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans bereits vorförglicherweise wichtige Inselplätze monopolartig gesichert. Eine aufrichtige Zusammenarbeit Deutschland-Frankreich in den großen Luftfahrtfragen wird vermutlich nicht nur den Luftverkehr der beiden Länder sondern auch deren Luftfahrzeugindustrie direkt befruchten, indem es sich mit der Zeit wahrscheinlich ganz von selbst ergeben wird, daß nur die besten Flugzeuge, einerlei, welches der beiden Länder sie hervorbrachte, auf den gemeinschaftlich beflogenen Hochstraßen Verwendung finden können. Leider ist unsere Zivilluftfahrt, trotz dem Ingenium seiner Konstrukteure, im internationalen Wettbewerb noch immer dadurch stark beeinträchtigt, daß ihr alle diejenigen kraftvollen und weitreichenden Unterstützungen verlagert sind, die der Zivilluftfahrt anderer Länder durch deren Militärluftfahrt in wirksamster Weise zukommen. Aber selbst wenn durch einen Rüstungsausgleich diese Behinderung einmal fortfällt, wird man noch nicht gleich damit rechnen dürfen, daß die Zivilluftfahrt, einerlei, ob sie mit Fahrzeugen schwerer oder leichter als die Luft betrieben wird, Gewinne abwirft. Bei jeglicher Zusammenarbeit muß man auch daran denken, daß das Luftfahrzeug (schwer vergleichbar mit anderer Ware) der weithin sichtbare und viel beobachtete Exponent seines Heimatlands im Ausland ist, und daß sich aus dieser Eigenschaft bestimmte wichtige Folgerungen ergeben.

Wir dürfen aber die weltweiten Dinge der Verkehrsluftfahrt nicht nur vom Resortfeld aus betrachten, dem eine gewisse Enge immer eigentümlich sein wird. Hier sprechen entscheidend auch noch sehr wesentliche Gesichtspunkte der Politik mit. Es ist für Europa, ja darüber hinaus für die ganze Welt eine oder vielleicht sogar die Schicksalsfrage, ob eine vertrauensvolle, ehrliche politische und wirtschaftliche Zusammenarbeit Deutschland-Frankreich auf der ganzen Linie gelingt, und zwar auf gleichem Fuß. Noch sind wir davon leider weit entfernt, und oft will es scheinen, als ob das Ziel unerreichbar sei, weil die beiden auf einander angewiesenen Völker noch immer durch unendlich viele Mißverständnisse und Vorurteile getrennt sind und durch Quertreibereien von Interessenten, Böswilligen und Ignoranten immer erneut gegen einander gehetzt werden. Die Luftfahrer beider Länder sollten sich, da ihr Horizont vielleicht weiter als der erdgebundener Menschen ist, und da sie von ihrer Höhe aus die Fäden der äußerst verwickelten Zusammen-

<sup>1</sup>) Siehe Meyer Die Leistung Frankreichs in der Luftfahrt, in den Sozialistischen Monatsheften 1930 I Seite 238.

hänge und der vielen gegenseitigen direkten und indirekten Abhängigkeiten vermutlich besser erkennen können, als Sturmtrupp der französisch-deutschen Verständigung betrachten. Trotz allen Schwierigkeiten, die sich gigantisch vor uns auf türmen, und trotz den Enttäufchungen, die wir in beträchtlichem Maßstab leider schon erlebt haben und wahrscheinlich noch erleben werden, fechten die unerschrockenen und vielverlätterten Vorkämpfer, wie wir zuversichtlich hoffen, nicht auf einem verlorenen Posten.

Aber wie die unerforschbare Zukunft sich auch gestalten möge: hier liegt für die Luftfahrt ein Veruch, eine Aufgabe von weltpolitischer Bedeutung im größten Stil vor. Die Mühen sind des Schweißes der Edelsten wert, und selbst im Fall des tragischen Irrtums brauchte sich auf beiden Seiten niemand zu schämen, wenn er dem befreienden Ziel nach Maßgabe seiner Kräfte und Möglichkeiten klug, kraftvoll und selbstbewußt im wohlverstandenen Interesse seines Volks und unseres Kontinents nachgegangen wäre. Die freundschaftliche und seit mehreren Jahren erprobte Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Frankreich im europäischen Luftverkehr und die Abmachungen anderer deutsch-französischer Wirtschaftskreise lassen erhoffen, daß noch viele deutsche und französische Gruppen den gleichen Weg gehen werden. Dann würde die Ausöhnung und Verständigung der beiden Länder, die einstmals eine Einheit bildeten, den Skeptikern zum Trotz, auf breitester Basis schließlich doch noch gelingen.

## MAX BUTTING · DIE SITUATION DER MUSIK

**I**N der Zeit vor Einführung des Rundfunks und vor der allgemeinen Verbreitung der Schallplattenapparate mußte man in eine Oper, ein Konzert und so weiter "hingehen", wenn man zuhören wollte. Heute bringen Rundfunk und Schallplatte Konzert und Oper in unsere Wohnung, und wer mit dem Surrogat zufrieden ist, kann in seiner Wohnung hören. Der Wert der Originalaufführungen wird aber durch die Schaffung von Übertragungen und mechanischen Vervielfältigungen nicht verringert, und wenn man von dem aktuellen Interesse an den technischen Erfindungen als solchen abieht, sollte man annehmen können, daß der Wunsch einer Musikaufführung beizuwohnen durch die Möglichkeit sich technische Reproduktionen vorführen zu können nicht unterdrückt wird. Das Anhören der technischen Reproduktionen kann sogar ein verstärktes Interesse für die Originalaufführungen wachrufen. Darum soll man den Schaden, den die Technik dem Konzertsaal zufügt, nicht überschätzen; zumal man sich jetzt wieder des Unterschieds zwischen Original und technischer Reproduktion mehr und mehr bewußt wird.

Zweifellos haben die technischen Erfindungen den Besuch von Konzert und Oper beeinträchtigt. Der tatsächlich festzustellende Rückgang in der Zahl der Opern- und Konzertbesucher ist jedoch in höherem Maß auf Gründe sozialer und kultureller Art zurückzuführen. Konzerte sind, mit wenigen Ausnahmen, nicht mehr, wie in der Vorkriegszeit, gesellschaftliche Veranstaltungen, in die man ging, weil ein Gesamtinteresse größerer Kreise an künstlerischen Veranstaltungen bestand. Infolge der sozialen Umschichtungen sind die Konzerte, vor allem größerer Städte, nur mehr für den einzelnen Musikfreund oder nur recht kleine Kreise von Wert, und die Zahl dieser Interessierten spaltet sich wieder infolge der

Geschmacksgegensätze, die in der Nachkriegszeit erheblich stärker hervortreten als vorher. Auch das Programm ist jetzt in höherem Maß entscheidend für den Konzertbesuch als früher. Infolge des Entstehens ganz neuer Lebensformen geht außerdem eine beträchtliche Menge von Musikfreunden dem Konzertsaal überhaupt verloren. Fügt man zu all diesen Gründen die große Zahl derer hinzu, die aus finanzieller Not auf alles verzichten müssen (eine Zahl, die durch die Zahl der durch finanziellen Aufstieg neu Hinzukommenden nicht ausgeglichen wird), so ist der Rückgang der Konzertbesucher auch dann verständlich, wenn man allgemeine Wandlungen der Lebensinteressen gar nicht berücksichtigt. Daß aber die gegen früher erheblich verstärkte Zuwendung zum Sport, zur politischen Betätigung und so weiter der gesellschaftlichen Musikpflege, wie sie früher bestand, Abbruch tun mußte, ist eine oft erwähnte und allgemein anerkannte Tatsache.

Die Verminderung der Konzertbesucherzahl begann schon vor mehreren Jahren. Eine Zeitlang versuchten die Konzertveranstalter "durchzuhalten". Als kein Umschwung eintrat, verminderten sie schließlich die Anzahl der Konzerte. Infolgedessen sieht man heute vielleicht nicht mehr so leere Konzertsäle wie in den letzten Jahren. Die großen prominenten Konzerte, ebenso auch Konzerte, die sich ganz nach dem breiten Publikum richten, sind oft genug überfüllt. Wenig erfreulich ist die Situation, wenn man an die eigentlichen Programmereignisse, Erstaufführungen und so weiter denkt. In den mittleren Musikstädten sind solche Aufführungen nur möglich, wenn sie von dem Interesse der Musikfreunde getragen werden. Daher geht ihre Zahl außerordentlich zurück, ja, es gibt bedeutende Konzertsäle, die in diesem Winter fast nur ältere Musik aufzuführen wagen. In großen Städten, in Berlin, München und anderen, ist noch weniger damit zu rechnen, daß das Interesse des Publikums wichtige Neuaufführungen veranlaßt, falls sie nicht im Rahmen bestehender prominenter Konzerte vor sich gehen. Dann treten große Vereine oder andere Institutionen auf, die das Wesentlichere herausstellen. Es ist bezeichnend genug, daß die Mehrzahl der wichtigsten Aufführungen moderner Musik in der letzten Zeit in Berlin von der Funkstunde veranstaltet wurde, die das für solche Kunst interessierte Publikum, das es an sich durchaus gibt, einladen kann.

Praktisch kann man also heute nicht mehr von halbleeren Konzertsälen sondern nur von der stark reduzierten Zahl der Veranstaltungen selbst sprechen. Das Angebot hat sich einfach nach der Nachfrage gerichtet.



**CHARAKTERISTISCH** für die Vorkriegszeit war, daß in ihr zwar ein Kampf zwischen Altem und Neuem ausgetragen wurde, aber die Entwicklungstendenz doch einheitlich und anerkannt war. Die Modernen bildeten *eine* Front, und alle Kreise, die überhaupt Neuem zugewandt waren, bekannten sich zu *einem* neuen Stil. Erst in den allerletzten Jahren vor dem Krieg bereitete sich aus Protest gegen den zur Anerkennung gebrachten Stil ein Umschwung vor, der kurz nach dem Krieg zu einer Revolution wurde. Die neuen Ideen konnten schnell das Interesse auf sich ziehen, da die Voraussetzungen zu einem der Vorkriegszeit entsprechenden Musikleben völlig fehlten, während die ideellen, materiellen und sozialen Forderungen der neuen Musik verhältnismäßig leicht erfüllbar waren. Aber die Revolution war nicht einheitlich. Sie entstand nicht aus einem einheitlichen Drang zu einem neuen Ideal



sondern aus Protest gegen die Gefinnung, die vorher herrschte. So gab es von Anfang an verschiedene Richtungen, die sich von einander sehr unterschieden, und die nur das eine gemeinsam hatten: ihre Gegenstellung zur Vergangenheit. In der Folgezeit glichen sich die Unterschiede nicht aus; sie traten im Gegenteil schärfer hervor. Neue Richtungen kamen hinzu, und seit schließlich der reaktionäre Geschmack wieder stärkere Geltung erlangte, entstand eine Zersplitterung, wie sie größer nicht vorstellbar ist. Heute wirkt sich neben der intensiven Pflege klassischer und romantischer Musik das Schaffen der Vorkriegszeit aus. Daneben treten Richtungen, die als letzte Entwicklungen der Vorkriegszeit angesehen werden können; daneben kämpfen Komponisten um Anerkennung, deren Werke sich im Stilprinzip der vorklassischen Musik nähern, und durch sie wird ein neues Interesse für alte Musik erweckt. Dann kommen die, deren Schreibart neutral ist, die zwischen den Extremen stehen, durch die Verwendung aller Mittel aber ebenfalls eine bestimmte Richtung aufweisen, und schließlich einzelne Persönlichkeiten mit mehr oder weniger zahlreichem Gefolge. Kurz, die Zersplitterung ist vollkommen. Und nicht nur vom Materiellen sondern auch vom Formalen und nichtmusikalisch Gefinnungsmäßigen her kann man weitgehende Spaltungen feststellen. Konzertmusik und Hausmusik werden nicht als verschiedene Erscheinungsformen eines Stils sondern als stilistische Gegensätze aufgefaßt. Gebrauchsmusik wird im Interesse kultureller Entwicklung gefordert, und oft genug wird sie für wichtiger gehalten als Konzertmusik.

Man kann nun nicht behaupten, daß eine der erwähnten Stilarten herrscht, während von den anderen eben gerade nur die Existenz festgestellt werden kann. Alle diese Stilarten bestehen ziemlich gesichert neben einander und wirken sich im Rahmen des Musiklebens aus, das im ganzen zurückgegangen ist. So mannigfaltig wie die Stilarten selbst sind die Meinungen über ihren Wert, und in der Art der Meinungsäußerungen hat sich auch ein grundlegender Wandel vollzogen. Die Kritik der Vorkriegszeit kämpfte wohl um Altes und Neues, um Schön oder Nichtschön, im wesentlichen aber doch aus der Ruhe einer wohlhabenden Zeit um sachliche Einzelwerte. Heute spielen von vornherein die Gefinnung und die Richtung des Urteilenden entscheidend mit. Politische Gesichtspunkte, Rassengegensätze, weltanschauliche Überzeugungen und so weiter beeinflussen die Meinungen. In recht vielen Fällen kann man das ästhetische Urteil eines Menschen heute vorauslagen, wenn man politische oder andere Ansichten von ihm kennt. Es hat eine Landesregierung gegeben, die einen bestimmten musikalischen Stil offiziell unterdrücken wollte. Berücksichtigt man ferner, daß in den meisten Veranstaltungen Erfolge wesentlich dadurch zustande kommen, daß nur die Anhänger des Programms anwesend sind, dann ist leicht einzusehen, daß aus den offiziellen Meinungsäußerungen wenig über die tatsächliche Situation der Musik gefolgert werden kann. Nur ein wichtiger Schluß kann gezogen werden: Sollte sich eine bestimmte politische, weltanschauliche oder andere Überzeugung in großem Umfang verbreiten, oder sollte eine bestimmte Lebensform sehr viele Anhänger gewinnen, dann würde sicher die mit diesen Überzeugungen oder Lebensformen verknüpfte Musikpflege an Boden gewinnen. Die Entwicklung der Musik hängt zurzeit also in einem besonders starken Maß von der Entwicklung anderer kultureller Momente ab. Dafür haben wir bereits einwandfreie Beweise. In dem Mitteilungsblatt der Genossenschaft

Deutscher Tonsetzer wurde im vorigen Jahr statistisch festgestellt, daß Werke, denen eine politische Tendenz zugrunde liegt, innerhalb der Chormusik die höchsten Aufführungsziffern erreichen. Überraschend hoch sind auch die Aufführungsziffern von Chören, die von Singkreisen aufgeführt werden, ganz leichte Chöre mit einfachsten Instrumentalbegleitungen sind bevorzugt, und das sind Gattungen, die es vor einigen Jahren kaum gab. Dagegen gehen die Aufführungen von Solistenmusik immer stärker zurück. Das Sololied zum Beispiel, das früher in zahlreichen Solistenkonzerten aufgeführt wurde, erreicht heute als Einlage in Chorkonzerten eine viel höhere Aufführungsziffer, schwer aufführbare, virtuose Musik erlebt nur ganz wenige Aufführungen, und in dem Maß, in dem die Zahl der Orchesterkonzerte sinkt, steigen die Aufführungen kleiner, solistisch besetzter Kammerorchesterwerke. Auch die Aufführungen religiöser Werke nehmen zu.



WIE verhalten sich nun unter diesen Umständen die Schaffenden selbst? Gehen sie in der individuellen Entwicklung von einer Form zur andern, oder stehen sie fest in den einzelnen Richtungen? Die Beantwortung dieser Fragen ist von entscheidender Wichtigkeit. Gibt sie doch erst den eigentlichen Aufschluß über die Situation der Musik in unserer Zeit.

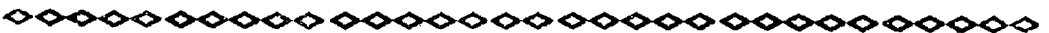
Es versteht sich von selbst, daß die Älteren, deren Entwicklungszeit vor dem Krieg beendet war, dem eignen Stil ganz fest verbunden sind. Und ähnlich ist es bei allen denen, deren Entwicklung zum überwiegenden Teil aus dem Stil der Vorkriegszeit hervorgeht. Es ist auch nicht verwunderlich, daß die von ihnen geschaffenen Werke einen höhern Grad von Abrundung und Reife zeigen als die Werke derer, die den Versuch machen auf anderen, selbstgewählten Grundlagen aufzubauen. Das liegt nicht nur an der Gradlinigkeit und Kontinuität der Entwicklung sondern auch an der Festigkeit der Grundlage. Es ist ein erheblicher Unterschied, ob jemand im Einklang mit seiner Umwelt zu schaffen beginnt oder im Protest gegen sie oder gar ohne Protest und ohne Übereinstimmung. Wenn ein wertvolles Werk vor dem Krieg wegen seiner Neuheit oder Kühnheit abgelehnt wurde, so bestand darum doch ein Empfindungskontakt mit der Zeitgefinnung, und Anhänger wie Gegner betrachteten das Werk als eine Schöpfung ihrer Zeit.

In schwierigerer Lage waren die Schaffenden, die den Umschwung vorbereiteten und die Revolution nach dem Krieg machten. Sie arbeiteten nicht nur im Sinn einer individuellen Entwicklung, sondern sie kämpften allgemein für neue Ideen, die sie kaum sicher erkannten, weil sie mehr Protestierende als Verkündende waren. Erleichtert wurde ihre Lage wohl noch dadurch, daß oft genug der Wert des Werks mit der Gefinnung des Komponisten verwechselt wurde. Sicher war damals für diese Generation die Kollektivarbeit wichtiger als die individuelle. Aber in dem Augenblick, da auf dem gemeinsam erkämpften Boden individuelle Werke entstehen sollten, erwies sich, daß der einzelne eine Zeit zum Nachreifen brauchte. Und so hielt scheinbar die erste Generation der Nachkriegszeit nicht das, was ihr temperamentvolles und erfolgreiches Auftreten versprochen hatte. Richtiger anzunehmen ist aber, daß diese Komponisten stiller werden mußten, um aus der Protestgefinnung herauszukommen und in eine wahrhaft positive Stellung zu gelangen. Die Zeit half ihnen nicht viel, sie zertörte das Kollektive und konnte das Individuelle nicht fördern. Abgeschlossen ist die Entwicklung

dieser Generation noch nicht. Die wesentlichen Anregungen der letzten 10 Jahre gingen von ihr aus, und die ihr Zugehörigen experimentierten auf allen Gebieten. Sie haben Konzertmusik, Opern, Gebrauchsmusik, Lehrstücke, Rundfunkmusik, politische Musik, Filmmusik, Schulmusik und anderes geschaffen. Sie haben zusammen und einzeln die meisten Wege versucht.

Am allerschwersten hat es die jüngste Generation, die heute heranwächst. Die Vorkriegsgeneration hatte ihren Halt in der Zeitgenossenschaft, die Nachkriegsgeneration wurde wenigstens durch ihren Protest gestärkt. Unsere Jüngsten haben gar nichts. Sie lehnen die Zerfplitterung und wissen nicht, wo sie sich anlehnen können. Um ihnen zu helfen, stellte die Sektion Deutschland der Internationalen Gesellschaft für Neue Musik im Jahr 1931 ihnen im Pyrmonter Musikfest ein Forum zur Verfügung, das ihrem Wirken nicht nur durch den Kontakt mit der Öffentlichkeit sondern auch durch Anschluß und Ideenaustausch Festigung geben sollte. Es ergab sich aber, daß von einheitlichen Bestrebungen keine Rede war. Die Jüngsten in Dresden, München, Frankfurt, Köln, Leipzig, Berlin sind so verschieden von einander wie sie nur sein können. Sie folgen den vielerlei Experimenten der Älteren ohne Sicherheit und oft genug sogar mit einer gewissen Müdigkeit. Der einzige Kreis, der eine größere Stabilität aufweist, lebt in München. Diese jungen Komponisten haben zum Teil Anstellungen als Dirigenten von Dilettantenvereinigungen (Arbeitervereinen) und komponieren für ihre Chöre oder Orchester; in ihren Werken tritt ein bestimmt gerichteter Wille hervor.

**J**E nach der Stellung sind von vielen Seiten Oper und Konzert als überlebt und erledigt, andere Gattungen als zwecklos, minderwertig und so weiter bezeichnet worden. Tatsache ist, daß alles lebt, alles seine Anhänger hat, alles gepflegt, und für alles geschaffen wird. Für das erwähnte Pyrmonter Programm ergab sich, daß die Jüngsten bewußt auch Konzertmusik schufen: Alles wird geschrieben, was irgendwie verwendbar erscheint; so wurden für ein Streichquartettpreiswettbewerb Ende 1931 gleich 140 Werke eingereicht. Aber es steht nichts im Vordergrund des Interesses. Es sind viele Ziele, aber nicht ein überragendes zu erkennen. Dem breiten Publikum liegen von allen musikalischen Elementen Bewegung und Rhythmus wohl heute am nächsten. Oft genug wird mit bestimmter Betonung ausgesprochen, daß ein guter Tanz mehr wert sei als ein wenig bedeutendes ernstes Stück. Aber die neue Tanzrhythmik ist bisher fast nur in einseitigen Versuchen in die Kunstmusik übernommen worden; die Möglichkeiten sind noch offen. Umgekehrt hat die Mehrzahl der Hörer nicht die innere Ruhe, die der bisher gepflegte ernste Stil verlangt. Überall finden sich Gegensätze zwischen den vielen Arten und Gattungen der vorhandenen Musik und den vielen Gruppen der Menschen. Tot ist aber von alledem nichts. Nur ist alles durch Gegensätze begrenzt, durch wirtschaftliche Not behindert. Man kann nicht 1931 mit 1913 vergleichen und aus solchem falschen Vergleich das Ende der einen oder andern Kunstgattung vorauslagen. Die weitere Entwicklung wird ziemlich sicher mehr von Vorgängen außerhalb der Musik abhängen als von den heutigen musikalischen Gegebenheiten. Sogar Sprache und Technik werden sich einer solchen Entwicklung anpassen müssen; denn eine Singekreistendenz in der Konzertmusik ist ebensowenig denkbar wie eine Laienmusik im Vierteltonstil.



## ADOLF BEHNE · DIE KUNST EDOUARD MANETS



**G**LÜCK, Freude, Schönheit: unendlich viel danken wir dem Werk des großen Malers Edouard Manet, der vor 100 Jahren, am 23. Januar 1832, in Paris geboren wurde. Jedes seiner Bilder leuchtet in jugendlicher Frische, in kraftvoller Gesundheit, Itrömt Leben aus in schenkender Fülle, immer wieder, immer erneut, ist wunderbar gemischt aus Kühle und Wärme, aus Nähe und Distanz, und wird in seiner Wirkung erhöht, gesteigert durch Einfachheit. Welch eine große, reiche, gesunde, ruhevoll-glückliche Natur muß dieser Edouard Manet gewesen sein! Und sicher, er war es. Aber die Umwelt sorgte dafür, daß er es nicht blieb. Manet mußte sich bald, und immer wieder, immer wieder verkannt, verhöhnt, übergangen, mißachtet fühlen, er litt schwer unter dem wahren Haß, den seine Zeitgenossen fast allen seinen Arbeiten entgegenwarfen, und wenn er früh erkrankte, mit wenig mehr als 50 Jahren in das Grab sank, so hatte die allgemeine Mißachtung sein Leiden gewiß nicht erzeugt, aber bestimmt verschärft.

Seine künstlerische Sehnsucht sah Manet, als er den Pinsel, mit dem er zaubern konnte wie wenige, aus der Hand legen mußte, nicht als erfüllt an, und was ihn vielleicht am meisten schmerzte, war, daß die Stadt Paris auf seinen Vorschlag den Magistratsitzungsaal mit Wandbildern zu schmücken nicht einmal eine Antwort, nicht einmal eine Ablehnung, für nötig erachtet hatte. Was würden wir heute darum geben diese Wandbilder von Manet zu haben! Wir wissen nämlich, was Manet malen wollte, weil wir den Brief vom Jahr 1879 kennen, der seinen Vorschlag dem Seinepräfekten übermittelte, unterzeichnet »Edouard Manet, Kunstmaler, geboren in Paris«. Es ist ein ganz kurzer männlicher Brief, ohne jede Floskel, ohne Maske, ohne Pose. Was wollte Manet malen? Seine Fresken wären die ersten wahrhaft modernen Wandbilder geworden. »Ich will eine Reihe Kompositionen malen, die, um mich eines heute allgemeingültigen Ausdrucks zu bedienen, der zugleich meine Absicht erschöpfend ausdrückt, den "Bauch von Paris" mit den verschiedenen Korporationen darstellen sollen, kurz: das gesamte öffentliche und kommerzielle Leben unserer Zeit. Ich hätte somit die Pariser Markthallen, die Pariser Eisenbahnen, die Pariser Brücken, das unterirdische Paris, das Paris der Rennen und der öffentlichen Gärten zu malen.« Ein wunderbares Programm, aber offenbar keiner Antwort wert. Manet hat eine solche nie erhalten. »Es ist merkwürdig«, klagt er, »wie reaktionär die Republikaner in Kunstfachen sind. Es ist ja so bequem schon fertige Formeln anzuerkennen und sich vor dem zu beugen, was man das Schönheitsideal nennt.«

Es dürfte dem Leser nicht entgangen sein, daß Manet in seinem Brief Emile Zola erwähnt, ohne ihn zu nennen, indem er den von Zola geschaffenen oder doch als Romantitel 10 Jahre zuvor in die Literatur eingeführten Ausdruck ventre de Paris verwendet. Es läge nun sehr nahe zu konstatieren: Manet erhielt die Anregung zu jenen Wandbildern des modernen Lebens aus der Romandichtung Zolas. Aber das wäre so doch nicht ganz richtig. Manet ist alles in allem der unliterarischste Maler, den man sich denken kann. Das Material seiner Bilder war immer Gesehenes, und seine Konstruierkunst war immer auf die feinste optische Ordnung gerichtet. Wenn er sich also mit Zola bei der künstlerischen Entdeckung des modernen Lebens, der neuen großen sozialen Tatsächlichkeiten traf, Eisenbahnen, Markthallen und Brücken statt idealistischer Genien und Allegorien malen wollte, so beruht das im wesent-

lichen auf einer verwandten Haltung zum Leben und natürlich auch mit darauf, daß beide in einer Zeit lebten, die die Naturwissenschaften im Vormarsch und den Beginn des wissenschaftlichen Sozialismus sah. Aber bestimmt wären jene Wandbilder ganz unliterarisch, ohne jede gedankliche oder gar illustrative Beziehung zu Zolas Romanen geblieben. Wir willen übrigens durch Antonin Proust, dem wir wertvolle Erinnerungen an Manet verdanken, daß Manet erst anfang Romane zu lesen, als seine Krankheit ihm das Malen verbot. Zola stand ihm allerdings sehr nahe. Zola war, 1866, der erste gewesen, der sich für den allgemein verhaßten Manet einsetzte, in einem sehr feinen und klugen, noch heute lesenswerten Aufsatz. Manet hat ja auch, 1868, jenes wunderbare Porträt Zolas gemalt, das heute im Louvre hängt.

Grade, weil wir hier in der Zeit der beginnenden Milieuforschung sind (Taines Philosophie de l'art erschien seit 1865) liegt es nahe Manets Werk selbst kurz unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten. Wir kommen dann zu dem Resultat, daß die Milieuforschung ausgezeichnetes Material für das Milieu des Künstlers liefert, aber kaum für sein künstlerisches Tun. Im Fall Manet erklärt sie uns sehr gut, warum die Bilder Manets auf Widerstand, Haß, Empörung und Gelächter stießen, aber sie erklärt uns nicht die Reinheit, Keuschheit, Noblesse und Anmut dieser Bilder, die Skandale erregten, weil sie rein, keusch, nobel und voller Anmut waren, in einer Zeit, in der man die ehrbar maskierte Pikanterie liebte. Es muß also in Manets Bildern ein Etwas enthalten sein, das nicht aus Zeit und Umgebung stammt, nämlich ein Neues, das aus einer zwar ebenso naturhaften, doch freier sprudelnden Quelle stammt: aus dem künstlerischen Genie, das überrascchend, überrumpelnd, Neues schafft und damit die Zeitgenossen aufregt. Neues kann nicht gut aus dem Alten erklärt werden. Das Leben und die Kunst Manets beweisen es wieder.

Manet hat von dem Ruhm, den seine Malereien ein halbes Jahrhundert nach seinem Tod genießen, nichts mehr; man kann fast vermuten, daß selbst dieser hohe Nachruhm ihn nicht voll befriedigen würde, weil er dem Ganzen seiner Leistung noch immer merkwürdig wenig gerecht wird. Es ist wie eine stillschweigende Übereinkunft in Manet den großen Maler aus unbeirrbarer Instinktsicherheit zu sehen, das wunderbare Auge, die niemals verlagende Hand. Schon Zola hat diese bedenkliche Formel: »Er kann nicht singen und philosophieren, er kann malen.« So sinnlos es nun wäre die seltene Kraft des Auges und der Hand Manet abzusprechen oder solche Tugenden zu unterschätzen, scheint es mir doch, daß die einseitige Betonung des Malers aus Instinkt an etwas anderm vorbeisieht, das wohl noch bewundernswerter ist: an der Tatsache, daß Manet ein genialer Bildkonstrukteur war.

Wäre Manet nur der Maler aus Instinkt, so hätte ihm das Tafelbild im Rahmen genügt. Aber sein Freund Proust schreibt: »Während seines ganzen Lebens hatte sich Manet mit dem Plan getragen ein großes modernes dekoratives Werk zu schaffen.« Eine Aufgabe, die mit bloßem Instinkt nicht zu lösen ist. Und wenn wir die Tafelbilder Manets nur einmal aufmerksam daraufhin ansehen, etwa das Paar im Treibhaus in der Berliner Nationalgalerie, das aus dem selben Jahr 1879 stammt wie der Vorschlag der Wandbilder an den Seinepräfekten, dann müssen wir wohl erkennen, daß über der herrlichen Ausbreitung eines instinktsichern Handwerks, über dem zauberhaften Glanz der Malerei, und diesen erst ermöglichend, sichernd, die große geistige Leistung künstlerischer Ökonomie, eine unendlich durchdachte und proportionierte Ordnung steht.

Das Verhältnis der Umwelt zum großen Künstler ist oft wirklich erstaunlich. Je mehr wir uns mit Manet beschäftigen, um so klarer erkennen wir den tiefen Zusammenhang mit der Tradition seines Landes, was das Revolutionäre seiner Kunst absolut nicht ausschließt. Alle Tugenden seines Volks hat Manet künstlerisch verklärt, der Vaterstadt Paris in Bildern gehuldigt, die ihren Geist neu befreien und neu fassen, und wutverzerrt schimpft dieses Land, schimpft diese Stadt diese Bilder roh, unfittlich-gemein, von der Kaiserin Eugenie an, die auf das Frühstück im Gras mit dem Sonnenschirm losgehen will, bis zu dem anonymen Besucher im Atelier, der Frechheiten in die Besucherliste einschreibt. Wie eigentlich ist so etwas möglich? Offenbar können im Volksganzen manche Tugenden, manche Elemente zeitweilig schlummern, und so kann es sein, daß wir in manchen Zeiten, wenn wir wissen wollen, wie das wahre Wesen eines Volks aussehe, nicht die kompakte Majorität, nicht das Volk fragen müssen sondern gewisse Individuen. Meist findet dann, nach einer gewissen Spanne, das Volk zu seinem reinen Wesen wieder zurück, aber dieser Vorgang ist im Grunde ebenso rätselhaft wie jener.

Was stand denn wohl zwischen Manet und seinen Zeitgenossen? Als Realist war Manet durchaus nicht der erste und längst nicht der wildeste. Gustave Courbet und François Millet kamen vor ihm; der Steinklopfer 1851, Bonjour Monsieur Courbet 1854, die Ährenleserinnen 1857, und, nicht zu vergessen, Adolf Menzels Théâtre Gymnase 1856. Als Realist des Gegenstands und der Methode ging Manet kaum über sie hinaus. Da war er eher konservativ. Aber er übertraf sie im Realismus der typisch modernen persönlichen Haltung, indem er jeden letzten Rest von Renaissancehaltung und -pose aus den Bewegungen seiner Personen verbannte. Am nächsten kommt ihm da Menzel. Das sind zum erstenmal die Menschen unserer Zeit, die sich still und unauffällig verhalten, deren wichtige, entscheidende Bewegungen, etwa das Unterschreiben eines Schecks, ohne jede dramatische Spannung sind. »Haltet ihr euch etwa so«, fuhr Manet die Modelle in Coutures Atelier an, »wenn ihr ein Bund Radieschen bei einer Gemüsehändlerin kauft?« Sicherlich hat man diese Wahrhaftigkeit der neuen gesellschaftlichen Haltung zunächst als Steifheit, Langeweile, Öde mißverstanden, weil man die außerordentliche geistige Spannung zwischen den Personen (fast immer sind es der Mann, die Frau) nicht empfand. Wenn Courbet angesichts der Olympia von 1863 in Manets Atelier sagt: »Manet, Sie malen ja Spielkarten«, so meinte er ebenso sehr wie die Flächenhaftigkeit der Malerei, die Manet ganz bewußt und aus Stilreinheit wollte, auch die Stille, Ruhe aller Glieder. Wie fuhren noch bei Delacroix, der grade im Jahr der Olympia starb, wie fuhren erst recht bei David alle Arme in der Luft des Bildraums herum, und wie selten ist bei Manet eine sonderliche Aktion des Arms: Die Hand hält bei ihm einen Schirm, einen Strauß, ein Buch, eine Zigarre oder auch nichts.

Was aber das Verständnis dieser Einfachheit, dieser Zurückhaltung in aller Gestik so erschwerte, war, daß sie merkwürdig mit einer leidenschaftlichen Sehnsucht des Malers nach dem Elementaren, Phantastischen, dem Wilden, Exotischen zusammenging; freilich nicht im Sinn des Motivs wie vorher bei Delacroix und nachher bei Gauguin, sondern im Sinn des Stils. Manet, der, ehe er Maler wurde, ein Jahr Matrose gespielt, der, ehe er in das Atelier Couture eintrat, eine Segelschiffsreise nach Rio de Janeiro gemacht hatte, beweist in jedem Bild die ursprünglichste Freude eines kühnen Geistes an der

unnervölen, unablenkbaren Linie von fein an- und abschwelliger Gespanntheit und Sehnigkeit, wie wir sie selten an europäischen, aber häufig an ostasiatischen und mittelamerikanischen Kunstwerken finden. Doch, auch in Europa fand sein Auge einen Abglanz: in den Kostümen spanischer Tänzerinnen, spanischer Stierkämpfer. Dieses Kostüm, durch ein Gastspiel spanischer Tänzer in Paris Anfang der sechziger Jahre ihm nahegebracht, bezauberte ihn zu köstlichen Arbeiten und lockte ihn dann 1865 das Land selbst zu besuchen. Doch als echter Franzose fühlte er sich in Madrid, einer Stadt mit anderen Sitten und einer andern Speisekarte, nicht so glücklich wie er gehofft hatte.

Die Kunst Edouard Manets mit einem Schlagwort aus dem Lexikon der Stilbegriffe zu bezeichnen ist absolut unmöglich. Realismus, Naturalismus, Impressionismus: von allen hat er etwas, aber er geht in keinem auf. Er war und schuf jenseits aller Dogmen, ein starker, reiner, ein unendlich kritischer und auch selbstkritischer Geist, der jedem neuen Werk wieder frei und als Herr aller Möglichkeiten gegenüberstand, ein großartiger Maler im Sinn des schönsten, nobelsten Handwerks und der besten Kultur des Metiers. Und zugleich ein großer Konstrukteur, maßvoll in allem, doch immer kühn, immer streng und unbeirrbar er selbst. Manet verkörpert in sich die stärksten Tugenden seines Volks. Gegen Ende seines Lebens, 1880, als er die Rue de Berne, die Bar in den Folies Bergère malte, kam ein junger Maler aus Deutschland nach Paris, der 20jährige Lesser Ury. Er muß, wie seine Frühwerke in der schönen Gedächtnisausstellung der Berliner Nationalgalerie beweisen, starke Eindrücke von Manet erfahren haben, und es ist wunderbar in der Nationalgalerie zu verfolgen, wie dieser ganz eigne, ganz eigen sinnige Geist von Manet aus eine Malkunst sich erarbeitete, die im selben Sinn deutsch ist wie Manets Malerei französisch. Beide begegnen sich als gute Europäer.

Edouard Manet starb am 30. April 1883.

---

## DAVID LUSCHNAT · AUS DEM DURST ERWÄCHST DAS WEINEN



AUS dem Durst erwächst das Weinen,  
Aus dem Weinen quillt die Not,  
Alle Nöte zu vereinen  
Waltet stark der Mittler Tod.

Jede Lebensregung droht  
In Bewegung zu versteinen,  
Würde ohne ihren Tod  
Irrlebendig sich verneinen.

Tod ist der Bewegung Mitte,  
Ist der namenlose Dritte  
Im Gewebe Tag und Nacht.

Tod ist alles Lebens Meister,  
Ist der hohe Geist der Geister,  
Der die Ernte eingebracht.

# RUNDSCHAU

## ÖFFENTLICHES LEBEN

Außenpolitik / Walther Maas

Ostasien

Die Mandschukaifer, die Jahrhunderte über China herrschten, geltatteten nicht, daß ihre chinesischen Untertanen in ihre Privatdomäne, eben die Mandchurei, einwanderten. So hatte dieses Gebiet von fast 1 Million Quadratkilometer gegen 1895 noch nicht 10 Millionen Einwohner. Rußland schob sich in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts auch hier immer weiter vor. Es besetzte die Halbinsel Liautung, baute Eisenbahnen, investierte Kapitalien. Als Gegner erschien nicht China, sondern Japan. Es verdrängte Rußland aus der Südmandchurei, besetzte Port Arthur, baute den Handelshafen Dairen aus. Durch die Verträge von Schimonoseki 1895, Portsmouth 1905 und die berühmten 21 Punkte von 1915 ließ es sich in China und in der Mandchurei wichtige Rechte sichern. Japan braucht dieses Gebiet, einmal als Rohstoffland (Kohle, Eisen) und um Nahrungsraum für sein überbevölkertes Inselreich durch Industrialisierung zu schaffen. Sodann aber will es sich eine kontinentale Basis für einen Zusammenstoß mit Amerika sichern. So baut es die Wirtschaft der Mandchurei aus. Aber deren Belebung und die verhältnismäßige Ruhe und Ordnung in diesem Gebiet zogen Menschenmassen aus dem überbevölkerten und vom Bürgerkrieg gepeinigten China herbei, manchmal 1 Million im Jahr, die größten Wanderungen, die die Geschichte je sah. Es dürften jetzt 30 Millionen Menschen in der Mandchurei versammelt sein, ebenso viele haben noch Platz. Die Steigerung des chinesischen Nationalgefühls unter dem Einfluß Sun Jat Sens und der Kuomintang riefen einen Widerstand gegen die Verträge von 1915 hervor. China fing an sie zu umgehen. So baute es Zubringerbahnen und Parallelbahnen zur Südchinesischen Eisenbahn, die Japan gehört. Das unterlagen die Verträge. Japan protestierte öfter durch Noten, schließlich benutzte es einen der häufigen Zwischenfälle, um von dem Eisenbahngebiet aus, wo es vertraglich pro Kilometer 15 Soldaten halten darf, in die Nachbarschaft vorzustoßen. Der chinesische General Ma war der ernsteste Gegner; er wurde geschlagen, seine Armee löste sich in Kunghufen auf, unter welchem Namen die chinesische Sprache

abgebaute Soldaten und Räuber zusammenfaßt. So konnte Japan erklären, daß die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung zur Besetzung immer weiterer Gebiete zwingt. China wandte sich an den Völkerbund. Dieser war klug genug keine Verhandlungen auf Grund des Artikels 15 vorzunehmen, das heißt von sich aus, ohne Teilnahme der streitenden Parteien einen Urteilspruch zu fällen und diesen dann mit allen Machtmitteln durchzuführen. Es zeigte sich nämlich, daß, da der Völkerbund bisher über keine eigne Exekutive verfügt, er nur durch Empfehlung an die Mitglieder seinen Sprüchen Achtung verschaffen kann. Zurzeit aber sind alle Mächte mit sich selbst beschäftigt. Auch die Vereinigten Staaten, die sich sogar gegen den Willen Japans an den Genfer Verhandlungen auf Grund des Kelloggpakts beteiligten, zeigten keine Lust etwas Ernsthaftes zu unternehmen. So blieb es bei Verhandlungen auf Grund des Artikels 11. Am 30. September 1931 beschloß der Völkerbundsrat einstimmig, das heißt mit Einschluß Japans und Chinas, er erwarte, daß die streitenden Parteien baldigst Verhandlungen mit einander begännen und inzwischen keine feindseligen Akte unternähmen. Die Auflösung der Ordnung in der Mandchurei ging aber weiter, und so besetzten japanische Truppen weitere Gebiete. Völkerrechtlich liegt die Sache so, daß Japans Vorgehen bei Verweigerung an die Haager Cour sehr wahrscheinlich gebilligt werden würde: *Pacta sunt servanda*. So war die Stellung des Völkerbunds rats sehr diffizil. Auf der einen Seite diese Rechtslage, auf der andern die nahezu nonchalante Haltung der japanischen Regierung. In Deutschland forderten besonders die Kreise, die bisher den Völkerbund für eine lächerliche Schimäre erklärt hatten, ein "aktives" Eingreifen. Was hätte er tun sollen, selbst wenn er sich über die geltenden Verträge hinwegsetzen wollte? Japan den Krieg erklären? Wer hätte ihn ausfechten sollen? Der Rat beschloß nach langen Beratungen am 10. Dezember die Entsendung einer Studienkommission nach der Mandchurei. Zwar setzte er einen Termin für den völligen Rückzug der japanischen Truppen nicht fest, doch ist er »überzeugt, daß die Truppen so schnell wie möglich in die Eisenbahnzone zurückgenommen werden würden«. Dort besetzte Japan unterdessen die Städte Kujangfle und Kintschau.



Was in der Mandchurei vor sich geht, ist, weltpolitisch und -wirtschaftlich betrachtet, ein Teilprozeß im Werden des Ostasiatischen Imperiums, das zunächst unter japanischer Führung entsteht, wenn sich später auch sein natürlicher Schwerpunkt nach China verlagern wird. Vor unseren Augen vollzieht sich die organische Gestaltung der Erde in 5 Wirtschaftseinheiten: gestern in Amerika, heute im Britischen Reich und gleichzeitig in Ostasien, morgen in Kontinentaleuropa und endlich in dem föderativen Russischen Reich der Zukunft.

**Ministerreisen** Im Jahr 1931 machten die führenden Staatsmänner Gebrauch von den interna-

tionalen Expreßzügen. Führen Heinrich Brüning und Julius Curtius im Juli nach Paris (siehe diese Rundschau, 1931 II Seite 908), so kamen am 27. September Pierre Laval und Aristide Briand nach Berlin. Seit dem Berliner Kongreß das erstemal, daß ein französischer Ministerpräsident in Berlin weilte. Diese Reise war mehr als eine diplomatische Höflichkeit. Aber bei der fortchreitenden Entfremdung zwischen Deutschland und Frankreich konnten konkrete Dinge nicht in Angriff genommen werden. Das Communiqué über den Ministerbesuch wurde hier in dem Artikel Mierendorffs (1931 II Seite 951) wiedergegeben. Der damals eingesetzte Deutsch-Französische Wirtschaftsausschuß nahm unterdessen wohl seine Tätigkeit auf. Auch er wird erst etwas leisten können, wenn die politischen Beziehungen besser sind.

Das Hoovermoratorium hat seinen Zweck nicht erfüllt. Die amerikanischen Außenstände erschienen bedroht, so wollte der Präsident der Vereinigten Staaten die Schulden stunden, um sie nicht ganz zu verlieren. Mehr nicht, aber auch nicht weniger lag im Sinn seiner Aktion. Aber die Atempause half nichts. Nicht nur ging die Zerrüttung in Mitteleuropa vorwärts, auch die englische Währung brach zusammen, der Dollar selber wurde angegriffen. In dieser Situation wandte sich Amerika an Frankreich, das es als stärkste Macht Europas erkannte. Laval hatte keine Veranlassung der höflichen Einladung Hoovers nicht zu folgen. Er reiste nach Washington, verbrachte 3 Tage, vom 23. bis zum 26. Oktober, im Weißen Haus, konferierte mit Herbert Hoover, Henry Stimson und dem Vorsitzenden des Senatsausschusses für Auswärtige Fragen William Edgar Borah. Dieser war die Seele des Widerstands gegen die von Andrew Mellon und Walter

Edge, dem amerikanischen Botschafter in Paris, vorbereiteten Pläne. Hinter ihm stehen die Hundertprozentigen. So war das Ergebnis recht mager: »Es war nicht unsere beiderseitige Absicht unseren Regierungen bindende Verpflichtungen aufzuerlegen sondern eher durch die Entwicklung des Tatbestands jedes der beiden Länder instand zu setzen wirksamer auf seinem eignen Gebiet zu arbeiten.«

Nach längeren Verhandlungen einigte man sich auf die Einberufung des im Youngplan vorgesehenen Sachverständigenausschusses, der jedoch weitere Vollmachten erhalten sollte, um auch die Frage der deutschen Privatschulden zu untersuchen. Er trat am 7. Dezember in Basel zusammen und erstattete am 23. Dezember seinen Bericht; in ihm wird die Krise der deutschen Wirtschaft in ihrer vollen Schwere anerkannt, nicht aber die deutsche These, daß die Reparationen an ihr schuld seien. Die Entscheidung über diese bleibt einer Regierungskonferenz überlassen, die am 25. Januar 1932 in Lausanne beginnen soll, aber infolge der neuesten Spannung sich vielleicht gleich wieder vertagen wird.

Registriert seien auch noch die Reisen des italienischen Außenministers Dino Grandi. Dieser hielt sich vom 25. bis zum 27. Oktober in Berlin auf und fuhr hierauf nach Washington. Darin wollte man eine Demonstration gegen Frankreich sehen. Indes, die Reden von einer Einheitsfront Deutschlands, Italiens, Amerikas und vielleicht noch Rußlands zum Beispiel für die Abrüstungskonferenz sind vorläufig nur Phantasien, wenn sie natürlich auch Wünschen entsprechen, die man in diesen Ländern hegt.

**Deutsche Politik**

Unter dem Titel Der Kampf um die deutsche Außenpolitik ließ ein ungenannter Autor bei Paul List in Leipzig eine Schrift erscheinen, deren Darstellungsart neu ist. Jedes Kapitel zerfällt in 2 Teile, die kontradiktorisch angeordnet sind: für Erfüllungspolitik, gegen sie, für ein Zusammengehen mit Italien, gegen ein solches, und so weiter. Im Westen und in Übersee verfügt der Autor über recht gute Kenntnisse der wirkenden Faktoren, der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Um so schlimmer steht es dafür, wie bei den meisten deutschen Autoren, mit den Ostfragen. Was soll man zu der grotesken Annahme sagen, Polen werde Oberschlesien und Westpreußen gegen die Garantierung der polnischen Ostgrenzen durch Deutschland herausgeben? Und diese Utopie wird noch als

Oftlocarno bezeichnet. Die Letten und sogar die Esten sind nach dem Verfasser Slawen. Das Schönste aber ist, daß der Verfasser die Behandlung der Serben in Deutschland als Druckmittel auf Jugoslawien verwandt wissen will. Es handelt sich um die Wenden (Sorben) des Spreewalds, die, wie ein deutscher Autor wissen sollte, heute nichts mit den Serben zu tun haben. Für den kritischen Leser ist das 400 Seiten starke Buch eine gute Materialsammlung, besonders durch das beigegebene Sachregister.

Gedanken über Deutschland nennt Richard von Kühlmann eine Schrift, die bei Paul List in Leipzig erschien, und die »durch Peilung feltzustellen sich bemüht, wo wir sind, und wohin die möglichen Wege führen«. Die Substanz ist etwas dünn, man hätte von dem ehemaligen Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt eigentlich mehr tatsächlich politische Aspekte erwartet. So gibt er hier eine Sammlung von Gedanken über die deutsche Geschichte, den deutschen Nationalcharakter, Goethe. Im Gespräch zwischen einem Deutschen und einem Franzosen fehlen wichtige Argumente. Erfreulicherweise gibt sich das Buch nicht ganz so angloman wie man es bei diesem Verfasser erwarten konnte. Dieser räumt die Vorteile der Sachlieferungen für Deutschland und Frankreich ein, er bedauert sogar deren Sabotage durch England. Das Buch ist fesselnd geschrieben und in manchem nützlich.

Das letzte Auguftheft der Année Politique Française et Etrangère, die in Paris und Lille erscheint, widmete Bernard Lavergne einem Examen général des problèmes franco-allemands. Er sucht die deutsche Situation seinen Landsleuten verständlich zu machen. Er sieht alle Schwierigkeiten, aber er glaubt an die Möglichkeit ihrer Überwindung. So führt er aus, daß der Anschluß Österreichs keine Gefahr für Frankreich oder seine Verbündeten bedeute, daß kleine Grenzänderungen im Osten (Weichselalweg, Bahnkorridor durch den Polnischen Korridor) notwendig und für Polen und Frankreich erträglich seien. In der Abrüstungsfrage will er die Dinge lassen, wie sie sind. Das Wichtigste sind wohl die Schlußabschnitte *Utilité d'une collaboration économique entre la France et l'Allemagne*. Lavergne tritt sehr stark für eine solche Kooperation ein, obwohl er sich nicht verhehlt, daß sie auch von Frankreich Opfer verlangen würde; aber er hält diese für notwendig, im gemeinsamen europäischen Interesse.

Vorkriegs-  
politik

Äußerst wichtige Memoiren schrieb der frühere Gesandte und spätere deutsche

Außenminister Friedrich Rosen unter dem Titel *Aus einem diplomatischen Wanderleben / Berlin, Transmareverlag/*. Daß der Übersetzer morgenländischer Dichtungen einen formvollendeten Stil schreibt, braucht nicht betont zu werden, aber was er sagt, ist auch wichtig und zum Teil ganz neu. Über die Marokkofrage, die er ganz richtig der Weltkriegstragödie 1. Teil nennt, gibt er sehr wertvolle Ergänzungen zu der großen deutschen Aktenpublikation. Er, damals Gesandter in Tanger, nennt die deutsche Marokkopolitik von 1905 ein »unlösbares Rätsel«. Die unheilvolle Rolle Alfred Kiderlen-Waechters 1911 beleuchtet er scharf. Über Englands Vorkriegspolitik sagt er: Auch die seither veröffentlichten Berichte der englischen Diplomaten aus den großen europäischen Hauptstädten zeigen, daß die zum Krieg treibende Rolle Englands schon längst kein Geheimnis mehr war. Für Bülow hat Rosen Sympathie; doch spricht er sich sehr schroff über dessen Memoiren aus, an vielen Stellen berichtigt er sie.

In seinem auf minutiöser Aktenbenutzung gegründeten Buch *Salisbury und die Türkische Frage im Jahre 1895 / Stuttgart, W. Kohlhammer/* behandelt Hugo Preller die Frage, ob der britische konservative Premierminister damals wirklich einen Plan zur Aufteilung der Türkei gehabt hat, wie es nach Verhandlungen mit dem deutschen Botschafter Hatzfeld den Anschein hatte. Er verneint die Frage, Salisbury hätte erkannt, daß die Aufteilung der Türkei einen Krieg zwischen England und Rußland verurteilt hätte. Die Schrift zeigt die ganze Verlogenheit der Vorkriegsdiplomatie im allgemeinen, der britischen im besondern. Da Salisbury auch noch 1898 bis 1901 regierte, in welcher Zeit die ersten Bemühungen um ein deutsch-britisches Bündnis erfolgten, so seien Bülow und Holtzein in ihrem Mißtrauen gegen England gerechtfertigt, wie Preller gegen Friedrich Meinecke betont.

Der 4. Band der Bülowmemoiren / Berlin, Ullstein/ (über die ersten 3 Bände siehe diese Rundschau 1931 I Seite 161, 1931 II Seite 911) ist vielleicht der beste. Man steht hier ganz unter dem Eindruck der Gestalt Bismarcks, die der Autor schon im 1. Kapitel, wo er eine Begegnung zwischen dem spätem Reichskanzler, damals Bundestagsgesandten in Frankfurt, und Bülows Vater beschreibt, auf den Leser einwirken läßt. Und Bismarck

bildet nun den Schatten, den Hintergrund aller Erzählungen. Kulturgeschichtlich sind die Schilderungen aus Frankfurt, Mecklenburg, Halle, Berlin sehr interessant. Die mehr persönlichen Schilderungen über Kriegserlebnisse 1870, erste Lieben, Leutnantszeiten sind zu stark aufgetragen, zu Bülowzentrisch. Aber sie erklären vieles im Bild des Weltmanns, dem eine glänzende Karriere, eine sehr anziehende, ja bedeutende Frau nur so zufallen. Politisch interessant sind die Schilderungen aus der Diplomatenzeit, aus Rom und Petersburg 1875, Wien 1876, vom Berliner Kongreß, aus Paris 1878 bis 1884, wieder Petersburg. 1888 geht er als Gesandter nach Bukarest, 1894 als Botschafter nach Rom. Zahlreiche Dokumente, zum Teil zum erstenmal veröffentlicht, sind auch in diesem letzten Band enthalten. Zum Abschluß soll gesagt werden, daß die Denkwürdigkeiten Bülows eine zwar sehr subjektiv gefundene, doch objektiv äußerst wichtige Geschichtsquelle für die ganze wilhelminische Zeit darstellen.

**Totenliste** Am 25. September 1931 verunglückte im Polenschen tödlich *Alexander Graf Skrzynski*, 49 Jahre alt. Er war polnischer Gesandter in Budapest und London, 1922 und 1924 polnischer Außenminister; damals schloß er mit Deutschland den Locarnopakt. Im Jahr 1925 war er Premierminister, dann wurde er polnischer Vertreter beim Völkerbund. Wichtig ist seine Schrift *Poland and Peace*.

Am 5. Oktober starb in Englewood /New Jersey/ *Dwight Whitney Morrow*, 58 Jahre alt. Er war Teilhaber der Morganbank, wirkte bei Abfassung des Dawesplans mit, plazierte französische und deutsche Anleihen in den Vereinigten Staaten. 1927 wurde er amerikanischer Botschafter in Mexico, 1930 wurde er in den Senat gewählt. Er war ein enger Mitarbeiter Herbert Hoovers, dazu Miliardär und Schwiegervater des Ozeanfliegers Charles Lindbergh.

Auch in dieser Rundschau muß des Todes *Louis Loucheurs* (siehe über ihn die Rundschau Staatssozialismus, 1931 II Seite 1209) gedacht werden. Gehörte dieser bedeutende Politiker doch zu den aktivsten Kräften, die zur Vereinigung Europas drängen. Außenpolitische Bedeutung hatte das Wiesbadener Abkommen, das er 1921 mit Walther Rathenau abschloß. Es sah den Gedanken der Reparationen durch Sachlieferungen vor, der hier stets als ein Element produktiven Aufbaus anerkannt worden ist.

**Kurze Chronik** Das Haager Gericht entschied im *litauisch-polnischen Eisenbahntreit* zugunsten Litauens: Litauen ist nicht verpflichtet auf der Grenzbahn Koszedary-Landwarow Verkehr zu unterhalten; das heißt, die Haager Cour hält die Wilnafrage noch für offen. ◊ Am 14. Dezember 1931 mußte der Präsident der Chinesischen Republik *Tschiang Kai Schek* von seinem Posten zurücktreten; angeblich allein wegen seiner Mandchureipolitik; doch scheinen auch persönliche Treibereien besonders der Kantonregierung eine Rolle gespielt zu haben. ◊ Zum litauischen Gesandten in Berlin wurde *Jurgis Schaulys* bestellt. Er war Bankbeamter, 1918 litauischer Vertreter in Berlin, später Gesandter am Vatikan. ◊ Zum deutschen Gesandten in Athen wurde *Ernst Eisenlohr* ernannt. Er ist jetzt 45 Jahre alt und war früher Gesandtschaftsrat in Belgrad.

**Literatur** Über die Rheinlandbesetzung ist von französischer Seite bisher wenig publiziert worden. Man wird daher mit besonderem Interesse nach dem starken Band *Paul Tirards La France sur le Rhin: 12 années d'occupation rhénane /Paris, Plon/* greifen. Der Präsident der Interalliierten Rheinlandskommission gibt eine diplomatisch geschickte Beschreibung der Probleme der Besetzung, die dokumentarischen Wert hat. Deutsche werden vieles anders sehen, werden auch bestreiten, daß eine Besetzung des Rheinlands durch französisches Militär eine Annäherung des deutschen und französischen Volks erleichtere, da ein Kennenlernen Auge in Auge so ermöglicht sei. Gewiß, die hohe Aufgabe des Rheinlands ist es auch als Brücke zwischen Deutschland und Frankreich zu wirken, aber in beiderseitiger Freiheit. Geschickt ist die Einleitung *Fresque historique*, in der die alte Rheinlandpolitik Frankreichs behandelt wird, Forster, Hoche, die Präfecten Napoléons. Tirard ist zu kenntnisreich, um die Zuneigung der Mitbürger Forsters zur Französischen Republik dahin zu interpretieren, als fühlten sie sich als Franzosen, während sie doch als Republikaner der Trikolore zuneigten. Leider kommen die Beziehungen der Alliierten unter einander nur sehr wenig zur Sprache, was man besonders bei der Schilderung des Ruhrkriegs bedauert. Das Buch behandelt eben nur *la France sur le Rhin* und nicht die interalliierte Besetzung. Deren Geschichte ist noch zu schreiben. Tirards Buch ist dazu eine wichtige Quelle.

Wirtschaft / Gerhard Kreyllig

1931 Am Ende des Jahres 1931

stehen 39 Länder, die mehr als die Hälfte des gesamten Welthandels auf sich vereinigen, mitten in der Währungskrise, die neben der Kreditkrise das deutlichste Merkmal für den Zerfall des weltwirtschaftlichen kapitalistischen Gefüges darstellt. 16 Länder hatten bis November 1931 die Goldwährung preisgegeben, weitere 12 Länder hatten in mehr oder minder starkem Maß Inflation, 11 Länder kämpften unter Zuhilfenahme von Devisenzwangsverordnungen um die Aufrechterhaltung der Goldwährung. Der Kampf um die Stabilisierung der Währungen in der ganzen Welt, der eine deutliche Gegnerschaft zwischen goldarmen und goldreichen Ländern gebracht hat, kennzeichnet das Stadium, in das die Weltwirtschaft nach dem Ausbruch der Kreditkrise gekommen ist. Im Oktober schien es zwar, als ob der seit Monaten ungehemmte Preisverfall, der die Weltmarktsituation charakterisierte, zu Stocken begänne; sehr bald aber kam die Hauffebewegung zum Stillstand und wurde durch erneuten Preisfall abgelöst.

Untersuchungen über die Preisrückgänge im Lauf der Krise zeigen, daß in keinem einzigen Krisenjahr seit 1870 der Preisverfall auch nur annähernd ein derartiges Ausmaß erreicht hat, wie es im Lauf dieser Krise der Fall gewesen ist. Im Statist wurde berechnet, daß die Weltmarktpreise gegenüber dem durchschnittlichen Preisstand während der letzten Aufschwungsperiode 1925 bis 1929 um 38,3% gefallen sind. Dieser Preisverfall um annähernd 40% ist fast doppelt so groß wie der stärkste Preisturz in den letzten 60 Jahren.

Der Welthandel, dessen Rückgang im 2. Quartal zum Stillstand gekommen zu sein schien, schrumpfte im 3. Quartal weiter sehr erheblich zusammen, mit der Wirkung, daß die Weltproduktion abermals erheblich eingeschränkt wurde.

Der Index der industriellen Weltproduktion, der vom deutschen Institut für Konjunkturforschung errechnet wird, und in dem mit der Produktion von Nordamerika, Frankreich, Deutschland, Großbritannien, Rußland, Japan, Canada, Schweden, Polen und Österreich 77% des gesamten Produktionsvolumens der Welt erfaßt sind, zeigt, wenn wir für 1928 das Volumen 100 setzen, daß die Weltproduktion von 108 im Jahr 1929 auf 94 im Jahr 1930 und 87 im Jahr 1931 gesunken ist; Ende Oktober war (bisher) mit

79,4 der Tiefstand erreicht. Die Folge ist, daß etwa 25 Millionen erwerbsfähige und arbeitswillige Menschen keine Beschäftigung finden können; fast 100 Millionen Menschen sind direkt und indirekt der Not der Arbeitslosigkeit ausgeliefert. In Amerika, dem ehemals gepriesenen Land der Wirtschaftswunder und der nie verfallenden Prosperität, lauten die Schätzungen für Ende 1931 auf etwa 10 Millionen Arbeitslose. In Deutschland, dem nächstwichtigen kapitalistischen Land, sind Ende 1931 5 bis 6 Millionen Menschen ohne Arbeit. Alle anderen Länder sind ebenfalls in weit höherem Maß als früher von der Arbeitslosigkeit betroffen, die zudem durch eine außerordentlich lange Dauer gekennzeichnet ist, so daß die Massen in immer größeres Elend abinken. Auch Frankreich, das lange Zeit hindurch die einzige Ausnahme machte und von der Krise kaum fühlbar berührt zu sein schien, kann sich ihren Folgen nicht mehr ganz entziehen.

Dieser Prozeß der Wirtschaftskrise führte zur Verelendung der Massen und bewirkte international einen Rückschlag in der Sozialpolitik. Die Kaufkraft schrumpfte immer stärker ein. Das Ergebnis ist auf der ganzen Front eine immer zunehmende Verschlechterung der Weltwirtschaftslage, der sich die sogenannten Wirtschaftsführer in keiner Weise gewachsen zeigen. Der Ausweg aus der Krise, der im kontinentaleuropäischen Zusammenfluß zu suchen ist, wird vielmehr von den Wirtschaftlern im Verein mit den Politikern versperrt.

**Krisenverschärfung** Neben der Kreditkrise kennzeichnet das Wirtschaftsjahr 1931 nichts so sehr wie der

Verfall der Währungen.

Ehe Großbritannien vom Goldstandard abwich, hatten bereits Ägypten, Argentinien, Australien, Brasilien, Spanien, Uruguay, Mexico, Venezuela und Ecuador entweder die Goldwährung aufgehoben oder infolge anderer Ursachen eine stärkere Entwertung ihrer Valuten zu verzeichnen. Die Preisgabe des Goldstandards in Großbritannien am 21. September verschlechterte aufs neue die Währungssituation in Portugal, Australien, Neuseeland und Britisch Indien, ganz abgesehen davon, daß Dänemark, Schweden und Norwegen sowie Canada, Finnland, Ägypten und Bolivien ihre Währungen automatisch etwa im gleichen Umfang mit entwerten ließen, wie das beim englischen Pfund der Fall war. Die Wirkung dieser verzweifelten Währungssituation in der ganzen Welt war, daß

lowohl die Länder, die den Goldstandard preisgegeben hatten, als auch die Länder, die ihre ganze Kraft darauf verwendeten ihre Währung stabil zu halten (so insbesondere Deutschland), zu dem nur in äußersten Krisenzeiten benutzten Mittel der Devisenbewirtschaftung greifen mußten. Es gibt heute in der Welt kaum noch ein Land, dessen Kredit- und Währungslituation so ist, daß ein ungehemmter Devisenverkehr möglich wäre. Die Liste der Länder, die Vorschriften über die Devisenbewirtschaftung erlassen haben, umfaßt Argentinien, Brasilien, Bulgarien, Chile, Dänemark, Deutschland, Estland, Finnland, Griechenland, Großbritannien, Indien, Italien, Lettland, Österreich, Persien, Rußland, Schweden, Spanien, Südflawien, die Tschechoslowakei, die Türkei, Ungarn, Uruguay.

Mit der Preisgabe des Goldstandards in England ist Frankreich zum entscheidenden Finanzmittelpunkt der Welt geworden. Von der Frage, wie weit es Frankreich ermöglicht wird seine Goldvorräte und seine Kapitalkraft für die Wiederbelebung der Wirtschaft und insbesondere für die Schaffung wirtschaftlich erträglicher Zustände in Europa einzusetzen, wird es abhängen, ob in ablehbarer Zeit das Arbeitslosenheer Europas verringert werden kann. Die jetzige wirtschaftliche Situation Frankreichs drängt auf eine Nutzbarmachung des dort brachliegenden Kapitals. Die konjunkturelle Verschlechterung der Wirtschaftslage in Frankreich findet ihren Ausdruck darin, daß die industrielle Produktion, wenn wir sie für 1913 mit 100 ansetzen, seit Juni 1931 von 126 auf 117 im Oktober 1931 gesunken ist. Gegenüber dem Höhepunkt der industriellen Beschäftigung im 1. Halbjahr 1930 ist die Produktion damit um etwa 20% zurückgegangen. Auch das Problem der Arbeitslosigkeit zeigt sich in Frankreich; öffentliche Arbeiten und besondere Schutzmaßnahmen gegen ausländische Arbeitskräfte sollen die Arbeitsmarktsituation bessern.

**Protektionismus** Die Schrumpfung der Produktion auf den heimischen Märkten löst das Bestreben aus durch Schaffung von Außenhandelsmonopolen, durch Einfuhrkontingentierungen und Hochschutzzollmaßnahmen die Konkurrenz des Auslands fernzuhalten. Diese Maßnahmen haben, soweit sie innerhalb des kontinentalen Europas geschehen, fürs erste die Folge, daß der gesamteuropäische Wirtschaftsraum zerklüftet statt planmäßig zusammenge-

schlossen wird, da jede Maßnahme eines Landes zu Abwehrmaßnahmen anderer Länder führt. Das Ergebnis ist, daß auch solche Staaten, die wirtschaftlich zwingend auf den Warenaustausch mit anderen Ländern angewiesen sind, sich utopischen Hoffnungen hingeben, Autarkie im Zwergmaßstab könne weitere Verheerungen durch die Weltwirtschaftskrise von ihrem Land fernhalten. Anders stünde es mit der relativen Autarkie des Vereinigten Europäischen Kontinents, den es zu erstreben gilt. Dieser bedarf freilich eines sehr zielklaren Protektionismus, da er vor allem gegen den Eingriff von Übersee geschützt werden muß.

Ähnlich muß man auch die entschlossene Wendung Englands zum Schutzzollsystem betrachten und beurteilen. Man muß sich, namentlich in Deutschland, von dem Wunschgedanken freimachen, als ob es sich da um vorübergehende Krisenmaßnahmen handelt. Die sogenannte Antidumpingzollgesetzgebung ist vielmehr das Signal für den neuen Kurs der britischen Wirtschaftspolitik, die ein Britisches Wirtschaftsimperium aufbaut, um so alle im Empire vorhandenen Produktivkräfte zu entfeuern.

Dieser Prozeß bewirkt natürlich zunächst ein erbittertes handelspolitisches Ringen aller Staaten, deren Wirtschaft sich ganz oder zum großen Teil auf den Import nach England eingestellt hatte. Diese Staaten werden eine Neuordnung ihrer Handelspolitik und Wirtschaftstendenz vornehmen müssen, die zunächst freilich die Situation noch schwieriger gestaltet und neue Opfer erfordert, deren Ergebnis aber zur organischen Neugestaltung der Weltwirtschaft in großen Wirtschaftsreichen beiträgt. Vorläufig aber dominiert die separatistische Tendenz.

Im Lauf des Jahres 1931 ging eine Reihe von Ländern dazu über sich durch die Schaffung von Außenhandelsmonopolen oder sonstige staatliche Eingriffe in die Einfuhr und Ausfuhr vom Weltmarkt abzuschließen. Derartige Monopole schafften sich, teilweise in umfassender Form, teilweise nur für einzelne Produkte, Südflawien, Spanien, Estland, die Türkei und Österreich. Einfuhrverbote für bestimmte Waren erließen Polen, Brasilien, Columbien, Italien und Dänemark. Eine Kontingentierung der Einfuhr erfolgte in der Tschechoslowakei, Österreich, Indien, Frankreich, Lettland, Estland und der Türkei. Ebenso bedeutungsvoll in ihrer Wirkung waren die Zollmaßnahmen, die diese und andere Länder in diesem Jahr des Krisenhöhepunkts durchgeführt haben. Die Liste solcher protektionisti-

schen Maßnahmen umfaßt nahezu alle oder doch alle wirtschaftlich wesentlichen Länder der Welt. Die Freihandelsära, mit deren Rückkehr liberale Denkweise immer noch rechnet, ist also zunächst faktisch abgeschlossen.

**Totenliste** Am 5. Oktober 1931 erlag das ehemalige Mitglied des Bankhauses Morgan *Dwight Whitney Morrow* einem Gehirnschlag. Er war am 1. Juni 1914 in die Weltfirma J. P. Morgan eingetreten, und er blieb dort bis 1927. Er organisierte mit Frank Vanderlip zusammen die Sparkampagne in den Vereinigten Staaten während des Weltkriegs; sie sollte die Bevölkerung abhalten Dinge zu kaufen, die für die Alliierten wichtig waren. 1918 wurde er vom Präsidenten Willson zum amerikanischen Mitglied der Behörde ernannt, die den zur Verfügung stehenden Schiffsraum so zu verteilen hatte, daß die Bedürfnisse der Alliierten dabei gewahrt blieben. In der Politik der Vereinigten Staaten hat Morrow als einer der nächsten Ratgeber Hoovers eine große Rolle gespielt (siehe auch die Rundschau Außenpolitik, in diesem Band Seite 65).

Am 5. November starb in Uerdingen *Edmund ter Meer*, in seinem 80. Lebensjahr. Nach dem Studium der Chemie hatte er 1877 in Uerdingen eine kleine Anilinfarbenfabrik gegründet. Diese kam in einen engen Kontakt mit der Firma Weiler & Co. in Köln, so daß 1896 durch Fusion die neue Firma Chemische Fabriken vormals Weiler-ter Meer in Uerdingen als Aktiengesellschaft entstand. Sie wurde einer der Bestandteile, aus denen bei der Zusammenfassung der deutschen Chemischen Großindustrie die I. G. Farbenindustrie entstand.

An den Folgen eines Sturzes starb am 7. November in einem Hamburger Krankenhaus der Generaldirektor des Norddeutschen Lloyds *Carl Stimming*, eine der führenden Persönlichkeiten der Großschiffahrt Deutschlands. Er wurde 1876 in Fürstenwalde geboren, trat in jungen Jahren in den Verwaltungsdienst der Reichsmarine ein, wurde 1915 ins Reichsschatzamt berufen, aus dem er jedoch schon 1917 zum Lloyd nach Bremen hinüberwechselte, von dem er dann zum Vorsitzenden bestellt wurde. Er hat als Rivale der Hamburger Hapag Konkurrenz seine ganze Kraft dem Wiederaufbau der Bremer Passagierflotte gewidmet, mit dem Erfolg, daß Lloyd und Hapag einander ebenbürtig wurden und den Wettstreit durch die Großschiffahrtsunion beendeten.

Am 23. November tötete sich in Berlin der Geschäftsinhaber der Darmstädter und Nationalbank *Karl Beheim-Schwarzbach*, in seinem 62. Lebensjahr. Zu seinem besondern Arbeitsgebiet gehörten die rheinischen, bayrischen und sächsischen Interessen der Bank.

Am 29. Dezember starb der frühere Direktor der Deutschen Bank *Arthur von Gwinner*, 75 Jahre alt. Unter seiner Führung finanzierte die Deutsche Bank die Northern Pacific, die Anatolischen Eisenbahnen und die Bagdadbahn, neben großen Elektro- und Petroleumunternehmen. Seine hervorragende Stellung als Finanzmann brachte ihm 1910 die Berufung ins Herrenhaus, wo ihn seine Kritik der Eisenbahnfinanzgebarung bekannt machte. 1919 schied er aus der Deutschen Bank aus. Doch wurde er 1923 dort Stellvertretender Vorsitzender des Aufsichtsrats; er blieb es auch nach der Vereinigung mit der Diskontogesellschaft.

**Kurze Chronik** Der *deutsche Außenhandel* ist in jedem Monat des Jahres 1931 aktiv gewesen.

Von Januar bis November 1931 hatte der Ausfuhrüberschuß den Betrag von 2,625 Milliarden Mark erreicht. Der Ausfuhrrekord und gleichzeitig der Überschubrekord wurde im Oktober mit 879 respektive 396 Millionen Mark erreicht.  $\diamond$  Ende November hatte die *Arbeitslosigkeit* in Deutschland, nach der Statistik des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbunds, 39,5% der Mitglieder erfaßt. Vor Jahresfrist waren es 26,3%. In der Konjunkturgruppe waren 31,1 gegenüber 20,6% der Mitglieder voll arbeitslos, in der Saisongruppe 78,2 gegenüber 51,1%. Der Allgemeine Freie Angestelltenbund registriert im November 11,8% arbeitslose kaufmännische und 27% arbeitslose technische Angestellte. Die Gesamtzahl der arbeitslosen Angestellten wird auf über  $\frac{1}{2}$  Million geschätzt.  $\diamond$  Anfang Dezember legte Ernst von Borlig den Vorsitz der Vereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände nieder, den er seit 1924 innegehabt hatte. Diese überraschende Tatsache fand wenige Tage vor Weihnachten ihre Erklärung durch die Zahlungseinstellung der Berliner *Maschinenfabrik A. Borlig*, des Stammwerks des Borligkonzerns.  $\diamond$  Das Defizit des *amerikanischen Staatshaushalts* für 1931 wird auf 2,3 Milliarden Dollars geschätzt.  $\diamond$  Der gut eingeführte und nunmehr bereits bekannte *Kalender* Gesellschaft und Wirtschaft/Berlin, E. Laub/ist für das Jahr 1932 erschienen und verdient wiederum Lob und Empfehlung.

**Literatur** Zu den wesentlichsten Neuerscheinungen des letzten Jahrs gehört sicher das Buch *André Siegfrieds Die englische Krise* /Berlin, S. Fischer/, in dem dieser französische Soziologe und ausgezeichnete Kenner und Beobachter Englands die Frage nach den Aufgaben und dem Schicksal des Britischen Imperiums stellt und das Verhältnis Englands zu Europa behandelt. In der Analyse ist das Buch schlechthin vollendet; in der Schlussfolgerung allerdings, die absichtlich offen gelassen wurde, wird man die Darlegung ergänzen und in der Imperialauffassung auch berichtigen müssen. ◊ Ein besonders für die Bildungsarbeit zu empfehlendes Lehrbuch Deutschland und die Weltwirtschaft schrieb *Gregor Bienstock* /Berlin, J. H. W. Dietz/. Es stellt sich die Aufgabe Deutschlands weltwirtschaftliche Verbundenheit und damit zugleich den Irrgang der nationalistischen Gedanken aufzuzeigen. Bei der Erörterung des Autarkieproblems fehlt freilich die Herausarbeitung des Unterschieds von Nationalstaaten und Wirtschaftsimperien. Die »Darstellung der deutschen Wirtschaft im weltwirtschaftlichen Querschnitt« ist gut gelungen. ◊ Zur aktuellen Krise sei ein gedruckter Vortrag *Eduard Lukas' Weltkrise und deutsche Wirtschaft* /Tübingen, J. C. B. Mohr/ erwähnt, der die Notwendigkeit der Kaufkraftausweitung richtig sieht, aber die Devaluation als Mittel der Krisenbehebung erwägt: ein Gedankengang, der jetzt viele anzieht, und dem man kaum mit der gebotenen Schärfe entgegentritt. ◊ Weniger augenblicksgebunden sind *Elemér Hantos' Vorschläge zur Rationalisierung der Weltwirtschaft* /Tübingen, J. C. B. Mohr/. Er fordert unter anderm planmäßige Bewirtschaftung der Rohstoffe und verticht eine Europawirtschaft, freilich ganz akademischer Natur; denn er vermeidet in dieser Broschüre sorgfältig zu den Problemen des Vereinigten Europäischen Kontinents Stellung zu nehmen. ◊ Dem Thema Juden in der deutschen Wirtschaft ist ein Buch *Kurt Zielenzigers* gewidmet /Berlin, Weltverlag/; es ergänzt damit eine Buchreihe, die die Bedeutung der Juden in anderen Bezirken des Lebens (Kunst, Politik, Bühne, Literatur) würdigt. Der Verfasser schildert Lebenslauf und Leistung einer Reihe bekannter Juden in den verschiedenen Wirtschaftszweigen, und er zeigt, wie stark sie am wirtschaftlichen Aufbau Deutschlands beteiligt waren. Er glaubt jetzt eine systematische Verdrängung der Juden feststellen zu können. Das interessant geschriebene Buch regt zum Nachdenken an.

### Sozialistische Bewegung / Valim Hartig

**Internationaler Kongreß 1931** Von außen gesehen, war der 4. Kongreß der Sozialistischen Internationale, der in Wien vom 25. Juli bis zum 1. August 1931 tagte, der eindrucksvollste aller. Einen besonders imponierenden Rahmen erhielt er durch die Arbeiterolympiade mit ihren Veranstaltungen. Ähnliche Demonstrationen wie der Aufmarsch der Nationen der Sportinternationale am 26. Juli hat noch kein anderer Kongreß gesehen. Die Tagung fiel in eine Zeit höchster wirtschaftlicher Spannung. In der Woche vorher waren in Deutschland die Schalter der Banken und die Börsen geschlossen worden. Der deutsche Reichskanzler hatte wegen der Finanzkatastrophe den französischen Ministerpräsidenten aufgesucht, in London hatten einige Tage vor Kongreßbeginn die Regierungs- und Finanzmänner Europas konferiert, während des Kongresses selbst beluchte der englische Premierminister James Ramsay MacDonald und sein Außenminister Arthur Henderson die deutsche Regierung. Die beiden Engländer gehörten zu den prominentesten Mitgliedern der Sozialistischen Internationale, Henderson wäre ohne sein Ministeramt sogar ihr Vorsitzender gewesen. Kein Wunder, daß man in der besonders die Arbeiterklasse belastenden Krise dem Wiener Kongreß mit höchster Erwartung entgegenseh.

Das Ergebnis waren 3 Resolutionen und ein einstimmig angenommener Bericht der Frauenkonferenz. Ein mageres Ergebnis gewiß für den, der sich Illusionen über die Wirkungsmöglichkeit internationaler Konferenzen hingibt. Zusammen mit den Gewerkschaften wollen die Sozialistischen Parteien überall eine Aktion der Propaganda für die Abrüstung entfalten. Es können also auch unmittelbar durchzuführende Handlungen beschlossen werden. (Ob diese hier einen politischen Sinn haben, ist eine andere Frage.) In der Regel vermag ein derartiger Kongreß nicht mehr als festzustellen, wie weit die Übereinstimmung der angeschlossenen Organisationen in der Stellungnahme zu bestimmten Fragen geht. Es können auch allgemeine Richtlinien für die Haltung der Parteien in ihrer Politik oder bei der Behandlung bestimmter Probleme angenommen werden. Das ist für die Reparationsfrage bereits auf früheren Kongressen sehr wohl geschehen. Je aktueller im allgemeinen die Probleme sind, desto schwieriger wird ihre internationale Be-

handlung, desto deutlicher offenbart sich die Verschiedenartigkeit der Interessen. Ein Beispiel dafür ist die Frage der Revision der Friedensverträge. Sie schlankweg in der entsprechenden Resolution zu fordern ließen die Bedenklichkeiten der Polen und der Tschechen nicht zu. Hier darf hervorgehoben werden, daß dagegen das Verständnis der Franzosen und Belgier für die Schwierigkeiten der Deutschen sehr groß, und der Wille ihnen entgegenzukommen recht intensiv war. Neben der Abrüstung standen auf der Tagesordnung der Kampf um die Demokratie sowie die Weltwirtschaftskrise und die Arbeitslosigkeit. Otto Bauer hielt ein Referat von starker rhetorischer Wirkung. Aber der Inhalt? Man erlucht die kapitalistischen Klassen die Wirtschaft Mitteleuropas zu retten. Tut die Bourgeoisie uns diesen Gefallen nicht, dann drohen wir ihr mit dem Schreckmittel der Revolution. Deutlicher gesagt hieße das alles: Kapitalisten, kümmert euch um eure Interessen, andernfalls riskiert ihr, daß wir die uneren verteidigen. In diese komische Haltung geraten die Sozialisten, die sich von den alten Schlagworten nicht losmachen, auf die schwungvollen Schlussformeln der Reden und Manifeste nicht verzichten können, die zwischen Wunsch und Wirklichkeit hin und her schaukeln.

In der Resolution zur Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit begrüßte der Kongreß »die von der Arbeiterregierung Großbritanniens übernommene Verpflichtung noch vor Ende 1931 die Wählgewinner Konvention über die Arbeitszeit zu ratifizieren«. Diese Regierung besteht nicht mehr, und bitter ist es jedesmal beim Zitieren dieser Resolution, die zur Verringerung der Arbeitslosigkeit die Einführung der 40-Stunden-Woche verlangt, daran denken zu müssen, daß trotz einer Regierungszeit von 2¼ Jahren MacDonald und Henderson das Abkommen nicht ratifiziert haben. Die Wirtschaftsresolution war ebenso wie die über die Abrüstung im Einvernehmen mit dem Internationalen Gewerkschaftsbund ausgearbeitet worden. Sie zählt eine Reihe von Maßnahmen zur Überwindung der Krise auf. Man könnte ihr entgegenhalten, daß diese Maßnahmen als einzelne Eingriffe neben einander stehen, statt daß sie in einen einheitlichen Plan eingegliedert sind, der zu einem konstruktiven Aufbau Europas führt.

So ist zu befürchten, daß von diesem Kongreß trotz seinem imposanten Verlauf weder politisch noch wirtschaftlich starke Wirkungen ausgehen werden.

**Deutschland: Parteiabspaltung** Von der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands hat sich eine Gruppe abgespalten und sich als Sozialistische Arbeiterpartei konstituiert. Es sei die äußere Linie aufgezeigt, die dazu führte. Der Leipziger Parteitag hatte der Reichstagsfraktion freie Hand in der Stellung zur Regierung Brüning gelassen, zum großen Mißfallen der Opposition, die nach dem Bekanntwerden der Notverordnung vom 5. Juni 1931 eine weitere Tolerierung der Regierung erst recht für absolut unmöglich hielt. Am 16. Juni lehnte die Fraktion eine Einberufung des Reichstags ab, sie setzte die Tolerierung also fort. Nun veröffentlichten die Oppositionellen am 1. Juli in ihrer Zeitschrift *Der Klassenkampf* einen »Mahnruf an die Partei«, der verlangte, daß man mit der leitherigen Politik Schluß mache. Er war von 25 Personen unterzeichnet und schloß mit der Aufforderung Zustimmungserklärungen einzusenden. Der Parteivorstand sah darin den Beginn einer Sonderorganisation, der Parteiauschuß verlangte die Einstellung der Sammlung von Unterschriften. Dem wurde aber nicht stattgegeben. Die Genossen um den Klassenkampf setzten ihre Tätigkeit verstärkt fort, seit dem 4. September geben sie eine Wochenzeitung *Die Fackel* heraus. Da Max Seydewitz und Kurt Rosenfeld, die Gesellschafter des Verlags der *Fackel*, sich um den Einspruch des Parteiauschlusses nicht kümmern, schließt sie der Parteivorstand Ende September aus. Andere Ausschlüsse und Austritte folgen. Am 4. Oktober wird in Berlin unter Anwesenheit einer Anzahl Delegierter aus dem Reich die Gründung der Sozialistischen Arbeiterpartei vorgenommen. Ledebour und die kleine Liebknechtgruppe versprechen den Anschluß. Frankfurt, Zwickau und Breslau sind die Orte, in denen die neue Partei besonders Anhänger zu gewinnen hoffte. Heute dürften sich diejenigen, die diese neue Partei ins Leben riefen, bereits sagen, daß sie sich in ihren Erwartungen einen raschen Zulauf zu bekommen getäuscht haben. Die Sozialistische Arbeiterpartei grenzt sich von der Kommunistischen Partei ab. Wer aber die Sozialdemokratie jetzt verläßt, bleibt nicht halben Wegs stehen.

Auf der Gründungskonferenz sagte ein Referent: »Als die wesentliche Unterscheidung [von der Sozialdemokratischen Partei] möchte ich in den Vordergrund stellen: Unferne Stellung zum Staat und zur Staatsmacht. Ich bin der Meinung, daß dies das Kernstück eines Aktions-



programms sein müßte.« In der Tat, die Auffassung von Staat und Staatsmacht ist ein Moment, bei dem sich die Geister scheiden. Die früher vorherrschende und heute von den Anhängern der Sozialistischen Arbeiterpartei geteilte Meinung ist die folgende: Der Machtapparat des Staats wechselt den Besitzer, die eine oder die andere Klasse bekommt ihn als ein Ganzes in die Hand. Verlagst die demokratische Methode (und das wird sie nach dieser Auffassung), dann bleibt leider nur die gewaltsame Auseinandersetzung mit der Diktatur des Proletariats für eine Übergangszeit. In der Praxis hat sich die Sozialdemokratie zwar auch in der Vorkriegszeit nie an diese Einstellung gehalten, ihre Terminologie aber richtete sich danach. Die Verantwortung und Erfahrung der Nachkriegszeit konnte nur die Fortsetzung der alten Praxis in verstärktem Maß sein, hinzukommen mußte auch die entsprechende Umstellung im Denken, in der Einstellung der Massen. Hier mußte also eine ausgedehnte Aufklärungs- und Erziehungsarbeit geleistet werden; darin aber hat die Partei verlagst. Für die Vertiefung des demokratischen Gedankens, für die Notwendigkeit einer Fortbildung der formalen zur substantziellen Demokratie, für das Verständnis der Kompliziertheit politischen und wirtschaftlichen Geschehens hätte intensiv gearbeitet werden müssen. Die Abspaltung zeigt, wie sehr manche in früherem Denken stecken geblieben sind.

**Österreich:** In Graz in der Steiermark, Parteitag 1931 in der die Heimwehr einen grotesk-komischen Putzverfuch 2 Monate vorher unternommen hatte, fand als eine Gegendemonstration der Parteitag der österreichischen Sozialdemokratie vom 13. bis zum 15. November 1931 statt.

Wie in anderen Ländern so beschäftigte sich auch in Österreich der Parteitag mit der Frage: Wie gewinnen wir die Jugend? Die gleichen Klagen wie anderwärts wurden auch hier laut: Die Alten ließen die Jungen nicht in verantwortliche Funktionen kommen, hätten für die Eigenart und den Geist der Jugend wenig Verständnis, und ähnliches mehr. Die Lösung des Problems suchte man in organisatorischen Maßnahmen, statt in einer neuen konstruktiven Politik, deren große Idee die Jugend mitreißt. In Zukunft soll nicht nur das Reichssekretariat der Partei eine Jugendstelle besitzen, wie der vorige Parteitag beschlossen hatte, sondern auch jedes

Landessekretariat. In enger Verbindung mit der Jugendfrage steht die der Bildungsarbeit innerhalb der Partei. Sie wurde von dem Leiter der Bildungszentrale behandelt, der einige sehr wirkungsvolle und einprägende Formulierungen fand. Charakteristisch für die mechanische Art, in der man die Bildungsarbeit der Partei in Österreich versteht, war aber die Überbewertung technischer Mittel als »revolutionärer Instrumente für Erziehung sondergleichen«. Das Hauptproblem für den Parteitag war natürlich die von Otto Bauer behandelte wirtschaftliche und politische Situation des Landes. Er hatte mit seiner mehrstündigen Rede den stärksten Beifall der Funktionäre und übrigen Parteitagbesucher, brachte aber keinen Gedanken, der eine unmittelbar fruchtbare Politik bestimmen könnte. Über den sozialistischen Revisionismus oder Reformismus äußerte er Meinungen, die zeigten, daß er nicht imstande oder gewillt war in dessen Wesen einzudringen; daher wurde es ihm leicht zu behaupten, der Revisionismus hätte unrecht gehabt. Der Außenwirkung galt seine Verkündung: Das Ende des Kapitalismus ist nahe. Welche konkrete Aktion oder welche Politik dieses Ende bewirken sollte, braucht nicht angegeben zu werden. Es genügt anscheinend, daß man sagt: »Seht, die kapitalistische Welt wankt.« Einem Nichtösterreicher wird es schwer so etwas ruhig hinzunehmen. Aber die Austromarxisten waren stets darin Meister einen gewaltigen Radikalismus zu deklamieren und im übrigen dafür zu sorgen, daß in der Alltagspolitik nüchtern gerechnet wird. Auf das zündende Referat folgte, wie sonst, so auch hier, das besinnliche Schlußwort, in dem nach der Prophezeiung großer Entscheidungen seelenruhig konstatiert wurde: Solange wir nicht die Mehrheit im Parlament haben, ist der Kompromiß die einzige Form, in der wir überhaupt einen Teil der Forderungen der Arbeiterklasse durchsetzen können. Und diese Feststellung Bauers findet dann ebenso den vollen Beifall des Parteitags wie vorher die chiliaistische Prophetie. Der Parteitag nahm eine Resolution an, die der Regierung Untätigkeit gegenüber der Wirtschaftskrise vorwirft, Aufrechterhaltung der Arbeitslosenunterstützung, Verkürzung der Arbeitszeit fordert, Übergang zum Staatskapitalismus, zur staatlichen Planwirtschaft verlangt und die Arbeiterklasse auffordert die Demokratie mit allen Mitteln zu verteidigen. Die alten Parteiinstanzen wurden wiedergewählt.

**Totenliste** In der Nacht vom 4. zum 5. Juli 1931 starb nach kurzem Unwohlsein der Chefredakteur der Wiener Arbeiterzeitung *Friedrich Auferlitz*. Er war ein großer Journalist, ein Politiker von Rang und ein hervorragender Jurist. Unter ihm wurde die Wiener Arbeiterzeitung, die er seit dem 1. Januar 1895 leitete, leitend sie aus einem 3mal wöchentlich erscheinenden Organ zu einer Tageszeitung umgewandelt worden war, zur bestredigierten, interessantesten und angesehensten Zeitung der Sozialistischen Internationalen. (Sein Nachfolger als Chefredakteur, Oskar Pollack, hat die schwere Aufgabe übernommen das Blatt auf dieser Höhe zu halten.) Auferlitz hat die Politik der Partei stets stark beeinflusst. Seine Verdienste lagen vor allem in der publizistischen Mitarbeit zur Durchsetzung der Wahlreform. Auf ihn geht der Vorschlag zurück die Mandatszahl der einzelnen Nationen des alten Österreichs nach deren kultureller und wirtschaftlicher Entwicklung zu bestimmen, wodurch die Deutschen und Tschechen für das allgemeine Wahlrecht gewonnen wurden. Im steten Kampf mit der Zensur wurde er zum Juristen und besten Kenner des Presserechts in Österreich. Aber wo immer auch sonst in Österreich die Justiz sich verging, griff er mit seiner scharfen Feder ein. Insbesondere legte er die Praktiken der Klassenjustiz bloß. Nach dem Zusammenbruch des alten Österreichs kam er 1919 in die Konstituierende Nationalversammlung. Dem österreichischen Parlament gehörte er bis zur letzten Wahl an, wo er auf ein Mandat verzichtete. Er war Mitglied des Verfassungsgerichtshofs der Republik. Auf seine Aktivität gehen das österreichische Journalistengesetz von 1920 und das Pressegesetz von 1922 zurück, das von den Regierungen der Christlichsozialen seither allerdings erheblich verschlechtert wurde. Bei all dem starken juristischen Interesse war Auferlitz kein gelernter Jurist sondern ein Autodidakt, der aus einer proletarischen jüdischen Familie stammte. Als Handlungsgehilfe hatte er gearbeitet, bis ihn Victor Adler entdeckte und ihm die richtige Wirkungsstätte gab. Er war eine gradezu erstaunliche Arbeitskraft, und mitten in der Arbeit ist er im Alter von 69 Jahren gestorben.

**Kurze Chronik** Die Generalratswahlen in Frankreich am 18. und 25.

Oktober 1931 brachten eine Bestätigung der Annahme, daß sich dort das Schwergewicht etwas nach links ver-

schiebt. Die Bedeutung dieser Wahlen liegt darin, daß die Generalräte den französischen Senat wählen. Die Sozialisten gewannen einige Mandate. Ihre 7 bisherigen Senatoren wurden wiedergewählt. ◊ In Lettland fanden am 3. und 4. Oktober Parlamentswahlen statt. Der Wahlausgang zeigte einen Rückgang der Nationalisten und eine Stärkung der bürgerlichen Mitte. Neben dem Bauernbund erlitt auch die Sozialdemokratie, die größte Partei, Verluste. Von den 930 000 abgegebenen Stimmen erhielt sie 187 000, gegen 226 000 bei der vorigen Wahl, und nur 21 Abgeordnete (12 am 25. In den Städten hat sie sich zwar sehr gut gehalten, aber auf dem Land verlor sie stark bei den Kleinbauern. ◊ In Bulgarien brachte die Wahl am 21. Juni wieder einmal einen völligen Umschwung der Volksstimmung zum Ausdruck. Die Sozialdemokratie, die sich früher mit den Kleinbauern zu dem Eisernen Block zusammengeschlossen hatte, ging allein und für sich in den Kampf. Sie behauptete 5 Mandate von ihren 10, aber ohne Stimmenverluste. Die Kommunistische Partei erhielt 6 Mandate in den Bezirken, 25 auf der Zentralliste. ◊ In Brasilien fand vom 10. bis zum 12. Oktober der 3. Arbeiterkongress statt, einberufen von der Arbeiterpartei, an dem auch die Gewerkschaften teilnahmen. Programm und Statut der Partei wurde revidiert. Partei und Gewerkschaftsbund sollen in Zukunft 2 selbständige Körper darstellen, aber mit einander in enger Fühlungnahme stehen. ◊ Am 26. Juli wurde *Edouard Anseele* 75 Jahre alt. Das Jubiläum wurde am 15. und 16. August Anlaß zu einer wichtigen Feier der Organisation in Gent, wo sich der vorbildliche Vooruit und die Zentrale der Genossenschaften mit ihren Produktionsbetrieben unter Leitung Anseeles befindet. Zugleich wurde die Feier des 50jährigen Bestehens des Vooruit begangen. Anseele stammt aus einer Arbeiterfamilie, die bittere Not kennen lernte. Er begann als Bureauehelfer. In Antwerpen trat er 1874 in die erste sozialistische Zeitung Belgiens ein, 1872 gründete er die erste genossenschaftliche Bäckerei im Keller einer Gastwirtschaft, in der die Parteigenossen verkehrten. Unter seiner Mitwirkung wird die belgische Sozialistische Partei gebildet. Er ist Redakteur, Konsumvereinsleiter, Abgeordneter. Auch als Romancier verflucht er sich. Nach dem Krieg wird er Minister für öffentliche Arbeiten in der 1. Koalitionsregierung, an der die Sozialisten teilnehmen, in der 2. Eisenbahnminister. Er baut das belgische Arbeitsrecht aus. Er

ift ein konsequenter Vertreter des revisionistischen Aktivismus, eine Persönlichkeit, die in ihrem Schaffen die Lehre des Sozialismus verkörpert. Mit den Sozialistischen Monatsheften verbindet ihn Gefinnungsgemeinschaft; er hat sie in einer Reihe von Artikeln bekundet, die er für sie schrieb. ◊ Am 29. September wurde *Alexandre Bracke*, eine der bekanntesten und eigenartigsten Persönlichkeiten der französischen sozialistischen Bewegung, 70 Jahre alt. Seine Wahlkreisorganisation in Lille beging dieses Jubiläum gebührend am 20. September. Bracke ist in Lille geboren, Sohn des dortigen Lokal- und Dialektdichters Desrousseaux (dessen Lied *Mon petit Quinquin* in Nordfrankreich jedes Kind singt). Er wurde einer der bekannten Hellenisten Frankreichs, der an den Universitäten Lille und Paris dozierte, und unter dem Namen Bracke für Frankreich einer der Übermittler des Marxismus. 1905 wirkte er mit allen Kräften für die Einigung des französischen Sozialismus.

**Literatur** Was der Journalist schafft, dient dem Tag. Es kann große politische Wirkung haben, sein Autor bleibt in der Anonymität. Für die Beeinflussung des Moments gedacht, besteht es nicht vor den Augen der Späteren. Aber es gibt Ausnahmen, die größere Bedeutung haben als die Zeit zu charakterisieren, als geschichtliches Material darzubieten. Das ist der Fall mit mancher Arbeit *Friedrich Aufferlitz*, die in der Arbeiterzeitung oder in Zeitschriften erschien. Der Autor ist gestorben, einzelne Artikel aber bleiben leben. Und die österreichische Partei konnte ihrem Toten kein besseres und nützlicheres Denkmal errichten als Reden und Aufsätze zu sammeln und für einen Band auszuwählen. Unter dem Titel *Aufferlitz* spricht ist diese Sammlung, die Julius Braunthal zusammenstellte, im Verlag der Wiener Volksbuchhandlung jetzt erschienen. ◊ Mit der Abspaltung der Sozialistischen Arbeiterpartei von der deutschen Sozialdemokratie ließ der Laubische Verlag in Berlin die Zeitschrift *Der Klassenkampf* eingehen, die von den Wortführern der Richtung der Sozialistischen Arbeiterpartei geleitet wurde. Dafür erscheint nun im gleichen Verlag die *Marxistische Tribune*. Sie ist für den gleichen Leserkreis gedacht wie der *Klassenkampf* und will unter der Leitung Arkadij Gurlands den Weg zu einer »wirklichkeitsnahen Politik« zeigen, ohne den »kommunistischen oder reformistischen Illusionen zu erliegen«. Ob sie das kann, bleibt abzuwarten.

### Geistige Bewegung / Herbert Kühnert

**Junge Generation** Die Monatschrift *Jugendtribüne* /Berlin, Ernst Lewy/ brachte vor einiger Zeit eine sehr aufschlußreiche Abhandlung Hans Hartmanns (von dem kürzlich auch ein Buch über die junge Generation in Europa erschien /Berlin, Der Neue-Geist-Verlag/) über den Geist der jungen Generation in Frankreich. Das Essenzielle dessen, was Hartmann zu diesem Thema ausführt, ist den Lesern der Sozialistischen Monatshefte aus seinen hier veröffentlichten Aufsätzen *Wandlungen der geistigen Struktur Frankreichs* und *Die Jugend Frankreichs* (1929 II Seite 1112, 1930 II Seite 466) bekannt. Für den Außenstehenden ist es wichtig zu wissen, daß die schaffende französische Jugend von heute auch ihre spezifischen Probleme und Ziele hat. Sie ist zu einem Teil gewiß durch das direkte oder indirekte Kriegserlebnis entscheidend geprägt worden. Da sind zum Beispiel die katholischen Wandervögel, die von sich sagen, sie hätten an Charles Péguys Grab geschworen Frankreich eine Seele, einen Kult und einen Glauben wiederzugeben. Dann gibt es heute in Frankreich die von dem Jungkatholiken Garric geleiteten Studien- und Aktionskreise junger Menschen, die sich *Equipes Sociales* nennen, die über die Konfession hinaus an einer Erneuerung der sozialen Ordnung im Sinn eines sozialen Solidarismus zu arbeiten wünschen, ohne sich auf enge Programme festzulegen. Weiter gibt es eine neue demokratische Jugendbewegung in Frankreich, die nicht mehr an die Methoden der Alten glaubt und über Frankreichs Grenzen hinaus Verbindungen sucht. Auch der protestantischen und sozialistischen Jugend ist es eigentümlich, daß sie sich mehr auf ihre ideologischen Kernpunkte wie Freiheit, Persönlichkeit, Kritik, Gerechtigkeit, Solidarität, Menschenwürde befinnt und sie zu gestalten sucht, statt sie in Organisationen mit bloßen Programmen zu propagieren. Wichtig ist weiter die Studentische Völkerbundsliga, die weniger ängstlich als die ältere Generation an wirklicher Wandlung der Dinge zu arbeiten wünscht. Auch hier scheint das Kriegserlebnis dazu beigetragen zu haben, daß man das Leben heiliger empfindet, daß man sich nicht mit dem Wiederkäuen von Schlagworten zufrieden gibt, daß man die durch den Krieg geschaffene Lage ganz unfehlend betrachtet und durch wirkliche Neuordnung seine Wiederholung unmöglich zu machen gewillt

ist. Mit dieser Jugend, meint Hartmann, kann man frei und offen auch über die sogenannten heiklen Fragen wie Kriegsschuld, Imperialismus, sachliche Lösung der Nachkriegsprobleme, Korridor, Zollverein sprechen. Ein Bild von der Geistesart dieser Jugend gibt etwa die von Roland Alix im Jahr 1929 veranstaltete und in 5 Heften der Zeitschrift *Nouvelles Littéraires* veröffentlichte Rundfrage bei Hunderten von jungen Akademikern verschiedenster Berufe. Auch die junge Lehrerschaft mit ihrem Bestreben die Schulbücher von der chauvinistischen Phrase zu entgiften, die wirkliche Lage in Deutschland zu erkennen und auf dem Weg über Kongresse, Treffen, Austausch, Zeitschriften, Studienreisen, Ferienlager, Korrespondenz die Voraussetzungen für deutsch-französische Zusammenarbeit mit-schaffen zu helfen bildet einen wichtigen Faktor im geistigen Leben des jungen Frankreichs. Auch in der Buchliteratur finden diese Strömungen ihren Niederschlag. Weite Kreise der französischen intellektuellen Jugend bekennen sich zu Gedankengängen, wie sie in Büchern von Francis Delailli, Gaston Riou, Pierre Dominique, Jean Luchaire entwickelt werden. Besonders ist Luchaire durch sein Buch *Une génération réaliste /1929/* Mittelpunkt eines Kreises von jugendlichen Führern geworden, der nicht mehr verteidigen will, was die Alten machten, und bereit ist jede Lösung der Europäischen Frage auf ihre Brauchbarkeit hin zu prüfen, sofern sie sich nur als durchführbare Lösung erweist (siehe dazu auch die Rundschau *Lebensgestaltung*, 1931 II Seite 721). Die Gedankengänge dieser Jugend können nicht aufmerksam und gründlich genug von deutscher Seite verfolgt werden. Auch der bekannte Aufruf der 186 jungen französischen Intellektuellen vom 18. Januar 1931, der die Länder und ihre Führer so eindrucksvoll vor neuer Übersteigerung des Nationalismus gewarnt und auf die Idee eines auf der deutsch-französischen Verständigung beruhenden neuen Europas in fast beschwörender Form hingelenkt hat, ist charakteristisch für diese Jugend, ihren phrasenlosen Idealismus und ihren Willen zu gutem Europäertum.

So wie Hartmann diese neue französische Jugend in ihren Zielen und in ihrer Haltung den politischen Forderungen der Stunde gegenüber trefflich geschildert hat, gibt auch Margarete Rothbarth in einem in der *Vossischen Zeitung* vom 17. April 1930 veröffentlichten Aufsatz *Frankreichs Jahrgang 1901* eine sachkundige Schilderung dieser "realistischen"

Jugend Frankreichs. Auch sie meint, daß einmal der Tag kommen werde, da diese Jugend eine entscheidende Rolle in Frankreich spielen wird, und daß »die deutsch-französischen Beziehungen, der Völkerbund und die föderierten Staaten von Europa diesen Tag in ihrer Geschichte zu verzeichnen haben werden«.

**Filmzensur** Wer sich ein Bild von den Verwüstungen machen will, die die staatliche Zensur seit der klassischen Zeit bis in den Weltkrieg auf fast allen wesentlichen Gebieten des deutschen Geisteslebens anrichtet hat, der lese Heinrich Hubert Houbens 2bändiges grundlegendes Werk *Verbotene Literatur /Bremen, Carl Schünemann/*, das hier vor beinahe 8 Jahren in der Rundschau *Dichtkunst* (1924 Seite 346) kurz angezeigt wurde. Die Zensur, die subjektiv dem Bestreben entsprang Religion, Sittlichkeit, staatliche und soziale Ordnung zu schützen, wirkte objektiv schließlich gradezu selbst als Verbrechen am keimenden Leben der Nation und wurde daher mit Recht durch den Aufruf der Volksbeauftragten vom 12. November 1918 abgeschafft. Auch in der neuen Verfassung des Deutschen Reichs heißt es noch: »Eine Zensur findet nicht statt.« Doch wird hier schon im gleichen Absatz die Zulässigkeit einer gesetzlichen Durchbrechung des Grundsatzes der Zensurfreiheit für das Gebiet des Lichtspielwesens angekündigt.

Die Ausführung dieser Ankündigung bildet das am 12. Mai 1920 beschlossene Reichslichtspielgesetz, das alle Filme, neuerdings auch Tonfilme, einer Vorzensur unterwirft, und die mit seiner Durchführung befaßten Organe, nämlich die beiden Filmprüfstellen Berlin und München respektive die Oberprüfstelle Berlin, anweist die Zulassung eines Bildstreifens zu verlagern, wenn seine Vorführung geeignet ist die öffentliche Ordnung und Sicherheit zu gefährden, das religiöse Empfinden zu verletzen, verrohend oder entfittlichend zu wirken, das deutsche Ansehen oder die Beziehungen Deutschlands zu auswärtigen Staaten zu gefährden. Den Juristen, die die Prüfstellen leiten, sind Beisitzer beigegeben, die zu  $\frac{1}{3}$  aus Interessenten der Kinoindustrie, zu  $\frac{1}{3}$  aus Sachkennern der Kunst und Wissenschaft, zur Hälfte aber aus Vertretern der Volkswohlfahrt, der Volksbildung und Jugendwohlfahrt bestehen sollen. Die Beisitzer werden vom Reichsministerium des Innern auf Grund von Vorschlägen der Verbände jener 3 Berufskategorien ernannt.

Unabhängig von den mit dem Lichtspielgesetz zusammenhängenden Amtsstellen gibt es noch 2 Bildstellen in Berlin und München, von denen die eine für den deutschen Norden, die andere für den Süden entscheidet, ob ein Film »künstlerisch wertvoll« ist. Im bejahenden Fall erhält der Produzent für die Vorführung des Films einen beträchtlichen Steuer-nachlaß und damit einen geschäftlichen Vorteil gegenüber anderen, denen man künstlerischen Wert nicht zulpricht. Die genannten Verfallungs- und Gelezesbestimmungen nebst den darauf beruhenden Amtsstellen, Instanzenzügen und Entscheidungen sind nun von Anfang an mehr oder weniger grundsätzlich kritisiert worden. Im allgemeinen bleibt diese Kritik allzusehr am einzelnen haften. Gewiß ist es kaum faßbar, wenn die Bildstelle Berlin René Clairs großartigen Tonfilm Die Million (siehe die Rundschau Vortragskunst, 1931 II Seite 818) nicht als künstlerisch wertvoll anerkennt. (Übrigens ist dieser unbegreifliche faux pas wiedergutmacht worden: Die Bildstelle fand den Mut sich zu desavouieren. Das tat sie aber nicht bei dem ergreifenden französischen Tonfilm David Golder, dem sie künstlerischen Wert absprach, weil die Hauptgestalt Mitleid erregte, was nach der Meinung der Bildstelle nicht geschehen durfte. Nach dieser Ichlimm fehlgehenden Entscheidung kam freilich eine gute: Kameradschaft, der Film von der deutsch-französischen Gemeinschaft in der Not, wurde als Lehrfilm anerkannt. Eine Tat, die wieder Hoffnung gibt.) Der Zeitungsleser schüttelt den Kopf, wenn er die Berichte über den Scheuenprozeß liest und sich erinnert, daß der nach Peter Martin Lampels Bühnenstück Revolte im Erziehungshaus gedrehte Film seinerzeit mehrmals von Prüfstelle und Oberprüfstelle verboten wurde, weil durch ihn das Vertrauen der deutschen Bevölkerung zur staatlichen Fürsorgeerziehung erschüttert werden müsse. Ein preußischer Beamter aus dem Ministerium für Volkswohlfahrt hatte nämlich damals als Gutachter der Prüfstelle erklärt, es sei eine böswillige Entfesselung der Tatsachen, daß in deutschen Fürsorgeanstalten geprügelt werde, denn durch Erlasse sei das Prügeln dort verboten. Der Potemkinfilm wurde 2mal verboten und 3mal erlaubt. Der Film Im Westen nichts Neues wurde von der Filmprüfstelle ohne Auschnitte freigegeben und von der Oberprüfstelle vollständig verboten. Hier erfolgte das Verbot mit Rücklicht auf Standesvorurteile und die nationalitisch

verhetzte Straße. Dagegen sicherte die Polizei Berliner Vorführungen des Sansonettrefilms Das Flötenkonzert in Sansouci durch starkes Polizeiaufgebot. Ein Teil der Kritik an der Filmzensur richtet sich gegen ihre Widersprüche, andere Kritiker wenden sich gegen die oben erwähnte Doppelstellung des Vorsitzenden der Prüfungskammer als unabhängigen Richters und abhängigen Verwaltungsbeamten, die Art der Sachverständigenverwendung bei den Entscheidungen, die Zusammenfassung der Beisitzerkollegien und die Qualifikation ihrer Mitglieder. Ein von Kurt von Monbart in der Vossischen Zeitung vom 31. Mai 1931 veröffentlichter Aufsatz Der Film darf nicht mutig sein! gibt auf Grund von Entscheidungen der Filmoberprüfstelle eine Zusammenfassung alles dessen, was der Film nicht darf, wobei der Begriff des normalen Durchschnittsbefuchers eine gradezu unheimliche Rolle als Bewertungsinstanz spielt. »Alles Aufwühlende, Kämpferische, jeder Sturm und Drang ist dem Film verfat.« Der Verband der Filmindustriellen legte vor einiger Zeit in einer öffentlichen Erklärung dar, daß die Handhabung der Zensur geeignet sei schwerste Erschütterungen in der deutschen Filmproduktion zu bewirken und das Niveau der Filme herabzudrücken. Die Produzenten seien, wenn anders sie nicht die im Film investierten Kapitalien aufs Spiel setzen wollten, gezwungen künftig nur noch solche Manuskripte zu verfilmen, die sichere Aussicht hätten durch die Zensur zu gehen. Filmische Experimente, die der Fortbildung des Films dienen, seien unter diesen Umständen kaum mehr durchführbar. Den entscheidenden Mangel sieht diese Erklärung in der Zusammenfassung der Prüfstellen und des sogenannten Voelgerausschusses. An der Gutachtertätigkeit dieses Ausschusses seien überwiegend Vertreter der Volksbildung und kommunaler Organisationen beteiligt. Da er nun die Aufgabe habe hochwertigen Filmen durch die Prädikate volksbildend und künstlerisch die Steuerermäßigung zu erwirken, und da die Luftbarkeitssteuer eine Kommunalsteuer sei, seien die Vertreter der Kommunen gegen jede Minderung dieser Steuer. Aber alle diese Kritik wird nichts Wesentliches ändern. Hier gibt es nur ein Mittel: grundsätzliche Beseitigung jeglicher Vorzensur. Es geht nicht an die vorausichtliche Wirkung eines geistigen Erzeugnisses auf das Durchschnittspublikum zum entscheidenden Kriterium darüber zu machen, ob dieses Erzeugnis

überhaupt das Licht der Öffentlichkeit erblicken soll. Die Vorzensur des Films ist, wie Wolfgang Heine in 2 herzerfrischenden, in die muffige Atmosphäre tüchtig hineinblasenden Aufsätzen in der Vossischen Zeitung, Beilage vom 24. Mai 1931, und im Berliner Tageblatt vom 31. Mai 1931 ausgeführt hat, nicht etwa deswegen verwerflich, weil Filmunternehmen hier und da von ihr Schaden haben. Wie jede andere Vorzensur läßt sie wirkliche Kunst, die etwa Neues, nicht jedermann Verständliches ausdrückt, von vornherein gar nicht erst entstehen. Wenn sich schon neue Kunstformen und Kunstströmungen ohnehin schwer genug durchsetzen, wird dieser Prozeß noch erschwert durch das Dazwischentreten einer Behörde, die sich weniger vor Angriffen zu fürchten braucht, wenn sie ein Werk der Kenntnis weniger Verstehender entzieht, als wenn sie sich durch seine Freigabe einem öffentlichen Entrüstungssturm aussetzt. So wäre jede Vorzensur im Fall des Films auch dann von Übel, wenn die Garantie bestünde, daß die Personen, die die Zensur ausüben sollen, der geistigen Freiheit mit Achtung und der künstlerischen Schöpfung mit Liebe und Ehrfurcht gegenüberstehen. Anders zu beurteilen ist die Frage der Nachzensur zum Schutz des öffentlichen Friedens gegen Ausschreitungen. Aber es ist durchaus nicht einzusehen, warum hier dem Lichtspielwesen gegenüber anders verfahren werden sollte als gegenüber dem Theater überhaupt. Nicht willkürliche "populäre" Gefühle können als Grundlage dieses Schutzes in Frage kommen. Dies setzt freilich Freiheit der Meinung und Vertrauen in die geistigen Kräfte der Nation voraus, die im heutigen Deutschland noch nicht allgemein sind. Aber gerade darum ist es Pflicht der geistig Mündigen in Deutschland die Nation immer wieder daran zu erinnern, daß, es sei hier Wolfgang Heines vortreffliche Formulierung zitiert, eine Demokratie, die nicht den Respekt vor der Freiheit und dem geistigen Schaffen höher stellt als alle Ängste des Philistertums, den Boden untergräbt, auf dem allein sie stehen kann.

**Totenliste** Am 16. Mai 1931 starb in Berlin *Franz Goerke*, 75 Jahre alt. 30 Jahre hindurch hat er die Berliner Urania geleitet. Er hatte zahlreiche Reisen unternommen und dort das reiche Bildmaterial gesammelt, das dann zu den allgemein beliebten wissenschaftlichen Vorträgen der Urania verwandt wurde.

Anfang August starb in Warschau, an den Folgen einer Operation, der polnische Unterrichtsminister *Slavomir Czerwinski*, im Alter von 45 Jahren. Er hat sich um das Schulwesen Polens sehr verdient gemacht. Er war ein hervorragender Kulturpolitiker und ist unter anderem auch für die Schaffung nationaler Minderheitsschulen eingetreten.

Im Alter von 80 Jahren starb Mitte September in Athen *Panagiotis Oikonomos*, einer der bekanntesten Pädagogen Griechenlands. Er hatte in Athen und dann in Jena studiert, war ein Anhänger der Herbartischen Schule, deren Lehren er in seinen zahlreichen Schriften verfocht. Er unterrichtete an griechischen Schulen in dem damals türkischen Saloniki, leitete dann Lehrerseminare in Larissa und Athen und wurde 1901 von der autonomen Regierung Kretas dorthin berufen, um eine Reorganisation des kretischen Schulwesens durchzuführen. Eine Zeitlang redigierte er die Zeitschrift *Ekpaideufis*.

In Königlein im Taunus starb Mitte September der Verleger *Karl Robert Lange-wiesche*, im Alter von 57 Jahren. Unter seinen Verlagspublikationen seien besonders die *Blauen Bücher* genannt. Er eröffnete vor etwa einem Vierteljahrhundert seine Tätigkeit programmatisch mit einer Schrift *Thomas Carlyles Arbeiten und nicht verzweifeln!*, und er ist diesem Spruch treu geblieben.

**Kurze Chronik** Das preußische Unterrichtsministerium hat nunmehr an allen grundständigen Höheren Schulen von Ostern 1932 ab Französisch als *erste Fremdsprache* eingeführt. Die Neureglung erstreckt sich auch auf diejenigen Schulen, die bis jetzt noch mit Englisch beginnen. Ein Entschluß, der aufs wärmste zu begrüßen ist. Die in Preußen bestehende Typenzahl der Höheren Schulen wird dadurch auf die Hälfte vermindert. ◊ An den preußischen *Pädagogischen Akademien* sollen von Ostern ab bis auf weiteres keine neuen Studenten mehr aufgenommen werden. Außerdem werden die 5 Akademien Altona, Kottbus, Erfurt, Kassel und Stettin bis auf weiteres stillgelegt. ◊ Die Ufa hatte den Vorstand der Heidelberger *Studentenschaft* um Mitwirkung bei Aufnahmen für einen Tonfilm *Ein Burschenlied aus Heidelberg* gebeten. Die Mitwirkung war zunächst zugesagt worden. Aus dem Exposé des Filmmanuskripts gewann jedoch die Studentenschaft den Eindruck, daß der Film ein völlig entstelltes Bild der heutigen Studenten bringen würde. Durch Anschlag am

Schwarzen Brett wurde daher die bereits gegebene Zufrage wieder zurückgezogen. In der Begründung heißt es unter anderem: »Der heutige Student ilt nicht der, wie er in diesem Film beim Essen, Trinken und Lieben gezeigt werden soll, sondern der, der sich in harter Arbeit sein Studium verdienen muß.« Die Ufa war über diese Erklärung sehr verwundert und forderte daraufhin beim Heidelberger Arbeitsamt junge Angestellte und erwerbslose Kaufleute als Statisten und Darsteller der Rollen Heidelberger Studenten an. Und so lief der Film in Berlin.

◇ Die Deutsche Welle, der Sender der Reichsrundfunkgesellschaft, hat eine Vortragsabteilung *Aktuelle Stunde* eingerichtet. In ihr sollen Zeitgespräche über aktuelle Probleme der Politik und Wirtschaft dargeboten werden. Zu ihrem Leiter wurde der preußische Zentrumsabgeordnete Leo Schwering /Köln/ bestellt. ◇ Edouard Herriot regte in einem an einen deutschen Demokraten gerichteten und in der *Ere Nouvelle* veröffentlichten Brief an ein *Deutsch-Französisches Goethekomitee* zu bilden, um den Weimarer und Frankfurter Goethestätten in ihrer materiellen Bedrängnis zu helfen und gleichzeitig den französischen Goethefreunden auch von der materiellen Seite her Gelegenheit zur Mitwirkung an dem bevorstehenden Goethejubiläum zu geben.

**Literatur** Einen charakteristischen Einblick in das Schaffen einer hervorragenden Dichterin und Publizistin gibt *Annette Kolbs* Buch *Kleine Fanfare* /Berlin, Ernst Rowohlt/. Auch bei diesem Buch liegt das Schöne nicht nur in seiner formalen Grazie sondern auch in den menschlichen Qualitäten der Verfasserin, die den Leser mitreißen. Diese Frau ist nicht nur geistreich, sie ist auch tapfer. Und sie ist stark, weil sie auch da noch lachen kann, wo der Schwache zu weinen anfängt. Sie setzt sich ganz für das ein, was sie als wesentlich erkannt hat, mag es nun Catharina von Siena, Mozart, Bufoni oder Deutschland-Frankreich heißen. Gute Porträts schmücken den Band, der viel Verschiedenartiges an Stoff, aber nur Gleichartiges an Wert enthält. Besonders schön sind die beiden Kapitel, in denen Annette Kolb ihr Wiedersehen mit Paris nach dem Krieg, im November 1920 und im Frühling 1921, schildert. Wenn Literaturpreise in unserer Zeit nicht immer wirkliches Verdienst krönen, darf man sich um so mehr darüber freuen, daß die Gerhart-Hauptmann-Stiftung ihren neuen Preis Annette Kolb zuerkannte.

## WISSENSCHAFT

**Philosophie / Christian Herrmann**

**Ethik und Sozialismus** Unter den Theoretikern des Sozialismus wird bekanntlich seit langem ein Streit darüber geführt, ob mit der sogenannten materialistischen Geschichtsauffassung überhaupt eine Ethik vereinbar ist. Das Problem wird so gestellt: Wenn jedes Wertsystem nur der ideologische Überbau über der Dynamik der ökonomischen und sozialen Kräfte ist, dann ist auch jede Ethik in den Strom der historischen Dialektik hineingerissen und damit relativiert. Aber nicht nur das. Vulgärmarxistisch gedacht, gibt es überhaupt keine Ethik sondern nur Ökonomik. So argumentieren nicht nur viele, die sich für strenge Marxisten halten, sondern auch die Gegner interpretieren Marx so. Beide Gruppen können sich darauf stützen, daß Marx nirgends ausdrücklich eine Ethik begründet oder sich auf ein vorhandenes ethisches System berufen hat. Und der große Vorzug des "marxistischen" Sozialismus vor dem "utopischen" der älteren Sozialisten besteht ja nach der allgemeinen Auffassung grade darin, daß Marx den Sozialismus nicht als ethisches Postulat erweist sondern als historische Notwendigkeit. Andererseits hat der Revisionismus, der eine neue Grundlegung des Marxismus zu schaffen begann, grade die dem marxistischen Sozialismus immanente Ethik herausgearbeitet: man lese das dem Gedenken Marxens gewidmete Heft, das die Sozialistischen Monatshefte zu seinem 100. Geburtstag am 1. Mai 1918 herausbrachten. Neuerdings wird solche Erkenntnis allgemeiner. So hat Hendrik de Man in mehreren Schriften, zuletzt in einem Vortrag, enthalten in der Schrift *Sozialismus aus dem Glauben* /Zürich, Rotapfelverlag/ die These vertreten, daß der Sozialismus selbst eine Ethik sei und ethische Werte aufstelle. Es ist also von prinzipieller Bedeutung das Verhältnis von Ethik und Sozialismus zu klären. Denn dahinter steht die viel allgemeinere Frage nach dem Verhältnis von Ethik und Geschichtsphilosophie oder noch allgemeiner die Frage nach der Beziehung von Wert und Sein.

Mit um so größerem Interesse nimmt man daher die Untersuchung *Albert Kranolds* Vom ethischen Gehalt der sozialistischen Idee /Breslau, Neuer Breslauer Verlag/ zur Hand. Der Verfasser sucht in einem sehr subtilen Gedankengang zu beweisen, daß der Sozialismus in seiner marxistischen Gestalt eine Geschichtstheorie und somit als Erkenntnis des realen Seins

kaufalgenetisch und folglich von der Ethik grundverschieden ist, daß er aber andererseits als Gelinnung eine ihm immanente sittliche Idee enthält, die es im einzelnen zu entwickeln gilt. Er sucht diese These zu beweisen, indem er von ganz prinzipiellen Betrachtungen über das Wesen des Marxismus als Geschichtstheorie ausgeht, der als solche eine Konstruktion in der Seinsphäre ist. Gegenübergestellt wird dann die Ethik als System von Normen, denen wohl ein Sinn, aber keinerlei Realität zukommt. Die Aufstellung und Begründung von Normen ist für die Geschichte unmöglich. Wohl aber gibt es eine andere Frage, mit der sich der Marxismus sinnvoll befaßt: nämlich die historisch-soziologische, wie Werte und Normen im Menschen entstehen. Während die Ethik bei der Begründung ihres Wertesystems völlig unberührt davon ist, ob diese Werte in der geschichtlichen Wirklichkeit vorkommen oder vorkommen können, fragt die historisch-soziologische Richtung des Marxismus nicht nach der absoluten Gültigkeit der faktisch vorkommenden Bewertungen, sondern es genügt ihr die historische Tatsächlichkeit von Bewertungen, die vielleicht gar nicht wirklichen Werten, phänomenologisch gesprochen, entsprechen. Wenn nun die Geschichte und die Soziologie die historische Realität durch die Erfassung ihrer idealen Sinngehalte analysieren, was Marx tut, wenn er beispielsweise die Epoche der auf Warenproduktion beruhenden Gesellschaft nach ihren logischen Bedingungen untersucht, so bleiben sie in der Sphäre des Gegebenen, führen also nicht zu einer »freien Gehaltsetzung« wie die Ethik. Trotz der zugrunde gelegten scharfen Unterscheidung zwischen Geschichtstheorie und Ethik glaubt Albert Kranold, daß es von beiden aus eine Überbrückung des Gegensatzes gibt, der vor allem darin gesehen wird, daß die Dialektik erst die Geschichte zu einer Stufenfolge von Gehalten macht. In der Geschichtsphilosophie aber haben wir eine wertende Beurteilung des Geschichtsverlaufs. Der logische Artunterschied zwischen Geschichte und Ethik wird nie aufgehoben, aber diese beiden Größen treten auf dem Boden der Geschichtsphilosophie mit einander in Verbindung. Hierbei sind nun 2 Weisen möglich. Die eine ist mehr von der Ethik her orientiert; dahin gehören die Utopien des Platon, Morus und anderer, die Geschichtsphilosophie Fichtes. Die andere ist mehr von der historischen Tatsächlichkeit her bestimmt, indem die ethischen Werte in Verbindung mit der Dialektik

der Sachgehalte der historischen Realität konstruiert werden, wie es im Marxismus geschieht. In die Synthese des Prinzips der Dialektik mit der kaufalgenetischen Erklärung ist, wie Albert Kranold ausführt, als besonderes Moment die ökonomische Geschichtsauffassung hineingearbeitet, die in ihrer Verbindung zur Erklärung der Geschichte dient. Dazu kommt noch, daß Marx als Ethiker wertend und kritisierend an den Geschichtsverlauf herantritt. Daher ist neben dem theoretischen Fundament eine davon unabhängige ethische Idee zu unterscheiden, die ihre Begründung von einem Ort empfängt, der von den theoretischen Grundlagen des Marxismus unabhängig ist. Im einzelnen stellt sich diese ethische Idee als die der wahren Freiheit dar, die nicht nur Befreiung von Zwang für alle Menschen ist sondern Einordnung in die Gemeinschaft. Oder anders ausgedrückt: »Sozialistische Freiheit ist nicht absolute Willkür des einzelnen, wohl aber die gesellschaftliche Möglichkeit dazu und freier Verzicht des einzelnen auf die Ausnutzung dieser Möglichkeit.« Aus dieser Freiheit entsteht dann die Gemeinschaft als das »freie, innere, geistig-seelische Verbundensein autonomer Menschen«. Die hieraus folgende Freiwilligkeit der Selbsthingabe des einzelnen an die Gesamtheit ist der Kern der sozialistischen Ethik. Die weiteren Konsequenzen sind, daß alle Individuen den gleichen Wert haben, daß es infolgedessen kein Bildungsmonopol für einzelne gibt, daß die Produktionsmittel nicht Bevorzugten gehören dürfen.

Die grundsätzliche Betonung des Werts und der Würde des Individuums, aus dessen brüderlicher Liebe sich erst die Gemeinschaft mit ihrem Wert aufbaut, gibt der Deduktion Albert Kranolds eine Wegrichtung, die zum Bau einer substantiellen Ethik, abseits von jeder formalen Ethik und über deren Normen hinaus, hinlenken kann. Und auf diesen Willen zum Neuen kommt es an. Er gibt dem Buch seine Prägung. Ihm gegenüber ist die Frage, ob dem Verfasser der Beweis gelang, daß die von ihm entwickelte Ethik spezifisch marxistisch ist, von sekundärer Bedeutung. (Diese mehr philosophiehistorische Frage wird man verschiedentlich beantworten, je nachdem man mehr Marx oder den "Marxismus" im Auge hat.)

#### Logik

Es ist wohl noch nicht möglich die große Mannigfaltigkeit der verschiedenen logischen Theorien, die heute diskutiert werden, auf einen Generalnenner zu bringen. Sicher aber ist, daß die Logik



oder die sogenannte symbolische Logik, deren Vertreter gern ein großes Selbstbewußtsein zur Schau tragen, bei weitem nicht den ganzen Umkreis des logischen Problems erfüllt, ja nicht einmal sehr in die Tiefe dringt. Das wird einem besonders deutlich, wenn man eine so tief-schürfende Unterfuchung zur Hand nimmt, wie die Arbeit *Benedetto Croce's* Logik als Wissenschaft vom reinen Begriff; sie erscheint deutsch in der von Hans Feist herausgegebenen Ausgabe der Gesammelten Philosophischen Schriften des großen italienischen Philosophen, in einer vorzüglichen Überfetzung von Felix Noeggerath /Tübingen J. C. B. Mohr/. Der systematische Standort Croce's ist bekannt. Es ist ein objektiver Idealismus, der mit einer ganz besonders Feinheit und Schmieglamkeit des Geistes durchgeführt ist. Er bekämpft gleichermaßen den Empirismus und die Abstraktionstheorie, den Intuitionismus, den Myltizismus und den Pragmatismus, und dies grade aus tiefer Achtung vor allem Tatsächlichen. Er verwirft die Trennung einer Allgemeinen Philosophie von den Sonderphilosophien und damit auch die statische Auffassung vom Wesen des philosophischen Systems. Er will an dessen Stelle eine dynamische Auffassung setzen, durch den Begriff des einfachen Systematisierens, so wie es sich von Fall zu Fall an bestimmten Problemgruppen in der Geschichte vollzogen hat. Bei dieser Auffassung des Systems geht es um die Probleme und ihre Lösungen, nicht um ihre Zusammenfetzung und Anordnung. Die enge Beziehung zwischen Philosophie und Geschichte, die dieser Auffassung des Systems zugrunde liegt, führt zu einer besonders Begriffstheorie, die die Pseudobegriffe des abstrakten Denkens von den echten oder reinen Begriffen unterscheidet. Die Merkmale des reinen Begriffs sind Expressivität oder die sprachliche Darstellbarkeit, die Universalität oder Transzendenz gegenüber den einzelnen Vorstellungen, die Konkretion oder Wirklichkeitsverbundenheit. Der reine Begriff ist daher sowohl geltend wie seiend, er ist Wert und zugleich Wirklichkeit. Die weitere Durchführung dieser Theorie des reinen Begriffs; die Unterscheidung von definitorischem und Individualurteil, so daß bei dem einen sich Subjekt und Prädikat nicht gegen einander abgrenzen lassen, während sie bei dem andern gegen einander unterschieden sind, und die Ablehnung jeder Art von formalistischer Logik ergeben eine Theorie des Denkens, die sie dem in der Geschichte entfalteteten Leben des Denkens ganz nahe bringt.

#### Forchungs- berichte

Bei der heute so weitgehenden Spezialisierung der einzelnen philosophischen Disziplinen und der schnellen Ausbildung von ganz bestimmt umrissenen Theorien und Schulmeinungen ist die orientierende Zusammenfassung und Überschau nicht nur eine Notwendigkeit für den Lernenden sondern ebenso sehr für den selbstständig Arbeitenden, dem durch solche Forschungsberichte ein sehr großer Teil von Nebenarbeiten abgenommen wird. Diesen sehr praktischen Zwecken zu dienen scheinen aufs beste die Philosophischen Forschungsberichte berufen zu sein, die im Verlag Juncker & Dünnhaupt in Berlin herauskommen. Die Hefte, deren jedes ungefähr einen Umfang von 6 bis 7 Bogen hat, geben ein umfassendes und mit tiefem Eindringen in die Probleme gezeichnetes Bild der gegenwärtigen philosophischen Forchung. Gleich das 1. Heft, in dem Walter Passarge die Philosophie der Kunstgeschichte in der Gegenwart behandelt, ist eine Meisterleistung berichtender Darstellung. Alle die methodischen, ästhetischen und geschichtsphilosophischen Fragen, die in den letzten Dezennien in so fruchtbarer Weise diskutiert wurden, sind hier eingehend erörtert. Im 2. Heft behandelt Wilhelm Burkamp die Naturphilosophie der Gegenwart; die von ihm durchgeführte scharfe Trennung zwischen Philosophie der anorganischen und organischen Natur entspricht der Problemlage. Über die Religionsphilosophie berichtet Hans Leisegang. Der Reihe nach wird über jüdische, katholische, protestantische und philosophische Religionsphilosophie referiert. Der Abschnitt über katholische Religionsphilosophie bleibt etwas zu sehr an der Peripherie; von dem mannigfaltigen Leben, das auch in diesem Lager heute herrscht, spürt man zu wenig. Die anderen Abschnitte sind gut, einzelnes ist in der Prägnanz der Darstellung vorzüglich. In dem Heft, das August Meffer verfaßt hat, erhalten wir einen trefflichen Überblick über die verschiedenen Richtungen der Wertphilosophie. Daß das Wertproblem zum Gegenstand eines besonderen Hefts gemacht wurde, ist sehr zu loben. Reinhard Kynast handelt über Logik und Erkenntnistheorie. Der eigne Standpunkt des Verfassers tritt hier etwas stärker hervor als in den vorher genannten Heften, aber nicht so stark, daß er die Objektivität der Darstellung trübt. Man erhält vielmehr einen Bericht, der wie eine selbständige problemgeschichtliche Unterfuchung und darin vornehmlich dem Beitrag Passarges zu vergleiche-

chen ist. Im 6. Heft beschäftigt sich Gunther Ipsen mit der Sprachphilosophie, wobei auf etwas zu gedrängtem Raum ein sehr großes Material verarbeitet wird. Das nächste Heft überrascht etwas in dem Rahmen der Sammlung. Denn wir erhalten einen an sich vortrefflichen Bericht über Jugendpsychologie von Otto Tumler, wo man zumindest eine Darstellung über allgemeine Psychologie überhaupt erwartet. Denn Jugendpsychologie ist eine rein empirische Disziplin, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß auf ihrem Boden philosophische Probleme erwachen. Das Heft Karl Friedrich Sturms über Erziehungswissenschaft beschränkt sich mit viel Geschick auf die Darstellung der theoretischen Probleme der Pädagogik, eigentlich sogar noch enger auf einen Bericht über das Problem des Wesens der Erziehung und bleibt somit innerhalb des Rahmens philosophischer Problematik. Die beiden nächsten Berichte über Rechts- und Staatsphilosophie von Karl Lavenz und über Geschichtsphilosophie von Fritz Kaufmann sind sehr eingehende Darstellungen, denen man sich gern anvertrauen wird. Überhaupt sind alle die bisher angeführten Hefte erfreulich durch die ruhige Objektivität, mit der sie berichten. Dies kann man leider nicht in gleichem Maß dem Heft Hans Prinzorns über Charakterkunde nachrühmen. Es ist ein geistvoller, aber stark subjektiv gefärbter Bericht, in dem die Forschung zurechtstilisiert und um die Geltalt Ludwig Klages' komponiert ist; wirklich nicht ganz zutreffend.

#### Totenliste

Am 17. Oktober 1931 starb in Glogau *Alma von Hartmann*, im Alter von 78 Jahren. Sie stammte aus Bremen, war die 2. Gattin Eduard von Hartmanns. Sie selbst hat nicht nur dessen Vermächtnis treu verwaltet sondern auch eine Reihe eigener philosophischer und literaturkritischer Arbeiten herausgegeben, die ihr den Doctor honoris causa der Universität Greifswald eintrugen. Sie hielt zahlreiche Vorträge, oft in der Kantgesellschaft, und suchte besonders auf die Jugend zu wirken.

#### Kurze Chronik

Der Deutsche Sprachverein stellte die folgende *Preisaufgabe*: »Es soll eine Geschichte der Bemühungen um eine deutsche philosophische Fachsprache gegeben und dabei geprüft werden, welche ihrer Ergebnisse noch heute fruchtbar sind.« <> In der Jahresversammlung der Gesellschaft der Freunde des *Nietzschearchiv* wurde

durch Carl August Emge das baldige Erscheinen der ersten Bände der vorbereiteten kritischen Ausgabe der Werke Nietzsches, dessen Jugend umfassend, angekündigt. Man will Nietzsches Bibliothek aufnehmen und den Mitgliedern ein Verzeichnis sowie als Jahresgabe eine Mappe mit Photographien aller seiner Wohnungen überreichen. <> Am 6. Dezember 1930 wurde *Albert Fleck* in Berlin 70 Jahre alt. Er war lange als Armenarzt im Berliner Norden tätig, aber stets beschäftigten ihn neben seiner Berufarbeit mathematische Probleme. Besonders interessierte er sich für das Fermatproblem; jahrzehntelang rechnete er die Lösungen nach, die bei der Göttinger Philosophischen Fakultät zum Beweis der Richtigkeit des Großen Fermatschen Satzes eingereicht wurden; dieser merkwürdige Satz, den der große französische Mathematiker uns hinterließ, ohne seinen Beweis mitzuteilen, und der sich in all den zahllosen Einzelversuchen bestätigt hat, ist bekanntlich bis jetzt immer noch nicht allgemein bewiesen (erst recht nicht widerlegt) worden; für den Nachweis seiner Richtigkeit ist ein Preis ausgesetzt. Fleck wies in sämtlichen "Beweisen" einen Fehler nach; die Preussische Akademie der Wissenschaften verlieh ihm für diese Arbeiten 1915 die Silberne Leibnizmedaille. Fleck ist ein originell denkender Geist, der sich nicht um die öffentliche Auswertung jedes der Probleme müht, die ihn beschäftigen, um so mehr um sein Wesen, dessen Kern er erfaßt, und das er dann zu durchdringen sucht.

#### Literatur

Der Verlag J. C. B. Mohr in Tübingen hat das Verdienst uns mit 2 Vorträgen des italienischen Philosophen *Giovanni Gentile*, eines Freundes und Mitarbeiters Benedetto Croces, bekannt zu machen, die er unter dem Titel *Der aktuelle Idealismus* vorlegt. Wir lernen hier den italienischen Idealismus in einer seiner feinsten Blüten kennen; eine Ineinssetzung von Geist und Denken, das sich aktueller als die einzige Realität entfaltet, in der der Mensch seine wahre Existenz findet. Eine gewisse mystische Grundhaltung läßt den religiösen Gegenstand stärker erfassen als es in ähnlichen Gedankenbildungen der Fall ist. <> In *Theodor Litts* tiefbohrender Untersuchung *Wissenschaft, Bildung, Weltanschauung* / Leipzig, B. G. Teubner/ werden die Beziehungen jener 3 im Titel der Schrift ausgedrückten Größen scharfsichtig unterlucht. Bei dem Streit um die Grundlegung der Bildung ist die Schrift besonders aktuell.

**Exakte Naturwissenschaften / Wladimir Lasarew**

**Metallelektronen** Die elektrische Leitfähigkeit der Metalle, eine ihrer auffallendsten Eigenschaften, wurde schon bald nach Aufstellung der atomistischen Theorie der Elektrizität durch das Vorhandensein der "freien" Elektronen gedeutet. Während in den Nichtleitern die Elektronen im allgemeinen an die Materieatome gebunden sind, soll es im Metall von jeder Bindung losgelöste Elektronen geben, die sich ähnlich den Atomen eines Gases frei und ungeordnet bewegen. Unter dem Einfluß einer elektrischen Spannung sind sie dann gezwungen in einer bestimmten Richtung zu wandern und so den elektrischen Strom zu bilden. Die Metallatome, die ihre Elektronen freigegeben haben, werden dadurch zu Metallionen. Aber diese Vorstellung stößt zunächst auf Schwierigkeiten. Eine betrifft die spezifische Wärme. Sind nämlich die Elektronen frei beweglich, müßten sie einen mit den Metallatomen vergleichbaren Beitrag zur spezifischen Wärme der Metalle liefern. Die beobachtete spezifische Wärme ist aber von einer Größe, die für die Energie der Elektronen nichts übrig läßt. Allerdings beruht dieser Schluß auf der klassischen (älteren) physikalischen Statistik, die zu einer wesentlichen Voraussetzung Gleichverteilung der Energie hat. Das Prinzip der Gleichverteilung befaßt: Jeder Freiheitsgrad hat gleiches Anrecht auf Energie, die leichten Atome ebenso wie die schweren, die Elektronen so gut wie die Metallionen; Abweichungen von dieser mittleren Energie kommen zwar vor, sind aber statistischer Natur und werden durch das Maxwell-Boltzmannsche Wahrscheinlichkeitsgesetz gekennzeichnet. Die erwähnte Unstimmigkeit der spezifischen Wärme machte die Vorstellung der freien Metallelektronen bedenklich. Ferner lehrte die Untersuchung der glühelektrisch aus dem Metall herausgetriebenen Elektronen, daß die Geschwindigkeit dieser Elektronen nach dem Maxwell'schen Gesetz verteilt ist, also der klassischen Statistik gehorcht. Man schloß daraus, daß die Elektronen im Innern des Metalls das gleiche Verteilungsgesetz befolgen müßten, und das verschärfte noch den Widerspruch gegen die Erfahrung bei den spezifischen Wärmen. Unter dem Einfluß dieser Schwierigkeiten wurde die Elektronentheorie der Metalle als ausichtslos beinahe aufgegeben, bis vor wenigen Jahren die neue Quantentheorie eingriff und auch in dieser Frage Klärung brachte. Dies geschah mit Hilfe des von Wolfgang Pauli junior aufgestellten

ten Auswahlprinzips. Dieses sogenannte Pauliverbot befaßt, daß jede Elektronenbahn, jeder Energiezustand, im Atom nur von einem Elektron besetzt sein kann (der Begriff einer Elektronenbahn ist jetzt dem einer Eigenschwingung oder Eigenfunktion gewichen); es ist also verboten, daß ein vollständig definierter Zustand von mehr als einem Individuum eingenommen wird. Dieses Prinzip ist an Stelle des Gleichverteilungsgesetzes der klassischen Statistik getreten und bildet die grundlegende Voraussetzung der neuen, von Wolfgang Pauli und Enrico Fermi begründeten Statistik. Diese gibt nun die Lösung der erwähnten Schwierigkeiten: In dem Elektronengas des Metalls sind die Zustände kleinster Energie, das heißt geringster Geschwindigkeit, alle vertreten, und zwar, nach dem Pauliprinzip, jeder von einem Elektron. Nur die Zustände höherer Energie sind frei und können nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen aufgeteilt werden. Das bedeutet aber, daß die aus dem Metall austretenden Elektronen (die eine genügend hohe Energie haben müssen, damit sie überhaupt entweichen können) nach der klassischen Statistik verteilt sind, während für die langsamen inneren Elektronen eben die gänzlich andere Fermistatistik gilt. Aus dieser Verteilung der inneren Elektronen folgt nun rechnerisch unmittelbar, daß die Elektronen im allgemeinen tatsächlich keinen merklichen Beitrag zur spezifischen Wärme des Metalls liefern können, somit eine grundsätzliche Schwierigkeit für eine Elektronentheorie der Metalle beseitigt ist (siehe die Abhandlung Fermis in den *Lincei Rendiconti* 1931 III Seite 145).

**Elementhäufigkeit** Nach den Angaben des Laboratoriums der United States Geological Survey bestehen etwa 95% der unter suchten Erdrinde aus Eruptivgesteinen. Aus mehreren tausend Analysen, die im Lauf von vielen Jahrzehnten dort ausgeführt waren, errechnete man die mittlere Häufigkeit der Elemente in der Erdrinde, und diese Tabellen galten lange als die zuverlässigste Datenzusammenstellung. Die Fortschritte in der chemischen Analyse, die Verwendung von spektroskopischen Methoden brachten in den letzten Jahren immer neue Nachweise seltener Elemente. Es wurden bald neue Verfahren zu ihrer Bestimmung schon in sehr kleinen Mengen ausgearbeitet. Es zeigte sich, wie Ida und Walther Noddack (Die Geochemie des Rheniums, in der Zeitschrift für Physikalische Chemie 1931) ausführten, daß viele Elemente in klei-

nen Konzentrationen weiter verbreitet sind als man bisher annahm. Es wurden Iodann 110 meistverbreitete Eruptivgesteine aus verschiedenen Erdteilen gemischt und Gemischanalyse auf alle Elemente hin ausgeführt. Die gefundenen Werte stimmen für die häufigeren Elemente mit den Angaben der amerikanischen Forscher gut überein, weisen dagegen für die selteneren Elemente erhebliche Abweichungen auf, und zwar stets in Richtung größerer Häufigkeit; namentlich gilt das auch für Zink, Selen, Palladium, Osmium, Iridium, Platin.

Für unsere allgemeinen Vorstellungen ist allerdings nicht die Häufigkeit an der Erdoberfläche, sondern die kosmische Häufigkeit der Elemente maßgebend. Die Erforschung kann hier auf 2 Arten geschehen: 1. durch Auswertung der Linienintensitäten der Sternenlichtspektren, 2. durch chemische Analyse von Meteoriten. Bekanntlich bildet die Hauptmasse unseres Sonnensystems (etwa 99,87%) die Sonne selbst. Auf ihr hatte man bis jetzt 64 Elemente nachweisen können. Auch in anderen Sternensystemen hat man mehrere dieser Elemente gefunden. Jedemfalls sind sämtliche auf den Sternen festgestellten Elemente auf der Erde bekannt; man schließt daraus, daß die übrigen Himmelskörper qualitativ wenigstens aus den gleichen Elementen aufgebaut sind wie unsere Erde. Da man aber bei der Sternspektroskopie nur die strahlende Oberfläche der Himmelskörper erfaßt und also über den Aufbau ihres Innern auf diesem Weg nichts quantitativ Genaueres erfahren kann, ist die Analyse der Meteorite brauchbarer zur Ermittlung des kosmischen Vorkommens der Elemente. In den Meteoriten konnten nun fast alle irdischen Elemente nachgewiesen werden. Aus diesen Analysen errechnete man die mittlere Häufigkeit der chemischen Elemente und nach Division durch das Atomgewicht die Atomhäufigkeit zumindest für unser Sonnensystem. Die Häufigkeit steigt von den leichtesten Elementen bis zum Sauerstoff an, fällt ab bis zum Scandium, steigt wieder bis zum Eisen und fällt dann allmählich zu den schwereren Elementen hin ab. Bestätigt fand sich im allgemeinen die Harkinsche Regel, wonach die ungradzahligen Elemente seltener sind als die benachbarten gradzahligen. Auffallend ist aber eine neue Periodizität, die an die Perioden des natürlichen Systems der Elemente erinnert. Bei Beobachtungen über die chemische Zusammenfassung der Materie müssen wir ferner zunächst berücksichti-

gen, daß ein einzelnes chemisches Element verschiedene Isotope Atomarten umfaßt. Es wäre daher erforderlich die Atomarten geordnet nach Protonenzahlen, also die Atomgewichte einzelner Isotopen in Bezug auf Häufigkeit zu untersuchen; es wurde auch vorgeschlagen die Zahl der Kernelektronen den Untersuchungen über Häufigkeit zugrunde zu legen. Nun weisen sowohl die nach Protonenzahl wie die nach Kernelektronenzahl geordneten Daten prinzipielle Ähnlichkeit mit der nach Elementen geordneten Kurve auf. Als Gesamtergebnis zeigt sich, wie Viktor Goldschmidt in der Physikalischen Zeitschrift 1931 berichtete, daß die Häufigkeit der einzelnen Atomarten durch die Eigenschaften des Atomkerns bestimmt wird.

Nobelpreis-träger

Der Nobelpreis 1931 für Chemie wurde an Bergius und Bosch verliehen.

Das Leben des jetzt 45jährigen *Friedrich Bergius* war ganz der Forschung gewidmet. Nach vollendetem Studium der Physikalischen Chemie habilitierte er sich an der Technischen Hochschule Hannover, wo er seine Arbeiten über die Anwendung hoher Gasdrucke zur Durchführung chemischer Reaktionen begann; insbesondere untersuchte er die Umwandlung der pflanzlichen Zellulose in sogenannte Endkohle. Es konnte festgestellt werden, daß Kohle und gasförmige Wasserstoffe unter hohen Drucken und bei entsprechenden Temperaturen mit einander in Verbindung zu treten vermögen. Diese Reaktion ist von großer praktischer Bedeutung, da es mit ihrer Hilfe möglich ist den Gehalt der mineralischen Kohle an Wasserstoff so weit anzureichern, daß sie in flüssige Kohlenwasserstoffe übergeht. Im Anschluß an diese Forschungsarbeiten gelang es Bergius sowohl die technische Herstellung von Öl aus Kohle als auch die Gewinnung leichter Öle, wie Benzin, aus schweren Mineralölen durchzubilden. In den letzten Jahren befaßte sich Bergius vorwiegend mit dem Problem der Umwandlung von Holz in wasserlösliche Kohlenhydrate. Die Anerkennung, die ihm die Schwedische Akademie der Wissenschaften nunmehr zuteil werden ließ, betont die hohe Bedeutung seiner großangelegten Pläne, deren Verwirklichung übrigens nicht nur wissenschaftlich wertvoll sondern vom sozialen Standpunkt auch segensreich wäre. Dem andern Preisträger, *Carl Bosch*, wurde die Ehrung »für die Entwicklung der chemischen Hochdrucktechnik bei

dem Aufbau der neuen Ammoniakindustrie« zuteil. Noch während seiner Schulzeit betätigte er sich in der Installationsfirma seines Vaters, wo er Handfertigkeit in Schlosserei und Feinmechanik erwarb. Er studierte in Berlin und Leipzig Maschinenkunde, Hüttenfach und Chemie. Dann trat er in die Dienste der Badischen Anilin- und Sodafabrik. Bald danach widmete er sich dem Problem der Stickstoffbindung. Seine Arbeiten erfuhren einen wesentlichen Antrieb durch die Übernahme des von Fritz Haber entwickelten Verfahrens zur synthetischen Herstellung von Ammoniak. Unmittelbar an die große Aufgabe der Übertragung der Hochdrucksynthese des Ammoniaks aus dem Laboratorium in den technischen Betrieb, wobei Eisen als Katalysator von Bosch für geeignet erkannt wurde, schloß sich das noch mehr umfassende Problem an: das erhaltene Ammoniak in wertvolle Handelsprodukte, wie Salpetersäure und Düngesalze, überzuführen. Es gelang Bosch nach eingehenden physikalisch-chemischen Studien Verfahren auszuarbeiten zur Harnstoffherzeugung aus Kohlenäure und Ammoniak, zur Gewinnung von Mischdünger und schließlich von Volldünger. Auch die späteren chemisch-technischen Erfindungen der I. G. Farbenindustrie, die von Bosch geleitet wird, verdanken ihre Ausgestaltung den vielseitigen Kenntnissen und Fähigkeiten Carl Boschs, der jetzt in seinem 58. Lebensjahr steht.

**Veranstaltungen** Ende Oktober 1931 fand in Paris der 11. Kongreß der *Société de Chimie Industrielle* statt, auf dem besonders des 100. Geburtstags des berühmten französischen Chemikers Henri Moissan gedacht wurde. An seinen Namen knüpft sich die Darstellung des Fluors und seiner Verbindungen, ebenso die Anwendung des elektrischen Ofens zur Erzeugung hoher Temperaturen. Auf dem Kongreß wurde dann weiter in Fachgruppen in zahlreichen Vorträgen der Stand der modernen chemischen Technik entwickelt. Dann reisten 300 Kongreßmitglieder nach der kleinen Stadt Meaux an der Marne, wo Moissan zur Schule gegangen war. Dort wurde im Gymnasium eine Gedenktafel für ihn enthüllt, neben einer gleichen Tafel für den ebenfalls berühmten Schüler des Gymnasiums Louis Courteline.

**Gemeinverständliche Schriften** Auf dem Gebiet der *Kolloidchemie* sind nur wenige zusammenfassende leichtfaßliche Darstellungen erschienen. Schon

aus diesem Grund ist das kleine Buch Augustin Boutarics *Les colloïdes et l'état colloïdal* /Paris, Félix Alcan/ sehr zu begrüßen. Mit einer vorbildlichen Objektivität geht der Verfasser auf die bestehenden theoretischen Ansichten ein, bringt aber absichtlich möglichst viel von dem, was allgemeines Interesse verdient. Es werden auf 252 Seiten unter anderem behandelt: Herstellung kolloidaler Lösungen, Lichtzerstreuung in Kolloidlösungen, Elektrische Eigenschaften, Emulsionen, Adsorptionsercheinungen.

Die Sammlung *Verständliche Wissenschaft* /Berlin, Julius Springer/ hat sich um einen weiteren Band bereichert: Heinrich von Ficker erzählt über *Wetter und Wetterentwicklung* mit aller Überlegenheit und Klarheit, die nur durch eine hervorragende Beherrschung des Stoffs ermöglicht werden können. Er sagt im Vorwort unter anderem: »Ich glaube, daß ich einerseits mehr, andererseits weniger gebe als die bisher erschienenen allgemeinverständlichen Einführungen: ein Mehr in der Behandlung dessen, was mir zum Verständnis der Wetterentwicklung notwendig erscheint; weniger insofern, als ich fast nichts über Instrumente und Beobachtungsmethoden schreibe und außerdem so wenig als möglich Zahlen mitteile. Ob ich damit für den Leser das Richtige getroffen habe, vermag ich freilich nicht zu sagen, hoffe es aber.« Nun, der Leser wird wohl dieser Hoffnung gern recht geben. Das Büchlein zerfällt in folgende Kapitel: Die Luft-hülle unserer Erde, Die Sonne heizt, Es weht der Wind, Das Reich der Wolken, An der Kampffront der Luftmassen, Es braut der Föhn, Wirbel und Wirbelstürme, Die Zyklonen der mittleren Breiten, Im Hochdruckgebiet, Wetterkarte und Wettervorherlage. Ein Anhang bringt Beispiele von Wetterkarten.

**Totenliste** In Wien starb Mitte Juni 1931 der Mineraloge *Friedrich Becke*, im Alter von 76 Jahren. Seine Arbeiten liegen hauptsächlich auf dem Gebiet der Mineralogie und Petrographie, besonders der Kristalloptik. Seit 1890 gab er die Mineralogischen und Petrographischen Mitteilungen heraus. Er lehrte in Wien, Czernowitz, an der Deutschen Universität in Prag und bis zu seiner Emeritierung 1927 wieder in Wien. Ende November starb in Heidelberg der Chemiker *August Bernthlen*, im Alter von 76 Jahren. Er war, als er sich 1879 in Heidelberg habilitierte, der einzige Vertreter der Organischen Chemie. Seine Arbeiten bewegten sich auf dem Gebiet der Feinstruktur vorher unbekannter Substanz-

klassen. 1887 wurde er von der Badischen Anilin- und Sodafabrik zum Leiter ihres wissenschaftlichen Laboratoriums berufen, und es gelang ihm dort wertvolle Baumwollfarbstoffe, die sogenannten Oxaminfarben, herzustellen. Bernthsen schrieb 1886 sein bekanntes Lehrbuch der Organischen Chemie. Als er 1918 von der Leitung der Badischen Werke zurücktrat, wurde er Ordinarius in Heidelberg.

**Kurze Chronik** Auf Einladung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft hielt der schwedische Professor Arne Westgren aus Stockholm im Harnackhaus in Berlin einen Vortrag über die neuesten Ergebnisse der *röntgenkristallographischen* Untersuchungen, die durch die Röntgenstrukturanalyse erst ermöglicht worden sind und bereits eine Reihe überraschender Resultate gezeitigt haben. Besonders haben sich Gesetzmäßigkeiten bei der Kristallstruktur der Kombinationen von Übergangsmetallen mit den kleinstomigen Metallen nachweisen lassen. ◊ Eine für den chemisch-physikalischen Unterricht epochemachende Neuerung demonstrierte der Erfinder, der Karlsruher Professor Alfred Stock, in einem Vortrag der Wintervortragsreihe der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Dahlemer Harnackhaus Anfang November. Es handelt sich um das neue *Zeisepidialkop*, mit dem es möglich ist vor einer größeren Hörerschaft chemische und physikalische Versuche vollkommen deutlich vorzuführen. Stock zeigte auf diese Weise die Elektrolyse des seltenen Ätznatrons, Farbenphotographie, die Absorptionswirkung des Zeoliths, eine neue magnetische Schwebewage und vieles andere. ◊ An der Sternwarte Babelsberg wurde ein *Goldsteinlaboratorium* eingerichtet, zur Erinnerung an den Physiker Eugen Goldstein, den Entdecker der Kathodenstrahlen, der vor einem Jahr starb.

**Literatur** Das Buch *Karl Darrows* Elementare Einführung in die Physikalische Statistik, übertragen und ergänzt von Eugen Rabinowitsch /Leipzig, S. Hirzel/, kann einer ebenso freundlichen Aufnahme sicher sein wie die in dieser Rundschau (1931 I Seite 179) besprochene Einleitung in die Wellenmechanik des selben Verfassers. Im Mittelpunkt der Darstellung steht die Anwendung der statistischen Methoden auf die Elektronentheorie der Metalle, und zwar mit gutem Recht, sowohl wegen der praktischen Bedeutung wie auch auf Grund der besonders lehrreichen Übersichtlichkeit der Verhältnisse beim metallischen Zustand.

### Anthropogeographie / Paul Thorwirth

**Weltkulturgeschichte** Eine gediegene Zusammenfassung neuesten menschenkundlichen Wissens bietet der 1. Band der *Propyläenweltgeschichte*, herausgegeben von Walter Goetz (Das Erwachen der Menschheit /Berlin, Propyläenverlag/). Es handelt sich bei dieser auf 10 Bände veranschlagten Enzyklopädie um einen großzügigen Versuch eine Weltkulturgeschichte zu schreiben, die die geistige Entwicklung der als eine Einheit aufgefaßten Menschheit bewußt der politischen voranstellt, ohne diese zu vernachlässigen. Es ist dies etwa der Tendenz nach das, wozu der Pater Wilhelm Schmidt die Ethnologie als Disziplin ausgebaut wissen will. Vom anthropogeographischen Blickpunkt hervorhebenswert ist zunächst der Abschnitt, in dem Friedrich Hertz, der kürzlich mit einer beachtlichen Broschüre Hans Günther als Rassenforscher /Berlin, Philoverlag/ die Günthersche Theorie von der »Rassenseele« ad absurdum führte, mutig das heiße Eisen anfaßt, zu dem der Begriff Rasse heute geworden ist. Hertz arbeitet das Problem klar heraus: Er zeigt, daß wir über die Gesetze, unter denen die Umwelt auf Psyche und Soma des Menschen einwirkt, einiges, vielleicht sogar vieles Sichere wissen; über die andere Komponente der Rassenbildung jedoch, die Vererbung, namentlich die kollektive, wissen wir wenig mehr als nichts. Hertz bekämpft auch mit Recht die These Eugen Fischers, wonach den "farbigen" Rassen die Kraft zur Hervorbringung einer großen Zahl führender, den Fortschritt bewirkender Individuen abgehe. Allerdings ist der Hertzische Hinweis auf die Leistungen amerikanischer Neger kein geeignetes Gegenargument; auf die afrikanischen, nicht zivilisierten Neger wäre es angekommen. Das Falsche in der Fischerschen Meinung liegt vielmehr darin, daß der Fortschritt ausschließlich von den führenden Individuen erwartet wird. Bei vielen außereuropäischen Völkern vollzieht er sich nämlich erheblich überwiegend aus der Gemeinschaft heraus; mag sein, daß sein Tempo dadurch verlangsamt wird, wiewohl man hier sicher manches auf Rechnung der Klimate zu setzen hat. Es ist auch noch sehr die Frage, ob ein Fortschritt mit mäßigem Tempo nicht dem überstürzten der weißen Rasse vorzuziehen ist. Leider ist die Kulturkreislehre nicht ganz richtig definiert. Diese vergleicht nicht Rassen sondern Völker und Völkergruppen, eben Kulturkomplexe mit einander. Bei der

Aufzählung der Begründer dieser Methode dürfen Bernhard Ankermann, Fritz Gräbner und Willy Foy nicht fehlen. Es ist zweifellos erfreulich, wenn die Bedeutung der jungen blühenden Disziplin der Ethnologie mehrfach in diesem Band hervorgehoben wird; es darf aber, zumal in einem auch für Laien bestimmten Werk, nicht vorkommen, daß, wie im Abschnitt Völker des Vordern Orients, der Terminus Ethnologie als Übersicht über die fragliche Völkergruppe absolut falsch gebraucht wird. Denn Ethnologie ist eine vergleichende, nicht beschreibende Disziplin, Synthese, nicht Kompilation, handelt nicht von diesem oder jenem Volk sondern von der Musik, Kunst, Religion und so weiter der Völker. Abgesehen hiervon aber ist der Terminus auch insofern unglücklich angewandt, als Ethnologie und Ethnographie sich immer mehr und mehr zur Kulturgeschichte der Primitiven, nicht aber der Halb- und Hochkulturvölker herausbilden, die doch die Völker des Vordern Orients überwiegend sind.

Die Frage nach der Bedeutung der Rasse behandelt ebenfalls, und zwar vom biologischen Standpunkt, Franz Weidenreich, im Abschnitt Menschwerdung. Mit Kühnheit und Freimut wird hier die Vorstellung von der angeblich absoluten Homogenität der Menschenrassen widerlegt. Verwunderlich bleibt es, warum kühne, freiblickende Köpfe wie Weidenreich nicht den letzten Schritt zu dieser Frage tun, indem sie offen erklären, was jeder wirklich Informierte längst weiß: daß Rassenmischung offenbar das Natürliche, ja Naturgewollte ist, daß jede Rasse nichts Apriorisches sondern etwas Gewordenes ist, und daß grade die Spannungen, die die Mischung erzeugt, zum Kulturfortschritt fruchtbar werden.

Eine gute Zusammenfassung des geopolitischen Gegenwartswissens bietet Walther Vogel mit dem Kapitel Boden und Geschichte. Er bezeichnet als Entwicklungsstufen der Staaten pagus, territorium, regnum und imperium. Man kann dem wohl zustimmen, zumal der Autor wohl erkennt, daß die Herausbildung der Wirtschaftsimperien das gestaltende Prinzip der Gegenwart und nahen Zukunft ist. Allerdings sind diese 4 Stufen vorwiegend aus Beispielen der europäischen Geschichte abgeleitet, und es bleibt zu prüfen, ob Erscheinungen, wie das Reich Benin, das Lundareich, der Inkaltaat und anderes mehr ebenfalls unter eine der 4 genannten Stufentypen subsumiert werden können, oder ob man nicht neue oder Zwischenstufen einführen muß.

Vorzüglich ist auch die umfangreiche Abhandlung Friedrich Behns Vor- und Urgeschichte. Nur eine geringfügige Einzelheit, die rein realistische Deutung der Tiermaskentänze der Primitiven, wird man beanstanden müssen, da zweifellos magische Motive mitzuschwingen, wenn nicht präponderieren, zumal der Verfasser selbst einräumt, daß diese Tänze kultisch seien. Das gleiche Prädikat darf man ohne Bedenken den Arbeiten Friedrich Ernst August Krauses über die Geschichte Chinas, Koreas und Japans sowie der von Georg Steindorff über Ägypten erteilen. Es verdient Beachtung, wenn Steindorff die Altägypter anthropologisch und linguistisch den Hamiten Afrikas zu rechnet und weiterhin diese als einen frühen Sonderzweig am semitischen Baum aufgefaßt wissen will. Es liegt dies ganz dem Begründer der deutschen Afrikanistik, Carl Meinhof, sowie dem verstorbenen Anthropologen Felix von Luschan. Namentlich Meinhof aber bemüht sich seit langem und nicht ohne Erfolg in dieser Richtung (siehe sein Werk Die Sprachen der Hamiten, in den Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts /Hamburg, L. Friedrichsen/).

**Afrikanische Sprachen** Eins der beachtenswertesten Phänomene der derzeitigen Kolonialpolitik der Großmächte ist, daß man sich eingehend um die Erkenntnis, Erhaltung und Weiterbildung des Kulturguts der Eingeborenen bemüht; das zeigt, daß man vom vorkriegszeitlichen System der reinen Exploitation abkommt. Strebt man nach der Nutzbarmachung der "farbigen" Arbeitskraft, so muß diese gekräftigt und nicht geschwächt werden, und zwar nicht nur wirtschaftlich sondern auch intellektuell. Dann schlägt auch dem Eingeborenen zum Nutzen aus, was er im Dienst des Europäers lernte, und damit ist die Zusammenarbeit zwischen Weiß und Nichtweiß gegeben. Ein wesentlicher Teil der Kultur sind aber Sprache und Schrift. Auch diese gilt es demnach zu pflegen und zu entwickeln. Nun sind, was Afrika anlangt, die meisten der dort gesprochenen Idiome schriftlos, abgesehen vom Vei in Liberia, vom Bamum in Kamerun und von den wenigen arabisch geschriebenen Sprachen. Jeder Millionär und sonstige Weiße, der afrikanische Sprachen aufzeichnete, tat dies zunächst meist nach seinem eignen System. Erstmalig Einheitlichkeit in die Orthographie afrikanischer Sprachen brachte das Lepsius-Meinhofsche Standardalphabet sowie das vom Pater Wilhelm Schmidt entworfene An-

throposalphabet. Die wissenschaftliche Schreibung der Sprachen erfolgt auch heute noch überwiegend namentlich mittels des erstgenannten. Für praktische Zwecke haben sich beide mehr und mehr als ungeeignet erwiesen, wegen der zahlreich verwendeten diakritischen Zeichen, die der Lernende und der bereits schriftkundige Eingeborene häufig einfach weglassen, wodurch Verwirrungen und Unklarheiten Tür und Tor geöffnet ist. Das Internationale Institut für Afrikanische Sprachen und Kulturen gab deshalb Ende 1927 Richtlinien für die praktische Schreibung afrikanischer Sprachen heraus. Es war ein vollständig neues Alphabet mit teilweise ganz neuen Schriftzeichen, doch auf der Grundlage der lateinischen Schrift. Das Institut hat nunmehr eine 2. Auflage der Richtlinien folgen lassen. Die 1. ist in 3500 Exemplaren abgesetzt worden. Ferner ist festgelegt, daß das Alphabet sich in 25 afrikanischen Sprachen restlos durchgesetzt hat. Das sind für den Anfang, gemessen zumal an der Langsamkeit des Ablaufs der Dinge in Afrika, recht erfreuliche Zahlen; auf Grund ihrer steht es weiterhin zu hoffen, daß sich für den Druck von Büchern und Zeitschriften in afrikanischen Sprachen nunmehr eher und mehr Verlagsunternehmungen bereitfinden werden als bisher, da der Druck mittels des Lepsius-Meinhofischen Alphabets wegen der zeitraubenden und leichtlädierten Typen teuer und mühselig war. Es befinden sich auch schon Schreibmaschinen mit dem Alphabet des Instituts im Handel. Das Institutsalphabet weicht jedoch nicht nur durch die Nichtverwendung der diakritischen Zeichen von Lepsius-Meinhof ab, sondern es hat auch das Prinzip *Ein Laut ein Zeichen*, erletzt durch *Ein Phonem ein Zeichen* (Phoneme sind regelmäßige Variationen eines Lauts); außerdem verlangt es Vereinheitlichung der Diaphone, das heißt der willkürlichen, zum Teil individuellen, zum Teil regionalen, Variationen eines Lauts. Diese beiden Prinzipien sind die Hauptkonzessionen der Wissenschaft an die Praxis. Es steht zu hoffen, daß das Institutsalphabet sich regional weiter durchsetzen wird, insbesondere auch, weil eben die Grundlage doch die lateinische Schrift bildet, die offenbar bestimmt ist die Weltchrift zu werden. Gelingt dies dem Alphabet, so ist eine allen afrikanischen Kulturen gemeinsame Verständigungsgrundlage geschaffen: ein Fortschritt, der etwa dem der Schaffung einer gesamtdeutschen Schriftsprache durch Martin Luther kaum etwas an Bedeutung nachgäbe und eine

geistige Bindung Afrikas an Europa herstellte, und dies, ohne dem spezifisch afrikanischen Kulturgut, den Sprachen, im geringsten Gewalt anzutun. Eine deutliche Stelle, die sich sehr um die Erhaltung des afrikanischen und sonstigen außereuropäischen Sprachguts bemüht, ist die Lautabteilung der Preussischen Staatsbibliothek in Berlin unter der Leitung Wilhelm Doegens. Sie hat während des Kriegs durch Eingeborene in den Gefangenenlagern Wortlisten und Texte aus zirka 80 afrikanischen (und anderen) Sprachen auf Grammophonwalzen sprechen lassen. Man ging nach dem Krieg daran Texte und Wortlisten systematisch durch Spezialphilologen abhören, aufzeichnen und publizieren zu lassen, um das Forschungsmaterial auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. So hat jetzt der Afrikanist Dierich Westermann 3 Schallplatten mit einer Wortliste und 2 Texten aus der Mundart des Ewhe (südöstliches Togo und südwestliches Dahome, zwischen Lome und Grand Popo) abgehört, niedergeschrieben, übersetzt und publiziert. Der eine Text enthält ein Jugenderlebnis des Sprechers, der andere eine Geschichte aus der Frühzeit seiner Dynastie, deren letzter Sproß er ist. Die Texte sind doppelt, nämlich latzphonetisch und paulalphonetisch, niedergeschrieben. Die 1. Niederschrift ist die genaue Wiedergabe des Platteninhalts, die 2. der von unvermeidlichen sprachlichen Unebenheiten sorgfältig gereinigte Text. Als Alphabet wurde auch hier das Institutsalphabet benutzt. Diese Platten dürften auch erheblichen Wert für den praktischen Sprachunterricht haben.

Forchungs-  
reisen

Vom 24. bis zum 29. Juli 1931 fand die 1. Studienfahrt der Aeroarktis mit dem deutschen Luftschiff Graf Zeppelin statt, an der auch der russische Arktisforscher Rudolf Samojlowitsch teilnahm. Die Expedition zeitigte höchst beachtliche geographische und meteorologische Ergebnisse. Der größte Teil des *eurasischen Polarsektors* zwischen 40° und 110° östlicher Länge wurde neu vermessen; vieles bisher für richtig Gehaltene erwies sich als unzutreffend und wurde richtiggestellt. So wurde festgestellt, daß das Nordlandterritorium in 2 Inseln zerfällt, und daß der bisher als Bucht angesprochene Schakalskieinschnitt eine Passage ist. Das Gebiet, das so topographisch und geodätisch durchforstet wurde, umfaßt etwa 50 000 Quadratkilometer. In meteorologischer Beziehung wurde die Struktur der polaren



Luftschichten vom Erdboden bis zur Stratosphäre aufgeheilt. Es ergab sich, daß zwar die Struktur in den Sommermonaten einem transkontinentalen Luftverkehr über den Pol hinweg keine erheblichen Hindernisse bieten würde, aber der Umstand, daß das Polgebiet während dieser Zeit fast immer in niedriger Höhe von Wolken- und Nebelmassen bedeckt ist, die die Orientierung oft gänzlich unmöglich machen, ist ein noch zu überwindendes Hindernis.

Ende September kehrten die Grönlandforscher Georgi und Sorge aus dem Inlandeis, wo sie sich über ein Jahr aufgehalten hatten, zurück. Sie haben zahlreiche Messungen vorgenommen bei einer Kälte bis zu 65°; auch fanden sie im Innern Grönlands stellenweise eine Eisdecke bis zu 2700 Meter. Knud Rasmussen trat Anfang August seine 6. Expedition an. Er will das noch gänzlich unbekannte Gebiet Ostgrönlands zwischen Kap Farven und Angmagalik erforschen und auch Filmaufnahmen machen. Der Grönlandforscher Krüger, Assistent am Geologischen Institut der Technischen Hochschule Darmstadt, ist seit März 1930 verschollen. Die genannte Hochschule will die Mittel zu einer Hilfsexpedition aufbringen. Der dänische Flieger Ahrenberg rettete mit einem Junkersflugzeug den vermißten Grönlandforscher Courtauld.

**Totenliste** Mitte Mai 1931 starb der ordentliche Professor für Klassische Philologie an der Universität Halle *Georg Willowa*, in seinem 72. Lebensjahr. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: Religion und Kultur der Römer /1902/ und Abhandlungen zur römischen Religions- und Stadtgeschichte /1904/. Er gab die Neubearbeitung von Paulys Realenzyklopädie der Klassischen Altertumswissenschaft heraus und bearbeitete die Neuaufgaben von Ludwig Friedländers Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. In Heidelberg starb am 12. Juli der Literarhistoriker *Friedrich Gundolf* an einem Gallenleiden, in seinem 51. Lebensjahr. Er war in seiner Forschungsarbeit weit mehr Künstler als Gelehrter und doch hervorragend in seiner wissenschaftlichen Leistung. Er schrieb Shakespeare und der Deutsche Geist /1911/, worin er zeigte, wie Shakespeare die deutsche Literatur von 1600 bis 1800 beeinflusste. Von 1908 bis 1918 dichtete er Shakespeare deutsch nach. 1916 erschien sein Goethe, 1922 Kleist, 1924 Caesar (siehe auch die Rundschau Dichtung, in diesem Band Seite 94).

**Kurze Chronik** Die Durchschnittsgröße der deutschen Familie ging seit 1910 von 4,6 auf 4,2 Personen zurück. In Berlin kommen augenblicklich auf 1000 Einwohner 10,2 Geburten (gegen 15 in Paris). ◊ Zur Klärung verschiedener Fragen für die Hochseefischerei wichtiger Fragen wurden Mitte August 1931, in dänisch-deutscher Zusammenarbeit von Hellingör aus, die dänischen Ost- und Nordseegewässer unter Leitung Martin Knudsens durchforcht. Man untersuchte Temperaturen, Unterseestromungen, Salzgehalt und Luftinhalte. Es wurde festgestellt, daß von der Nordsee das Salzwasser auf den Grund der Belte einströmt, während das weniger salzige Ostwasser oben fließt. Mischungsstellen wurden in den Belten im Orefund und im Kattegatt gefunden. Daneben liefen Wasserstandsmessungen. ◊ Die Katholische Mission in Südwestafrika läßt neuerdings durch ein Flugzeug den Verkehr zwischen den außerordentlich weit auseinander gelegenen Stationen aufrechterhalten. Auch beim Vordringen der Mission in unwegsame und wenig erschlossene Gebiete leistet das Flugzeug gute Dienste. Der Führer des Fahrzeugs ist der Pater Paul Schulte. ◊ Die furchtbaren Überschwemmungen des Jangtse haben zirka 100000 Menschenleben dahingerafft. Einige kleinere Städte sind völlig vom Erdboden verschwunden. In Europa hat man sich kaum darum gekümmert. ◊ Die schwarze Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Amerika betrug 1930 11,8, die weiße 108,8, die indianische 0,332 Millionen. Die Negerbevölkerung hat sich seit 1920 um 14,8, die der Weißen seitdem um 13,6 % vermehrt. ◊ Mit Mitteln der Rhätoromanischen Gesellschaft der Schweiz wurde an der Universität Genf ein Lehrstuhl für rhätoromanische Sprache und Literatur eröffnet, den A. Velleman, der Verfasser einer Grammatik und eines Wörterbuchs dieser Sprache, erhielt. Das Idiom wird im Engadin, in der Ostschweiz, vereinzelt auch in Tirol und im Friaul gesprochen.

**Literatur** Der von Kant aufgeworfenen Frage nach den objektiven Voraussetzungen menschlichen Erkennens und Wissens stellt *Wilhelm Sauer* in der Studie Persönlichkeit und Werk /Berlin, Walther Rothchild/ die Frage nach den subjektiven, das heißt den in der Person des forschertätigen Individuums ruhenden Voraussetzungen wissenschaftlicher Schöpfungen gegenüber. Vom forschend tätigen Subjekt ausgehend findet er sie in endogenen und exogenen Determinanten gegeben. Unter

jenen sind Anlage, Erziehung, Bildung und Beruf zu verstehen; die exogenen spaltet Sauer in naturalistisch- und soziologisch-exogene, wobei unter den naturalistischen die somatischen und psychologischen, unter den soziologischen Klassenlage und Milieu im anthropogeographischen Sinn verstanden werden. In dem Abschnitt über die soziologisch-exogenen Determinanten wird gezeigt, wie bei den innerhalb gewisser Kulturkreise (zum Beispiel des romanischen, angelsächsischen und so weiter) forschend wirkenden Individuen eine bestimmte Vorliebe für gewisse Arten von Problemen und Methoden wiederkehrt, die also offenbar milieutheoretisch zu erklären wäre. Der romanische Kulturkreis zum Beispiel ist ausgezeichnet durch die Neigung seiner Forscher zur Rechtswissenschaft, zum Logizismus und zur deduktiv-formalen Methode. Innerhalb des deutschen Kulturkreises scheidet der Autor noch Weltstadt und Einsamkeit einerseits, Grenzlage und Mittelage andererseits, also Externum und Internum. Diese Analyse wäre aber auch für die vorgenannten Kulturkreise zu fordern. Zum Erstaunen des Lesers, der bis hier den vielseitigen fesselnden Ausführungen des Autors, zum Beispiel auch den sehr beherzigenswerten über die Grenzen der Kritik, gefolgt ist, mündet dieser Abschnitt und damit die ganze Studie aus in einen Hymnus auf die »gotische Seele«. Das ist eine bedauerliche Überschätzung des Germanentums und um so weniger erträglich, als Sauer hier mit längst erledigten Beweismitteln kommt. Zum Beispiel: »Das der nordischen Seele aus ihrer Gemütsverfassung entquellende, durch den fernen Blick über die unermesslichen Flächen des eintönig wogenden nordischen Landes genährte Sehnen zur Gottheit reißt sich für die alpine Seele, die immer nur neue und selbständige Bilder schaut, der reichen Fülle der Lebenswerte als deren wertvollster Teil an.« Zunächst ist das nordische Land, Skandinavien, nicht unermesslich eintönig sondern überwiegend gebirgig, aber wenn dem selbst so wäre, müßte dem Eskimo in der Eiswüste, dem Beduinen in der Sahara, dem Massai in der Durststeppe Ostafrikas, die alle in einer unermesslich eintönigen Landschaft leben, auch das »Sehnen zur Gottheit« eigen sein. Im übrigen ist der »nordischen Seele« solches Sehnen durchaus nicht nachzuweisen; Sie hat keinen Monotheismus, noch immer die reinste und höchste Form der Religiosität, aus sich heraus entwickelt sondern von außen übernommen; sie huldigte vielmehr animistischen Vorstellungen.

### Hygiene / Lisbeth Berndt

**Internationale Arbeit** Die Hygienekommission des Völkerbunds hat seit ihrem Bestehen viel fruchtbare und völkerverbindende Arbeit geleistet. Über einige Gebiete ihres weiten Arbeitsfelds soll hier nur kurz berichtet werden. Es bestehen einzelne ständige Einrichtungen, so die Standardisierungskommission, deren Aufgabe es ist eine einheitliche Wertmessung serologischer und biologischer Präparate einzuführen, die Opiumkommission, die Krebskommission, die sich in letzter Zeit eingehend mit der Strahlenbehandlung des Krebses beschäftigt hat, die Milzbrandkommission, die zurzeit besonderes Gewicht darauf legt nachzuprüfen, welcher Wert dem Natriumsulfid als Desinfiziens zukommt, die Malariakommission, die Sachverständigenkommission für die afrikanische Schlafkrankheit, die statistische Sachverständigenkommission, die unter anderem Vorschläge für die Anlegung der Statistik der mit Bazillus Calmette-Guérin Geimpften aufgestellt hat, die Leprakommission, die in ihrem ersten größeren Bericht den Kampf für eine großzügige Leprabekämpfung aufgenommen hat (mit Hilfe des Hygienekomitees soll in Brasilien ein internationales Leprabekämpfungsinstitut eingerichtet werden). Im Fernen Osten hat der Völkerbund in Singapur ein Nachrichtenbureau eingerichtet, das als wichtiger Mittelpunkt für alle Informationen über verseuchte Häfen und Schiffe dienen soll. Hier werden auch der Stand der gemeingefährlichen Krankheiten und deren Verhütungsmöglichkeiten überprüft und auch alle hygienischen Fragen, die sich aus der Entwicklung des Luftverkehrs ergeben haben; außerdem soll sich das Orientbureau auch mit dem Studium des Reisproblems beschäftigen. Mit der chinesischen Regierung hat der Völkerbund eine Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Gesundheitsfürsorge vorbereitet, von der erhofft wird, daß sie die außerordentlich schlechten hygienischen Verhältnisse in China bessert. Ein Gesundheitsministerium wurde gegründet, die Einrichtung eines Nationalhospitals in Nanking sowie eines Provinzhospitals in Hangtseu vorbereitet. Der medizinische Unterricht soll auf eine neuzeitliche Basis gestellt werden. Ferner will die Kommission das Quarantänenwesen in den chinesischen Häfen umbilden; besonderer Wert soll darauf gelegt werden das Gebiet des Hafens von der Cholera- und Pockenleuche zu reinigen.

Hoffentlich fallen die vielen wertvollen Aufgaben der Hygienekommission, von denen hier nur ein Bruchteil gestreift worden ist, nicht den politischen Krisen zum Opfer. Es wäre viel für die Hebung des Gesundheitsstatus der Menschheit gewonnen, wenn die der Kommission gesteckten Ziele erreicht würden.

#### Krebsbekämpfung

Die Statistiken, die über die jährlichen Erkrankungen und Todesfälle an Karzinom berichten, sind vorläufig noch nicht frei genug von Fehlerquellen, um endgültige Schlüsse über die Zahl und die steigende Kurve dieser Erkrankung zu ziehen. Es scheint so, als ob sie in Deutschland und anderen Kulturländern langsam zunimmt. Doch warnt Georg Wolff davor diese Zunahme zu überschätzen, da viele Angaben, selbst in wissenschaftlichen Arbeiten, einer kritischen Nachprüfung nicht standhalten können. Sicher ist, daß der Krebs eine Massenerkrankung ist, die fast mehr noch als die Tuberkulose die Volksgesundheit untergräbt und die Schaffenskraft der Menschen unterminiert. Es gehört daher zu den wichtigsten Aufgaben der Gesundheitsbehörden jedes Landes diese Seuche zu bekämpfen.

In Deutschland haben sich im Lauf der beiden letzten Jahrzehnte fast überall provinzielle oder örtliche Zentren gebildet, die diesem Ziel zustreben. In Berlin stehen an der Spitze das Krebsinstitut der Charité unter der Leitung Ferdinand Blumenthals und das Institut für Frauenkunde und sein Leiter Wilhelm Liepmann. Um durch eine stärkere Zusammenfassung aller Kräfte eine größere Wirksamkeit in der Bekämpfung des Krebses zu erzielen, hat sich nach längerer Vorbereitung (siehe diese Rundschau, 1930 III Seite 1043) am 25. Februar 1931 der Reichsausschuß für Krebsbekämpfung konstituiert, der sich die Aufgabe stellt »organisatorische Maßnahmen für die Bekämpfung des Krebses als Volkskrankheit im Deutschen Reich anzuregen und zu fördern«. Wie sich das Organisationsystem endgültig formen wird, ist noch nicht abzusehen. Die Basis dafür wird wohl eine geplante Arbeitsgemeinschaft bilden, die die Träger der öffentlichen Gesundheitsfürsorge, die Versicherungsträger, die Ärzteschaft, die Freie Wohlfahrtspflege und die der Krebsforschung und -behandlung dienenden wissenschaftlichen Institutionen zusammenfaßt. Der Krebsabwehrkampf wird vorläufig immer noch in der Hauptsache durch Erkenntnisse aus langjäh-

rigen Erfahrungen gestützt. Noch immer gelten Früherkennung, Frühdiagnose und Frühbehandlung als *conditio sine qua non* für eine erfolgreiche und wirksame Behandlung des Leidens. Hier kann auf den verschiedensten Gebieten noch viel Arbeit geleistet werden: durch geeignete Aufklärungspropaganda in Wort, Schrift, Film, durch Maßnahmen gegen das Kurpfuschertum, durch regelmäßige Fortbildungskurse für Ärzte und den dringenden Hinweis an die praktischen Ärzte jeden nur irgendwie tumorverdächtigen Kranken in spezialärztliche Behandlung zu überweisen. Solche spezialärztliche Behandlung kann nur in größeren Krankenanstalten durchgeführt werden, in denen erfahrene Spezialisten, erstklassige Röntgeneinrichtungen und genügende Radiummengen zur Verfügung stehen. Zentralkrebsinstitute, wie sie in Amerika bestehen, werden für Deutschland aus vielfachen Gründen abgelehnt. Ebenso werden Bittreibungen, wie sie etwa Wilhelm Teschendorf angeregt hat: die Strahlentherapie mit den ihr unterstellten Instituten als Behandlungszentren zu konstituieren, mit Recht besonders von gynäkologischer und chirurgischer Seite bekämpft. »Die gegebenen Mittelpunkte der Krebsbekämpfung«, sagt Bruno Dammann in der Medizinischen Welt vom 1. Juli 1931, »sind die Kliniken der deutschen Universitäten und die Krankenanstalten, die mit allen hierzu erforderlichen Einrichtungen ausgerüstet und mit Ärzten der verschiedenen in Betracht kommenden Disziplinen besetzt sind.« Neben solche Landeszentralen, führt Peter Elch in der Klinischen Wochenschrift vom 21. März 1931 aus, müßte über das Land respektive über die Provinz verstreut eine sachgemäße Dezentralisation von Behandlungsstellen durchgeführt werden, die neben der Eignung der Krankenanstalten auch besonders die Dichte der Bevölkerung und die geographischen Verhältnisse mit in Betracht zieht. Um eine Zerplitterung in der Versorgung der Krankenhäuser mit den notwendigen kostbaren Radiummengen zu vermeiden, gab der Reichsausschuß für Krebsbekämpfung in einer Sitzung von Sachverständigen am 25. Februar 1931 Richtlinien heraus, in denen die Notwendigkeit betont wird, »daß die radioaktiven Substanzen, wenn sie an verschiedenen Stellen nur in ganz geringen, zur rationellen Krebsbehandlung nicht ausreichenden Mengen vorhanden sind, gelammelt und geeigneten Stellen für Behandlungszwecke zugeführt werden«. Je nach der Größe und der Ein-

wohnerzahl des zu verfordgenden Bezirks sollen solche geeigneten Behandlungsstellen dann mit mindestens 200 bis 500 Milligramm radioaktiver Substanz ausgestattet werden. Die ganz besonders wichtige ununterbrochene Nachbehandlung und -beobachtung leidet heute außerordentlich unter der zeitlich begrenzten Fürsorge der Krankenkassen und der Öffentlichen Wohlfahrt. Hier könnte eine Instanz, wie sie in Berlin Anfang des Jahres 1931 in dem Abkommen über Geschwulstfürsorge vom Verband der Krankenkassen im Bezirk des Oberversicherungsamts Berlin und der Landesversicherungsanstalt Berlin mit dem Großberliner Ärztebund geschaffen wurde, helfend eingreifen.

In Frankreich wird der Krebsabwehrkampf systematisch und großzügig etwa seit dem Jahr 1920 betrieben. In der Deutschen Medizinischen Wochenschrift vom 14. November 1930 berichtete Helmut Haubold über die Gliederung des Systems. Den Unterbau bilden in ihm die Centres d'Epistage in den Hauptorten der Arrondissements. Sie sind die eigentlichen Beratungsstellen, in die die praktischen Ärzte ihre tumorkranken Patienten überweisen können; sie unterstützen Fachärzten, die in enger Fühlung mit den Souscentres Anticancéreux in den Hauptstädten der Departements arbeiten, und die Beratungsstelle und Krankenhaus mit einander verbinden. Landschaftlich und verwaltungsgemäß sind diese nun wiederum den Centres Anticancéreux in den Universitätsstädten unterstellt, deren es Ende 1930 13 gab, und die der Behandlung und Krankenpflege von Tumorkranken, dem Unterricht von Studierenden und Ärzten und der wissenschaftlichen Forschungsarbeit dienen. In Paris bestehen, außer dem Curieinstitut, 5 Kliniken mit größeren Behandlungsabteilungen. Das Centre Anticancéreux für die Vororte von Paris, das Institut du Cancer in Villejuif, ist gleichzeitig die oberste Verwaltungsinstanz für die Organisation des Abwehrkampfes in Frankreich überhaupt. Als Forschungsinstitut ist es dem Pathologischen Institut der Sorbonne angegliedert, es hat eine Chirurgische Abteilung von 200 Betten und einen Radiumbestand von etwa 2 Gramm. Daß in Frankreich durch eine großzügige Propaganda eine frühzeitige Erfassung der Krankheitsfälle angestrebt wird, und daß sich eine Nachbehandlungsfürsorge der einmal Erkrankten annimmt, darauf ist bereits früher in dieser Rundschau (1930 III Seite 1043) hingewiesen worden.

#### Totenliste

Am 21. Mai 1931 starb der ehemalige Professor der Physiologie an der Universität London *William Halliburton*, im Alter von 70 Jahren. Sein Handbuch der Chemischen Physiologie und Pathologie und ebenso sein Lehrbuch der Physiologie waren sehr verbreitet.

Am 13. Juni starb in Tokio, im Alter von 75 Jahren, *Schibalaburo Kitamoto*, einer der größten Bakteriologen nicht nur Japans sondern unserer Zeit überhaupt. Im Jahr 1885 wurde er zum Zweck bakteriologischer Studien von der japanischen Regierung nach Deutschland geschickt, wo er als Schüler Robert Kochs arbeitete. Er war der erste, dem die Reinkultur des Tetanusbazillus gelang. 1892 kehrte er wieder nach Japan zurück. Dort wurde er Leiter eines von Jukitschi Fukufawa gestifteten Laboratoriums, aus dem sich später das weltberühmte Institut für Infektionskrankheiten entwickelte. 1894, auf einer Forschungsreise nach Hongkong, entdeckte er den Pestbazillus, 1911 ging er nach der Mandchurei, um die Vorbeugungsmaßnahmen gegen Lungenpest zu studieren. Nach Differenzen mit der Regierung legte er 1914 die Leitung des Instituts für Infektionskrankheiten nieder. Er begründete das private Kitamotoinstitut, wurde aber bald an die Keio-Gijiku-Universität berufen, um dort die Medizinische Fakultät neu einzurichten, die dann zu einem wahren Mittelpunkt medizinischer Forschung und Lehrtätigkeit wurde.

Am 18. Juni starb, in seinem 74. Lebensjahr, der langjährige Direktor der Breslauer Medizinischen Universitätsklinik *Oskar Minkowski*, »einer von den ganz Großen im Reich der Wissenschaft, ein Forscher, dessen Namen die ganze Welt mit Ehrfurcht nennt«, wie Friedrich Ueber bei seinem 70. Geburtstag von ihm sagte. Seine größte Tat war die Entdeckung des experimentellen Pankreasdiabetes, die ihm schon im Jahr 1889 an der Naunynschen Klinik in Straßburg gelang, und die den Grund zur modernen Insulintherapie des Diabetes legte. Er arbeitete auf fast allen Gebieten seines Spezialfachs. Bekannt sind seine Arbeiten über die Azetonkörper und über die Gicht. Bernhard Naunyn sagt in seinen Erinnerungen von ihm: »Ihn fesselte das Problem. War ihm das nahegebracht, dann erfaßte er mit staunenswertem Scharfblick die entscheidenden Punkte und wußte ihnen gerecht zu werden. Vor der gewaltigen Intelligenz, die Minkowski zu all dem befähigte, streiche ich noch heute die Segel.«

Im Juli starb in Nizza *Célestin Soret*, der ehemalige Leiter der Radiologischen Abteilung in Le Havre, im Alter von 76 Jahren. Als einer der ersten hatte er die Röntgenstrahlen zu Heilzwecken angewandt. Durch die damals noch mangelhafte Technik zog er sich eine Schädigung zuerst des linken, dann auch des rechten Arms zu, so daß ihm beide Gliedmaßen amputiert werden mußten.

Am 17. Juli starb, in seinem 73. Lebensjahr, *Ignaz Zadek* in Berlin, wo er sich vor langen Jahren niedergelassen hatte, und wo er »bald der Abgott der Arbeiterchaft des Berliner Ostens war«, wie sein (nun auch toter) Freund *Mieczyslaw Epstein* in seinem Nachruf im Sozialistischen Arzt sagte. Schon frühzeitig, als es noch einen aufreibenden und fast aussichtslosen Kampf bedeutete, trat Zadek als Stadtverordneter, als Redner in medizinischwissenschaftlichen Vereinen wie auch sonst mit Energie und Herzenswärme dafür ein die sozialhygienische Lage der arbeitenden Klassen zu bessern und darauf hinzielende Forderungen durchzusetzen. Seinem jetzt so selbstverständlich anmutenden Wunsch nach Errichtung eines städtischen Gesundheitsamts wurde weder 1893 noch 1897 entsprochen. Er arbeitete an Weyls Handbuch der Hygiene und dessen Handbuch der Arbeiterkrankheiten mit, gründete eine Arbeitergesundheitsbibliothek, kämpfte an der Seite Alfred Blalchkos gegen die Geschlechtskrankheiten, betonte immer wieder in Wort und Schrift den Zusammenhang von sozialen Ursachen und Krankheitsentstehung und -verbreitung. Die von ihm und Gleichgesinnten gegründete Arbeiterfanitätskommission legte die Grundlage für die spätere Tätigkeit der Wohnungs- und Gewerbeinspektion. Über Zadek als Sozialpolitiker und Mitarbeiter der Sozialistischen Monatshefte wurde schon in der Rundschau Sozialpolitik, 1931 II Seite 1113, gesprochen. Der Name Ignaz Zadek wird von den Berliner Arbeitern nicht vergessen werden.

**Kurze Chronik** Den medizinischen *Nobelpreis* für das Jahr 1931 erhielt *Otto Warburg* für seine Entdeckung über Art und Wirkung des Atmungsferments; über seine wissenschaftliche Leistung siehe die Rundschau Biologie, 1931 II Seite 1131. ◊ Die Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene hat anlässlich des 70. Geburtstags ihres langjährigen Vorsitzenden *Arthur von Weinberg* eine *Arthur-von-Weinberg-Medaille* gestiftet. Sie soll Per-

sonen verliehen werden, die sich besondere Verdienste um die wissenschaftliche oder praktische *Gewerbehygiene* und um die Durchführung von Maßnahmen des gesundheitlichen Arbeitsschutzes erworben haben. ◊ Der Chirurgischen Abteilung des Berliner Zahnärztlichen Universitätsinstituts wurde vor einiger Zeit eine Klinische Station angegliedert, die unter der Leitung *Georg Axhausen*s eine Verbindung von *zahnärztlicher Chirurgie* und moderner Kieferchirurgie ertreibt. ◊ Die Deutsche Reichspost richtete bei der Küstenfunkstelle Elbe-Weser-Radio eine *funkärztliche Beratung* für Schiffe ein, auf denen kein Arzt mitfährt. Auf funkentelegraphische oder telephonische Anfragen in Cuxhaven unter der Adresse Funkarzt Elbe-Weser-Radio erteilen Ärzte des Hamburgischen Staatskrankenhauses in Cuxhaven auch an ausländische Schiffe die notwendigen Auskünfte.

**Literatur** In seinem Buch *Physiologie und Hygiene der Arbeit* /Leipzig, B. G. Teubner/ gibt *Franz Koellch* eine kurze kompensiöse Zusammenfassung seiner Wintervorlesungen an der Technischen Hochschule in München. Wie er in seinem Vorwort sagt, ist es die besondere Bestimmung des Buchs den Studierenden der Technik, Betriebsleitern und Unternehmern, aber auch Beamten der Gewerbeaufsicht und Berginspektion sowie deren Berufsgenossenschaften und Betriebsräten und außerdem auch Medizinern einen Einblick in die Probleme der modernen Arbeitsbiologie und einen Überblick über die wichtigsten Tatsachen der Arbeitshygiene zu geben. Es ist erstaunlich, was für eine Fülle des interessantesten Materials hier in kurz zusammengedrängtem Raum erörtert und dem Leser verständlich gemacht wird. Die spezifischen gewerblichen Schädlichkeiten werden besprochen: das Trauma, strahlende Energien, Schallreizeerschütterungen, Arbeitsklima, Luftdruck, Staub, Vergiftungen, parasitäre Schädlichkeiten; weiter auch sämtliche Vorbeugungs- und Schutzmaßnahmen dagegen, mit besonderer Berücksichtigung des gesetzlichen Arbeitsschutzes. Besonders interessant ist der Abschnitt über die Biologie der Arbeit, in der Koellch die Vorgänge, die sich im »Kraftwerk Mensch«, dieser »chemo-dynamischen Maschine« abspielen, vom physiologisch-chemischen und biologischen Standpunkt aus erklärt und zu dem Problem der Persönlichkeit, den technischen Bedingungen der Arbeit und der Umwelt in Beziehung setzt.

## KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

**Babel** Einer der Stärksten unter den Dichtern des Nachkriegsrußlands ist seit nun bald 15 Jahren Isaak Babel, dessen Gesammelte Erzählungen vom Malikverlag in Berlin zusammengetragen werden. Seine Novellen, im Handwerklichen an Tschchow geschult, verraten eine Fähigkeit der Wortgestaltung, eine Bildkraft und auch eine Courage im Erfassen des Wirklichen, die bewunderungswürdig sind. Was er erzählt, ist ganz russisch, und es ist das Rußland des Bürgerkriegs nach 1918, es ist das Rußland der innern Unruhe und der ökonomischen Armut. Das Menschenleben wird nicht gespart. Die Kriegsgeschichten klingen wie Heldenlieder auf bestialische Beriberker, und auch die zivilistischen Heldenlieder erzählen nichts als Hunger, Verkommenheit im Äußern, eine ungeheure Bescheidenheit in allem, was den Alltag des Menschen verschönt. Doch ringt ein geheimer Geist des Märchens in dem Dichter Babel, einem südrussischen Juden, der immer wieder selbst erltaunt ist, daß er sich nicht, trotz seinem heute tapfer geübten Dienst vor dem russischen Regiment, von dem Judentum seiner jungen Jahre losreißen kann. Das gibt eine brodelnde Mischung, wenn der Dichter sich entschließt in den Kriegsgeist, in diese ganze Bürgerkriegsphäre überzutreten. Babel liefert mit die interessantesten Dokumente, die notwendig sind, um das zu verstehen, was heute in Rußland vor sich geht. Der Zwiespalt dieser Geistigen: fanatisch an das Regiment glauben zu wollen, denn sie dienen müssen, und doch nicht daran glauben zu können, treibt sie von sich selber weg. Sie hängen daher mehr an dem Tier als an dem Menschen. Soldaten, die einstmals Bauern waren, die dann in den Weltkrieg geschleudert wurden und vom Weltkrieg in den Bürgerkrieg, und die gar nicht mehr heimlich werden können mit dem Acker, der stille Arbeit fordert, besitzen als einziges Eigentum das Pferd, das sie trägt, und sie können in Entzücken geraten, wenn dieser Kamerad gedeiht, in Raserei, wenn er ihnen geraubt werden soll. Doch es tobt in all diesen Erzählungen ein Dasein, bei dem man spürt: Hier ist noch nichts Seiendes, auch nicht einmal ein Werdendes. Alles drängt auf das hin, was noch kommen soll. Das Rußland der Zukunft wird ganz anders aussehen als das der Machthaber dieser Zeit.

**Sozialdichtung:** Der tschechische Dichter Franz Carl Weiskopf sucht das russische Literaturbei-

spiel als Inspiration. Der sehr schlichte, ja der fast gemeine, halbtierische Mensch, der große Intinkträger, dem es noch nicht gelingt sich zu schämen, soll geschildert werden. Das wird an der proletarischen Existenz exemplifiziert. Obgleich in dem Geschichtenband *Wer keine Wahl hat*, hat die Qual /Berlin, Malikverlag/ tschechische Menschen aufzutreten, Landsleute Weiskopfs, belastet er sie mit einer Psychologie, die eigentlich aus der russischen Betrachtungsart genommen ist. Nicht die Dumpfheit, die auch über diesen tschechischen Großstadtproletariern lagert, gibt die Atmosphäre, sondern die Energie, mit der der Schriftsteller die Ereignisse und Wesen beurteilt und einfärbt. Er läßt sich nicht von einer autochthonen Menschheit anregen, er trägt in sie mehr die russische Denkart hinein, wie er sie sich zur Lieblingsbeschäftigung machte. Man möchte solche Schriftsteller die peripherischen Psychologen nennen. Sie interessieren sich, obwohl sie sehr ernsthaft an ein fremdes Gemüt heranwollen, mehr für die Gelinnung der Geschöpfe, denen sie ihren Geist aufpfropfen. So entsteht immer, mögen sie als Deutsche deutsche, als Franzosen französische Menschen beschreiben, etwas Peripherisches.

Es drängt sich der Schriftsteller an das Wesen, dem er nahen will, heran, doch seine persönliche Voreingenommenheit ist stärker als die Ergiebigkeit der dichterischen Potenz. So steht es auch um den Novellenband *Anna Seghers' Auf dem Wege zur Amerikanischen Bottschaft* /Berlin, Gultav Kiepenheuer/. Sie ist Dichterin nur dann, wenn sie sich von dieser Subjektivität loslösen kann. Immerhin gewinnt die Strenge, die sie vor dem Sozialen entfaltet. Ganz gehört sie dem Volk, das proletarisch leben muß, und sie gerät sofort in ekstatische Abgeschlossenheit, wenn sie auf eine leichter lebende Gesellschaftsklasse trifft. Doch hält sie sich von der Wehleidigkeit fern, auch von jener Sentimentalität gegenüber der proletarischen Welt, die nicht aus einem großen Gefühl, nur aus einer literarischen Mode entstand.

Grade der Schriftsteller, den das Soziale bewegt, hat sich vor solcher kleinbürgerlichen Weichlichkeit, vor solcher flachsinnigen Pfaffenalltäglichkeit zu hüten. Der Franzose *Eugène Dabit*, der, wie hier bereits berichtet wurde, den Literaturpreis des Roman Populiste erhielt, entfernt sich in seinem Roman

Hotel du Nord, verdeutlicht von Bernhard Jolles /Dresden, Kaden & Co./, weit von jener Dutzendgefinnung und jenem Dutzendstil. Er lehnt sich an den toten Charles Louis Philippe und an den lebenden Henri Barbusse an, und er schreibt den Roman von den Kleinbürgerleuten, die in der Pariser Vorstadt ein Hotel für ganz kleine Leute einrichten und dann plötzlich von Haus und Brot durch das großartige Spekulantentum vertrieben werden.

Der Schriftsteller *L. Bourgeois*, dessen 12 *Récits prolétariens* unter dem Gesamttitel *Faubourgs* von den Editions Sociales Internationales in Paris gedruckt werden, ist sicher kein Literat. Ein Arbeiter schreibt, der tagsüber in der Werkstatt sein Brot verdient. Ein Skizzierer von kleinen Erlebnissen manifestiert sich. Er erfindet nicht, wenn er von dem Wahnfinnsanfall eines Arbeiters inmitten der dröhnenden Maschinen erzählt. Er könnte, da er das Lesen liebt, irgendeine Pointe aus seiner kleinen Geschichte herausquetschen. Daß er es nicht tut, geschieht nicht etwa, weil ihm die Geschicklichkeit fehlt, es geschieht aus einfacher Wahrheitsliebe. Dieses Trachten nach den ungefälschten Tönen bestimmt seinen menschlichen und literarischen Charakter.

Ganz schmucklos, ja mit betonter Trockenheit will der proletarische Schriftsteller *Klaus Neukrantz* erzählen. Sein Roman *Barrikaden am Wedding* erscheint in einer vom Internationalen Arbeiterverlag in Berlin herausgegebenen Serie *Der Rote 1-Mark-Roman*. Er ist ein Dokument. Die literarische Erziehung wird für nichts erachtet, allein die Gefinnung entscheidet. Das veranlaßte eine belorgte Regierung dem proletarischen Schriftsteller als einem gemeingefährlichen Aufrührer Schwierigkeiten zu bereiten. Nur Tatsache, Bericht von Ungerechtigkeit, von Überheblichkeit, von Verständnislosigkeit, von Wohnungsnot und Arbeitsnot. Empört und empörend, stets bereit zum äußersten Opfer, sogar zum Märtyrertum leben diese Diener der Arbeit.

Der Roman *Franz Jungs* *Haulierer* /Berlin, Der Bücherkreis/ gibt mit Gefühl und durchaus echter Milieukennntnis einen Auschnitt vom Dasein ganz niedriger und ewig benachteiligter Klassenkämpfer. Geschildert werden die Provisionsreisenden, die sich mit allerhand Kram durch die Städte und Dörfer durchschmuggeln und Bauernfängerei mit ihren Waren betreiben, obwohl das elende Handwerk ihnen zuwider ist, sie selber von ihrem Ausbeuter bis ins Mark gemartert werden.

Eine Gesellschaftsstudie nennt *Karl Schröder* seinen 2bändigen Roman *Familie Markert* /Berlin, Der Bücherkreis/. Die alltäglichen, durchaus echten Dinge, die er beschreibt, das Zusammenwachsen und das Auseinanderspringen der Berliner Proletarierfamilie, also das soziale Problem, das er bewältigen will, packt ihn eben als Problem. Wohl ist er hellfichtig für das Psychologische, wohl ist er hellhörig für das Dialektmäßige der Sprache, in der sich all dieses Innenleben äußert. Aber das Berechnen, das Studieren des Beobachteten, das Gliedern freut ihn mehr, und es gelingt ihm auch häufiger als das originelle Erzählen. Der Verstand drängt sich in seine Phantasie, und er verhüllt manchmal das Formelhafte seines Romans in einer Prosa voll von Überflüchtigkeit.

Reger Alle diese Experimentatoren, die aus dem Zentralen des Erlebnisses und der Volks- und Gefinnungszugehörigkeit die Welt fallen wollen, und auch die anderen, die nur peripherisch, das heißt mit geborgtem Wort- und Bilderschatz und mit angelernter Gefinnung schreiben, überragt Erik Reger, dem Carl Zuckmayer den Kleistpreis des Jahres 1931 gab. Regers Roman *Union der Festen Hand* /Berlin, Ernst Rowohlt/ ist ein ganz sicher und nicht mit gesuchten Mitteln gefügtes Werk, in dem sich die Weltanschauung mit dem Stil deckt. Der Schriftsteller hat die Geduld, um jede improvisatorische Reporterneigung zu überwinden, und er hat die Kraft, um Dinge zu bewältigen, die nicht nur stofflich reizen, die auch ganz organisch zu dem gehören, was er schildern und im tiefen Sinn ausfatten möchte. Geschildert wird die Entwicklung eines riesenhaften Fabrikationsbetriebs. Wenig verhüllt wird, daß es sich um die Geschichte der Kruppschen Anlagen handelt. Aber es fehlt in diesem Wirtschaftsorganismus, dessen Leben erzählt wird vom Krieg bis in die Nachzeiten der Revolution, nicht ein Mensch, nicht ein Lufttäubchen, nicht eine Maschinenschraube, nicht ein Laut, nicht ein Tier, nicht ein Möbelstück, das notwendig ist. Kurz, eine Gesamtheit wird präsentiert: aus ihrem Mittelpunkt, aus dem, was sie beweisen will oder unbeantwortet läßt, nicht aus den Stimmungen, mit denen der Dichter nur bis zur Peripherie der Dinge und Menschen gelangt. Reger verfügt, will man schulmeisterlich sprechen, über den starken epischen Sinn. Sein Sinn teilt sich dann in die 5 Sinne,

und nun zeigt es sich, daß er unmittelbar wiederzugeben vermag, was seine 5 Sinne und der 6., der gestaltende Überfinn, fassen. Ob er den sozial spielenden Kaiser im Weltkrieg beschreibt oder die Schranzen um ihn oder die klugen Karrieremacher innerhalb des geschäftigen Riefenbetriebs, ob er Meister der Werkstätten oder Laufjungen oder Portiers oder auch nur Kontorfeffel oder auch nur Listenführer schildert, ob er ein Arbeiterwarenhäuser beschreibt oder die Urahn des Industriellengeschlechts in ihrem altmodischen Putz, ob er die Mädchen und aufgeweckten Kinder des Fabrikherrn heranhüpfen läßt, ob er Aufsichtsratsmitglieder reden läßt und sie in irgendeinen pompösen Saal oder in einen Speisefalon oder in eine von Giftschwaden durchnebelte Werkstatthalle hineinstellt, es ist stets der nämliche epische Sinn, der ihn leitet. Er vergißt nichts, und er braucht nichts zu vergessen. Er kann breit schreiben, und er fesselt trotzdem. Schließlich fehlt auch nicht die Energie der Gelinnung. Gelinnungsheroen und Gelinnungslumpen werden geschildert; geschildert wird schließlich, wie die Union der Festen Hand sich bildet. Brüder dieser Union sind die Männer, die während des Kriegs Gott und die Welt besiegen wollten. Dann wurden sie leutseliger, dann wurden sie nachlichtiger, dann wurden sie arbeiterfreundlicher und hatten ohne Heuchelei ein Herz für den "Mann in der Werkstatt". Aber dieses Herz verkalkt, weil auch innerhalb der Arbeiterklasse die revolutionären Ideale nicht standhalten. Es wiederholt sich, was so oft Wirklichkeit war. Die "radikalsten" von der "Sowjet"färbung wurden die nationalsten. Sie gaben sich in die Hand der Brüder von der Festen Hand, als Feinde der Arbeiterklasse, sogar als Spitzel, und sie gehörten doch einstmals zu den Unterdrückten und schnaubten in Wut darüber. Reger ist kaum ironisch, nur sehr wesentlich, mehr sogar als sachlich. Und diese Kraft erlischt in dem umfangreichen Buch nirgends.

**Zeitausschnitt** Die so ernst ergriffenen Chronisten aus dem Kriegs- und Nachkriegselend, die Schilderer des Front- und Gefangenenerlebens geben heute vielfach nichts als ein (manchmal sehr interessierendes) persönliches Dokument, das gewöhnlich aber zu weit ins Detail geht. So schrieb *Victor Kaluza* die Erinnerungen des deutschen Soldaten 3717, der in französische Kriegsgefangenschaft geriet /Dresden,

Avalunverlag/. Natürlich fesselt dieser Tatsachenbericht an ganzen Stellen; bezeugt er doch Nöte, die die nächsten Volksgenossen betrafen.

Eine neue Erzählerin, deren Namen man sich wird merken müssen, ist *Grete Coellen*. Ihr Roman *Doktor Fofumow* /Frankfurt, Rütten & Loening/ erzählt von russischen Zuständen, und sie scheinen nicht nur mit der Phantasie sondern mit eigenem Erleben geschildert. Sie hat offenbar eine Welt entdeckt, die bisher in der deutschen Literatur nicht vorhanden war. Sie suchte nicht nach einem Stoff, wie so viele Schriftsteller, sie fand ihn und wuchs mit ihm zusammen.

Eine literarische Anfängerin, *Irmgard Keun*, schrieb den Roman *Gilgi*, eine von uns /Berlin, Univerlitas/. Er ist dokumentarisch zu werten. Das junge Mädchen wurzelt in der Bürgerlichkeit. Sie ist durch gute englirnjige Eltern gebunden, die etwas Mutterhaftes aus ihrem Eheprodukt formen möchten. Die Selbständigkeit ist nur zu erwerben, indem die Kleinodien der Spießbürgermoral weggeworfen werden. Und zurück bleibt nach solchen Prüfungen, Erschütterungen, Wandlungen, Untergängen und Aufstiegen, Erheiterungen und Niedergeschlagenheiten ein mutiges, armes Wesen. Man nennt es das Mädchen von heute. Nichts von der Großsprecherei einer "Generation", nichts von einer "Jugend", die sich belpiegelt, eher eine Bescheidenheit aus richtigem Tatsachensinn, der es nicht gestattet, daß die innere Wärme überquillt; man spürt sie gleichwohl, und man bleibt nicht gleichgültig bei diesem Buch.

**Totenliste** In der Heidelberger Universitätsklinik starb am 12. Juli 1931 *Friedrich Gundolf*, im Alter von 51 Jahren. Er hat der Literaturwissenschaft neue Wege erschlossen. Nachdem Erich Schmidt sie in der Zeit des poetischen Naturalismus bis zur hohen Stufe einer Naturwissenschaft erhoben hatte, nachdem in der Welt die biographische Betrachtung durch Taine zu einem Studium der Scharfsichtigkeit geworden war, verkümmerte die Methode der literaturhistorischen Forschung ein wenig. Die Methode der Klarheit entartete zu Pedanterie und Schulmeisterei. Gundolf drang zur Universalität des geistigen, besonders des künstlerisch schöpferischen Menschen vor. Er tat das im Sinn seines großen Lehrers und Freundes Stefan George. Er schilderte die Befruchtung Deutschlands durch den Shakespeareischen Geist wie die Entwicklung



einer esoterischen Geistergemeinde. Wenn er die Biographie Goethes schrieb, wenn er über die Romantiker handelte, wenn er das Genie Caesars zu packen ver suchte, so interessierte ihn eigentlich gar nicht das Individuelle, sondern nur, wenn man will, die platonische Idee Goethe oder Julius Caesar. (Das gilt auch namentlich für die Bemerkungen über Napoléon in seinem Goethebuch; grade ihm mußte eine Ahnung von der in jedem Betracht unvergleichlichen Größe des Napoléonischen Wesens aufgegangen sein.) Und für nichts anderes auch wollte er seine Leser interessieren und die zahl reichen Schüler, die dieser ungewöhnliche Geist als Univeritätslehrer anzog. Sein Verdienst die alzu hausbackene Litera turbetrachtung abgeschafft zu haben ist groß. Nun muß sie freilich ausgeweitet werden: durch die Erfassung des sozialen Moments auch im Kunstschaffen.

Am 20. August erlag *Josef Melnik* in Berlin, im Alter von 48 Jahren, einem Herzleiden. Als Freund Herman Bangs und Georg Brandes' unterhielt er enge Beziehungen zur nordischen und auch zur russischen Literatur, und er machte sich durch die Vermittlung zwischen diesen und der deutschen sehr verdient.

Am 27. August starb in Nizza *Frank Harris*, 75 Jahre alt. Er war Englands lebhaftester Memoiren schreiber, ein Essayist, der die Konvention sprengte und sich nicht scheute den von einem präden Großbritannien verfeimten Oscar Wilde unter seine geistige Protektion zu nehmen. Der Internationalist Frank Harris kam durch die ganze Welt, und das Beste, was er an Literatur hinterließ, wird durch seine Memoirenbücher aufbewahrt. Man erstaunte, daß dieser Engländer ein so unerschrockener Erotiker war. Aus seinem Nachlaß wurde sein letztes Werk *An uncensored Biography of Bernard Shaw* soeben bei Gollancz in London veröffentlicht. Dieses Buch erzählt von einem Shaw, der bis in seine Küchen-, Portemonnaie- und Ehegeheimnisse entlarvt wird. Eine Zeitlang iträubte sich Shaw dagegen sich von Harris so energisch entblößen zu lassen. Dann aber muß ihn wohl selber dieser rabiate Meister der Indiskretion amüsiert haben, und er lieferte das meiste und interessanteste Material, das Harris ausbreiten konnte.

**Kurze Chronik** Der Dichterpreis der Schweiz, der Gottfried-Keller-Preis, wurde *Hans Carolla* für 1931 zugesprochen. Dieser Preis besteht seit 1927 und wird alle 2 Jahre verliehen; als erster erhielt ihn der Westschweizer

Charles Ferdinand Ramuz, 1929 Josef Nadler, der Königsberger Literaturhistoriker. Vor 3 Jahren wurde Carolla auch mit dem Münchener Dichterpreis ausgezeichnet. ◊ Der Prix Goncourt fiel im Jahr 1931 an den 33jährigen Schriftsteller *Jean Fayard* für seinen Roman *Mal d'amour*. ◊ Der Vorsitzende des Polnischen Journalistenverbands, der Literaturkritiker *Zdzislaw Dembicki*, erhielt den etwa 7000 Mark betragenden Literaturpreis der Stadt Warschau für 1931. ◊ In Zürich wurde eine *Gottfried-Keller-Gesellschaft* gegründet. Sie hat sich zur Aufgabe gesetzt die kritische Gesamtausgabe der Werke Kellers zu rechtfertigen, jährlich jedem ihrer Mitglieder einen Band als Geschenk zu überweisen, Kellers Arbeitszimmer im Haus zu Thaleck in Hottingen wiederherzustellen, das Kellerarchiv und die Kellerausstellung zu fördern. ◊ In Münster wird ein *Drottemuseum* eingerichtet, das Handschriften und Werke der Dichterin, ihre Stein- und Pflanzenammlung, ihr Spinett und andere Erinnerungstücker enthalten soll. ◊ An der Sorbonne wurde der 1. Lehrstuhl für moderne französische Literatur errichtet. Dieses Ordinariat wurde dem als Pascalkommentator sowie als moderner Literaturhistoriker bekannten Gelehrten *Fortunat Strowski*, einem Mitglied der Französischen Akademie, übertragen.

**Literatur** Was Gelehrten schrifttellerei sein kann, beweist die Geschichte der chinesischen Literatur, die von dem (nun leider toten) *Richard Wilhelm* stammt. Sie erschien als Einzelband in der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaeon in Potsdam. Man weiß, wie souverän Wilhelm die nur wenigen zugängliche Materie der chinesischen Literatur- und Kulturgeschichte beherrschte. Er unterrichtet, ohne daß er die Aufmerksamkeit durch Pedanterie überbürdet. Dabei ist er stets bemüht den Querschnitt derartig anzulegen, daß die leitende Idee des ganzen literarischen Werdens nicht verloren geht. So lesen wir die chinesische Literaturgeschichte von den Anfängen über Konfuzius und sogar hinein bis in unsere Tage, da auch im Fernen Osten die moderne Literatur das Weltanschauliche mit dem Poetischen mischt. Was einstmals rein asiatisch war, wird nun europäisiert. Doch es bleibt noch genug des Seltsamen, das nur begriffen werden kann, wenn ein Mentor von dem außerordentlichen Gelehrtenfleiß und dem beinahe ebenso starken schriftstellerischen Temperament *Richard Wilhelms* die Führung übernimmt.

Bühnenkunst / Ignaz Jezower

**Schnitzler** In 3 Berliner Theatern spielt man Stücke des jüngst verstorbenen Dichters Arthur

Schnitzler; im Deutschen Künstlertheater Professor Bernhardi, in der Volksbühne den Grünen Kakadu und im Staatlichen Schauspielhaus Liebelei. Mit den Aufführungen war eine Ehrung der dramatischen Produktion Schnitzlers beabsichtigt. Aus dem Spielplan der deutschen Bühnen sind die vor dem Krieg oft aufgeführten Schnitzlerischen Stücke in den letzten Jahren verschwunden. Der Krieg riß Anatol aus seinen zarten Stimmungen und verliebten Spielen jäh heraus, er mußte ins Feld, er ertrug im Unterstand die Plagen des Hungers und des Ungeziefers und starb schließlich an einer Wunde im Lazarett, sein Freund Max kehrte aus der Kriegsgefangenschaft radikal-sozial rätsonnierend zurück, die süßen Mädels begannen jetzt ganz kurze Röcke zu tragen und wirkten auf die Männer enterotifizierend; die Nachkriegsgeneration hatte für Schnitzlersche Figuren und ihre Probleme geringes Interesse. Und Theaterdirektoren vergessen leicht einen Autor, wenn die Kassenrapporte über seine Stücke ungünstig lauten. Man kann die Frage, ob die von Schnitzler in seinen Theaterstücken dargestellten Zustände der heutigen Wirklichkeit entsprechen, je nach der Auffassung, die man von der Gegenwart hat, verschieden beantworten; legt man jedoch bei der Beurteilung dramatischer Werke als Maßstab die Goethesche Definition an, ob die Zustände »durch den Geist dergestalt lebendig sind, daß sie als gegenwärtig für jedermann gelten können«, dann muß man die dramatische Kunst Arthur Schnitzlers auch heute bejahen.

Die Verlebendigung durch den Geist macht die von Schnitzler geschilderten Seelenverfallungen jedermann gegenwärtig und wahrhaftig, und wenn in der *Liebelei* Christine, die wie Louise in *Kabale und Liebe* die einzige Tochter eines armen Musikanten ist und wie diese sich in einen jungen Mann aus einer andern Gesellschaftsphäre verliebt hat, ihre Seelenverfallung in den Tod treibt, so verliert durch eine statische Feststellung, daß heutzutage Selbstmorde aus Liebe gar nicht oder selten vorkommen, die Tatsache ihres Zugrundegehens am Gefühl nichts von dem Wahrheitsgehalt. Lucie Mannheim hatte für Christine, von der die Liebe ganz Besitz genommen hat, die Töne, die das Herz diktiert, und den Ausdruck der Verzückung in

der Hingabe, sie machte es glaubhaft, daß Christine, die von dem Tod des Geliebten erfährt, »für keinen Dienst der Erde« mehr taugt. Die Inszenierung Jürgen Fehlings, der auch im Programmheft über die Liebelei klug schrieb, gab der zarten Innigkeit und der tiefen Schwermut des Stücks die Fülle des Klangs.

Auch die Aufführung von *Professor Bernhardi* in der Inszenierung Victor Barrowskys kann man als eine würdige Gedenkfeier für Arthur Schnitzler bezeichnen. Fritz Kortner formte den Professor zu einer Figur, deren Realität durch jedes Wort und jede Gebärde bestätigt wurde: eine bewunderungswürdige Leistung.

Den *Grünen Kakadu*, in dem Wirklichkeit in Spiel, Spiel in Wirklichkeit übergeht, verpatzte die Regie Günther Starks.

**Volksstück** Dem Volksstück *Das Vierte Gebot* von Ludwig Anzengruber wurde im Dezember 1877 von der Wiener Polizeienfur, die an dem Titel und der Tendenz des Stücks Anstoß nahm, die Aufführungsbewilligung verweigert, erst nach Änderungen, die die Streichung des Titels und aller auf das Vierte Gebot sich beziehenden Stellen betrafen, konnte das Stück zur öffentlichen Vorführung gelangen. Sein neuer Titel lautete Ein Volksstück, Lebensbild in 4 Akten, der Autor wählte die Gattungsbezeichnung des Werks als Haupttitel und betonte somit, daß dem in seinem Stück behandelten Thema des üblen Beispiels der Eltern eine generelle Bedeutung zukomme. Denn das Merkmal eines Volksstücks macht das Typische und nicht das Singuläre aus, man kann an einer Vereinzelnung, an einer Besonderheit eine allgemeingültige These nicht demonstrieren. Ein Volksstück ist ein Lehrstück, durch die Anpassung an eine dem Zuschauer vertraute Wirklichkeit erhalten die Bühnenvorgänge eine Lebenswahrheit, die den Zuschauer packt und rührt, weder die Figuren noch das Geschehen, in das sie verwickelt sind, wirken befremdend, ähnliche Gestalten, wenn auch nicht immer in so festen Umrissen, ähnliche Zustände, wenn auch nicht immer von so bestimmtem Charakter, kennt der Zuschauer aus dem Alltag, aber das Leben ist nicht so überzeugend wie das Stück, dessen Autor einem in die Seele hineinredet, als ob er wüßte, »was einer sich z'tiefst hinein denkt«. Im Vierten Gebot wird durch das autoritäre Elternpaar Hutterer die einzige Tochter, die zur Heirat mit einem ungeliebten Mann gezwungen wird, ins Unglück gestürzt, werden durch das liederliche Elternpaar:

Schalanter die Kinder, die von früh an falsch behandelt wurden, auf die Bahn des Lasters und des Verbrechens gestoßen; »Du weißt nit«, erklärt am Schluß des Stücks der junge Schalanter, dem die Eltern zum Verhängnis geworden sind, seinem Jugendfreund, der Priester ist, »daß 's für manche 's größte Unglück is von ihre Eltern erzogen zu werd'n. Wenn du in der Schul den Kindern lernst: »Ehret Vater und Mutter!«, so sag's auch von der Kanzel den Eltern, daß s' darnach sein sollen.« Für diese Formel, deren Wert ungeschmälert bleibt, solange Eltern für die Charakterbildung ihrer Kinder die Verantwortung tragen, gibt es kein besseres Forum als das einer Volksbühne, ihrem aufnahmefähigen Publikum, das aus dem Theater Eindrücke für das Leben mitnehmen will, bringt die in diesem Stück geübte Kritik an der elterlichen Unzulänglichkeit eine neue Auffassung elterlicher Verpflichtung bei. Auf ein so geartetes Publikum, von dem nach der ersten Berliner Aufführung des Stücks, die 1890 in einer Vormittagsvorstellung der Freien Bühne einige Wochen nach dem Tod des Dichters stattfand, Paul Schlenther schrieb: »Wir haben nie ein erschütterteres gesehen«, übt dieses dramatische Werk, wie seine jetzige Neuestudierung in der Berliner Volksbühne wieder zeigte, immer noch eine überwältigende Wirkung aus. Wir haben aber auch in der für die Massen bestimmten dramatischen Literatur keine gewaltigere Szene als die Schlussszene im Vierten Gebot, in der der zum Tod verurteilte Martin Schalanter sich in der Gefängniszelle von seiner Großmutter verabschiedet, durch ihren Zupruch sich für seinen letzten Gang stärken will, und als die alte Frau vom Leid gepackt zusammenbricht, für sie Worte des Trostes noch hat. Das Lob für die Darsteller dieser Szene, Hanli Niese und Karl Meixner, und für die Mitspieler im Vierten Gebot (Rudolf Forster als der alte Schalanter, Gisela Werbezirk als Barbara, Hilde Körber als Josepha) sprechen wir durch den Wunsch aus sie in der Berliner Volksbühne in anderen Volksstücken Anzengrübners und in dem in Berlin lange nicht gelpielten dramatischen Sittenbild Tolstoj's Die Macht der Finsternis zu sehen; und auch bei den Stücken müßte Karl Heinz Martin die Regie führen.

**Zeittheater** Der literarische Preis, der als Kleistpreis vergeben wird, fiel in diesem Jahr Ödön Horváth zu. Wir kennen seinen Roman Der ewige Spießler, wir wissen,

daß seine Komödie Italienische Nacht in der vorigen Saison mit Erfolg in Berlin bei Aufricht gelpielt wurde, wir haben jetzt sein neues Stück *Gelchichten aus dem Wiener Wald* im Deutschen Theater in Berlin gesehen. Horvaths Prosa im Roman hat mit der Kleist'schen Prosa, die eine Titanenhand schrieb, und die von einer kristallinen Reinheit ist, nichts zu tun, Horvaths Bühnenstücke müßten nicht wie einft die dramatischen Schöpfungen Kleists »auf ein Theater warten, welches da kommen soll«, Horvath ist kein Hüter der Form und des Sprachguts, seine Vorliebe für ein sehr derbes Wort, das der junge Goethe in seiner kraftgenialischen Periode gebrauchte, und das in der 1. Szene des Trauerpiels Otio von Friedrich Maximilian Klinger 2mal vorkommt, ist keine Empfehlung für den Kleistpreis. Nach dieser Einschränkung haben wir die Möglichkeit anzuerkennen, daß Horvath die Exiltanz einfacher Menschen gut sieht, ihre Denkweise und ihre Gefühlsäußerungen nicht verfälscht und das Typische ihres Wesens aus den kleinbürgerlichen Situationen ihres Lebens herausholt. Genrebilder gelingen ihm am besten, die Szene in dem Roman, in der das arbeitslose Bureaufräulein, bis zur Prostitution herabgefunken, das Angebot einer soliden Arbeitsmöglichkeit als Frozelei empfindet und zu weinen anfängt, die Szene in der Italienischen Nacht, in der die verschüchterte, von ihrem Gatten unterdrückte Frau für diesen, als er beschimpft wird, eintritt und selbst tüchtig zu schimpfen anfängt, die Szene in den Gelchichten aus dem Wiener Wald, in der der Mann, der das uneheliche Kind seiner Tochter zu sich holen will, erfährt, daß es gestorben sei, und um seinen Großvatertraum betrogen mit der mitgebrachten Kinderklapper in der Hand da steht, zeigen ihn als feinen Beobachter und Kenner des menschlichen Herzens. Die guten Kräfte des Deutschen Theaters (an der Spitze Frida Richard, Lucie Höllich, Carola Neher, Hans Moser und Peter Lorre) erspielten unter der Leitung Heinz Hilperts dem neuen Stück Horvaths den Erfolg. Verbiertet auch der Raum auf Einzelheiten des Spiels einzugehen, so sei doch Frida Richard für die Art, wie sie die Rolle der Großmutter durchführte, höchste Bewunderung zuteil.

**Opernmoderne** Der von Bert Brecht bekämpfte Apparat des Theaters machte sich auf seine Weise die Oper *Auftieg und Fall der Stadt Mahagonny* zu eigen und brachte sie heraus, ohne sich um die von Brecht.

in seinen Anmerkungen zur Oper formulierten kunsttheoretischen Anschauungen zu kümmern, mit den von Brecht verabscheuten Mitteln der dramatischen Form des Theaters, die den Zuschauer »in etwas hineinverletzt« und ihm Gefühle und ein Erlebnis ermöglicht. So kam unter der Direktion Ernst Josef Aufrichts in Berlin, im Kurfürstendammtheater, eine Aufführung zustande, die zu den interessantesten in dieser Spielzeit gehört; die widerpenfentlichen Elemente des Werks wurden zu einer Einheit verschmolzen, und eine Wirklichkeit trat in die Erscheinung, die jene Schönheit hatte, von der man mit Hebbel sagen konnte, daß sie »die Dissonanz in sich aufnahm«. Durch die Art, wie die akustische Interpretierung durch die optische ergänzt wurde, erzielte man in den einzelnen Szenen eine starke Wirkung; besonders erfindungsreich zeigte sich die Regie Caspar Nelers in den Szenen, in denen die Männer der Stadt Mahagonny warten, daß »alles Gift der Tier- und Menschenläste sie reize zu vergänglichem Geschäfte«. Den überaus geschickten Text Bert Brechts, der eine Mischung von Sentimentalität und Provokation ist, alle Fragen unserer Gesellschaft aufreizend aufwirft, aber keine beantwortet, die bedeutende Musik Kurt Weills, eine Mischung von Opera seria und Gebrauchsmusik, die den Hörer im Innern packt und die im Text fehlende Antwort ahnen läßt, Sprachen und Lieder Lotte Lenja, Trude Hesterberg, Albert Peters, Maris Wetra, Silvio Carli und die anderen ganz ausgezeichnet. Besonders gedacht muß aber Harald Paulsens werden. Er gab den einfachen Holzfäller Johann Ackermann, der »die Gesetze der menschlichen Glückseligkeit« entdeckte, mit einer zurückhaltenden Tiefe des Gefühls, die erschütterte. Es war erlichtlich, daß er die von ihm entdeckten Gesetze des Egozentrismus und Asozialismus selber nicht anzuwenden vermochte, da ihm der andere immer näher stand als er sich selbst. Die Zartheit schon in der ersten kleinen Aussprache mit Jenny, deren Art er liebt (nicht die übliche Illusion mit nachfolgender Enttäuschung), und die er so liebt wie sie ist; es gibt kein Urteil. Was aber am stärksten ergriff, war die Minute, in der er sich über seinen eben totgeschlagenen Freund beugt und mit halber Stimme ruft: »Halloh, Joels, und nichts weiter. Paulsen hat sich hier als ein Darsteller des wahren Menschen erwiesen. Es wäre ein ganz großer Gewinn für die deutsche Opernbühne, wenn er sich ihr dauernd zuwenden wollte.

Mit einer sehr »kulinarischen« Oper greift Brecht, der schon von Marx zu kommen glaubt und noch von Bakunin stammt, denn die Luft der Zerstörung ist seine schöpferische Luft, die Gesellschaft an. Aber was man gegen ihn auch vorbringen mag, er ist in Deutschland unter den Suchern des Wegs, auf dem auch durch die Kunst sich die von Marx in der 11. These über Ludwig Feuerbach geforderte Veränderung der Welt vollziehen soll, der charaktervollste.

Jubiläen Am 4. August 1931 wurde *Helene Richter* 70 Jahre alt.

Sie hat sich seit langem in Wien der Theaterkritik gewidmet und durch Arbeiten über englische Literaturgeschichte einen Namen gemacht. Von der Philologischen Fakultät in Heidelberg wurde ihr die Würde eines Ehrendoktors verliehen.

Am 4. November wurde *Franz Schöfeld* 80 Jahre alt. Dieser Schauspieler war ein richtiger eleganter "Bonvivant", wie man eine bestimmte Rollengruppe im 19. Jahrhundert nannte, aber von einer wohlthuenden Delikatesse, die die bloße Unterhaltung in eine Zone einfacher Menschlichkeit rückte. Er hat fast ein halbes Jahrhundert hindurch in Berlin, auch als Regisseur, gewirkt.

Am 19. Dezember wurde *Ferdinand Bonn* 70 Jahre alt. Er hat alles gespielt, Dichtung und Kolportage; vom Hamlet bis zum Sherlock Holmes, und jetzt will er aufs neue den Hamlet geben. Seine einfallsreichste Periode hatte er, als er einige Jahre hindurch das Berliner Theater so amüfiant leitete.

Bei der Feier zur 60. Wiederkehr des Tags der Gründung der *Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger* hielt Gerhart Hauptmann die Festrede. Er sprach von der Million des Schauspielers und von dem weltbejahenden Sinn der Bühne. »Wehe dem Lande,« führte er aus, »das nur seine nackte Interessenmühle makaber klappern hört und sich von den göttlichen Spielen der Kunst abwendet! Es wird der Hörige seiner selbst, sozusagen sein eigener freudloser Sklave.« Er forderte, daß Staat und Kommunen alle nur möglichen Unterstützungen dem Theater zuteil werden lassen, denn das Verlangen der Hilfe würde die Verschwendung höchster Kulturgüter bedeuten.

Das 100jährige Jubiläum des *Meininger Landestheaters* wurde durch eine Aufführung von Aischylos' *Sieben gegen Theben*, in der Bearbeitung Max Mells, gefeiert. Max Grube, ein alter "Meininger", wirkte bei der Vorstellung mit.

**Totenliste** Anfang August 1931 starb in Prag *Maria Hübnerova*, die berühmte tschechische Tragödin, im Alter von 65 Jahren. Sie hatte, als erste überhaupt, den Tschechoslowakischen Staatspreis für schauspielereische Leistungen erhalten.

Der Schriftsteller und Dramaturg *Arthur Sakheim* starb am 23. August auf der Durchreise in Berlin, in seinem 43. Lebensjahr. Als Autor, Übersetzer, Dramaturg und Regisseur widmete er seine Kräfte dem Theater. Er hat einige Dramen (*Der Zaddik*, *Pilger und Spieler*, *Haßberg* oder *Die neuen Karamasows*, *Krise im Gottesländchen*) verfaßt, Lustspiele von Goldini, Molière, Musset und Lermontow übersetzt und Heinrich Leopold Wagners Trauerspiel aus der Sturm- und Drang-Zeit *Die Kindermörderin* für die Bühne bearbeitet. Er behandelte in einer Reihe von Aufsätzen Probleme der Schauspielkunst, gab auch in dem Buch *Masken Charakteristiken hamburgischer Schauspieler* und befaßte sich in dieser Schrift auch mit der Frage, wie sich das Verhältnis des Schauspielers zu der von ihm zu gestaltenden Dichtung vollziehen solle. Er war viele Jahre hindurch an den Hamburger Kammerspielen, dann am Frankfurter Schauspielhaus als Dramaturg und Regisseur tätig.

Anfang September starb in Frankfurt *Arthur Bauer*, der 32 Jahre dort am Schauspielhaus gewirkt hatte, im Alter von 73 Jahren. Ihm wurde seinerzeit bei der deutschen Erstaufführung des John Gabriel Borkman auf Wunsch Ibsens der Borkman anvertraut.

Die zu ihrer Zeit sehr berühmte Schauspielerin *Franziska Ellmenreich* starb Mitte Oktober in Hersching in Bayern, im Alter von 84 Jahren. Sie wurde als Darstellerin klassischer Rollen, aber auch Ibsenscher Frauengestalten, in Berlin, Hamburg und auch in Amerika gefeiert.

**Kurze Chronik** Seit Jahren werden die Bühnenwerke *Frank Wedekinds* auf den deutschen Theatern kaum mehr gespielt. Gegen dieses Unrecht wendet sich ein von Gerhart Hauptmann, Leopold Jessner, Max Liebermann, Heinrich Mann, Richard Strauß und anderen unterschriebener Aufruf. ◊ Auf 3 polnischen Bühnen werden jetzt deutsche Werke aufgeführt. In dem von Szyfman geleiteten Teatr Polski wurde Ferdinand Bruckners *Elisabeth Königin von England*, in der Übersetzung von Marjan Szykowski, im Teatr Melodram die *Affäre Dreyfus* von Hans José Rehfisch und Wilhelm Herzog, in der

Übersetzung von Jacek Frühling, im Atheneum Büchners *Dantons Tod*, in der Übersetzung von Leo Belmont, gegeben.

◊ Die Bestände der *Gesellschaft für Theatergeschichte* in Berlin wurden durch Briefe von Joseph Kainz und Friedrich Haase sowie durch Bücher aus dem Nachlaß Ferdinand Gregoris bereichert. Berthold Held setzte die Gesellschaft für Erben seiner Tagebücher ein. ◊ Nach dem Rücktritt des Burgtheaterdirektors Anton Wildgans wurde *Hermann Röbbeling*, bisher Leiter des Deutschen Schauspielhauses und des Thaliatheaters in Hamburg, auf diesen Posten berufen. Er übernahm sein neues Amt am 1. Januar.

**Literatur** Einen interessanten Beitrag zur Geschichte des Theaters in den letzten 3 Jahrzehnten bietet das Buch *Hans Gregors Die Welt der Oper — Die Oper der Welt* /Berlin, Ed. Bote & G. Bock/. Als Direktor des Stadttheaters in Elberfeld, der Komischen Oper in Berlin und der Hofoper in Wien hatte Gregor reichlich Gelegenheit Theatererfahrungen zu sammeln; sie liefern zur Soziologie der Bühne, für die Beurteilung der Technik der Regie, für die Psychologie des Schauspielers und des Sängers wertvolles Material. Die Beispiele über das falsche System der amerikanischen Theater, die, da sie kein ständiges Ensemble besitzen, ihr Repertoire und ihren Darstellungsstil trotz dem größten Geldaufwand und den berühmten Namen auf der Höhe der europäischen Bühnen nicht halten können, die Berichte über die Bayreuther Festspiele einst und jetzt, über die Kunstpolitik, die das Haus Wahnfried trieb und fortsetzt, die Erörterung der künstlerischen und technischen Fragen des Bühnenbetriebs: Proben, Szenenbilder, Zuschauerraum; die Aufzeigung durch die Analyse einer Opernszene, worin die Aufgabe eines Inszenierungsleiters besteht; all dies ist sehr aufschlußreich. Und da Gregor unterhaltend belehrt, oft in Form der Anekdote berichtet, so wird die Lesbarkeit seinem Buch viele Freunde gewinnen. ◊ Als 37. Band der von Emil Schaeffer herausgegebenen *Schaubücher* /Zürich, Orell Füßli/ erschien ein Büchlein, das *Richard Wagner und Bayreuth* genannt ist. In 84 Bildern ziehen Wagner und seine Angehörigen, prominente Wagnerdirigenten, berühmte Wagnerlänger und -längerinnen und die wichtigsten Wagnerstätten an uns vorbei. In der dem Bändchen vorangeschickten Einleitung schildert Oscar Bie den Gedanken, die Tat und die Million Bayreuths.

## KULTUR

Werkgestaltung / Ludwig Hilberseimer

**Flachbau** Der reine Flachbau im erdgeschlossigen treppenlosen Haus, eine Wohnform, die es zu allen Zeiten gab, ist durch die Stadtentwicklung der letzten Jahrzehnte beiseite gedrängt worden. Man hielt ihn dem Etagenbau gegenüber für zu teuer, in den Bau- wie in den Straßenkosten, und ging von der Voraussetzung aus, daß durch die Flachsiedlung der Stadtraum außerordentlich vergrößert würde. Als der Bearbeiter dieser Rundschau vor einigen Jahren für eine Berliner Siedlungsgenossenschaft einen Bebauungsvorschlag für eine Flachsiedlung machte, wurde dieser nicht nur aus den oben angeführten Gründen abgelehnt sondern auch deshalb, weil man die Wohnweise im Flachbau gegenüber der Stockwerkswohnung oder dem üblichen mehrgeschossigen Kleinhaus für zu primitiv hielt. Dieser Einwand ist nicht stichhaltig. Die Flachbauwohnung vereinigt die Vorteile der Etagenwohnung mit denen des üblichen Einfamilienhauses. Der Wirtschaftsbetrieb wird durch Fortfall des lästigen Treppensteigens erheblich vereinfacht und beansprucht nicht mehr Zeit und Kraft als in einer Etagenwohnung; auch werden alle Wohn- und Schlafräume unmittelbar mit dem Gartenraum in Zusammenhang gebracht. Für die geplanten Stadtrand-siedlungen (auf deren Durchführbarkeit hier nicht eingegangen werden soll) wird der Flachbau gerade seiner Billigkeit wegen vorgeschlagen; immerhin ein Zeichen, daß die Forderungen derjenigen, die sich mit dem Problem des Flachbaus seit geraumer Zeit beschäftigen, jetzt Anklang finden. Als die Reichsforschungsgesellschaft für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen das vom Reichsarbeitsministerium aufgestellte zusätzliche Wohnungsbauprogramm für das Jahr 1930 von einer Reihe besonders ausgewählter Architekten bearbeiten ließ, wurde neben den Wohnformen im 2-, 3- und 4geschossigen Wohnhaus zum erstenmal die Wohnung im treppenlosen Haus offiziell in die Untersuchung einbezogen; siehe ihre Publikation *Die billige gute Wohnung: Grundrisse zum zusätzlichen Wohnungsbauprogramm des Reiches* / Berlin, Verlag Die Baugilde/.

Die vor allem entscheidenden wirtschaftlichen Einwände gegen den Flachbau wurden durch die Untersuchungen Georg Fests (*Das treppenlose Haus*, im Städtebau 1928), durch Hugo Härings und Ludwig Hilberseimers Bearbeitung des Problems

für die Reichsforschungsgesellschaft, die demnächst als Publikation der Stiftung zur Förderung von Bauforschungen erscheinen wird, und durch Franz Ludwig Kurowski (*Das Planohaus*, in der Sozialen Bauwirtschaft 1931) widerlegt. Neuerdings wies auch Erich Heinicke in einem Buch *Die Flachbauwohnung für das Existenzminimum* / Berlin, Bauweltverlag/ nach, daß ausreichende Wohnungen »in dem natürlicheren Flachbau, auch für das Existenzminimum, sogar bei niedrigerer Dauerbelastung als in den Kleinstwohnungen der Mietskasernen möglich sind«. Besonders eingehend beschäftigt sich Heinicke mit der Frage der Anschlußkosten, wobei er seine Untersuchungen bis zum 10geschossigen Haus ausdehnt. Er kommt dabei zu für den Flachbau durchaus günstigen Ergebnissen. Zwar stellt er fest, daß die reinen Anschlußkosten für den Flachbau teurer sind als für den Hochbau, was aber durch die Ersparnisse an Baukosten wieder ausgeglichen wird. Berechtigte Kritik übt Heinicke auch an den baupolizeilichen Vorschriften, die die Ausnutzung des Geländes je nach der Geschosshöhe festlegen und dabei für Flachbauzonen eine geringere Bodennutzung vorschreiben als für die 5-, 6- und 7geschossige Bauweise, so daß der Wohnungsbau im Flachbau durch allzu große Lockerung verteuert wird. Mehr umstritten ist immer noch die Frage der Beanspruchung des Stadtraums durch Flachbausiedlungen und damit zusammenhängend die Rentabilität ihrer für den Anschluß an den Stadtkern erforderlichen Verkehrsmittel. Diese Frage hat auch der Bearbeiter dieser Rundschau untersucht (Flachbau und Stadtraum, im Zentralblatt der Bauverwaltung 1930), und er kam zu dem Ergebnis, daß auch unter Zugrundelegung der heutigen Bebauungsdichtigkeit, die für Berlin im Durchschnitt 300 pro Hektar, in den überbevölkerten Vierteln 383 pro Hektar beträgt, die Bevölkerung Berlins theoretisch auch im Flachbau auf dem gleichen Raum, den sie jetzt einnimmt, untergebracht werden kann, jedoch, im Gegensatz zu heute, allen sozialhygienischen Anforderungen entsprechend. Damit wäre auch die Rentabilität der Verkehrsmittel gewährleistet. Bei der Gleichwertigkeit von Hoch- und Flachbau ist daher die Anwendung beider Bebauungsarten zu Milch-siedlungen das Gegebene. Eine Siedlungsart, die auch den wirklichen Bedürfnissen der Bewohner entspricht, da sie jedem die Wahl seiner Wohnform freistellt. Flachbauwohnungen sind die geeignetste Wohnform für Familien mit Kindern,

während für Kinderlose und Allein-stehende das Etagenhaus, womöglich mit Gemeinschaftseinrichtungen, die zweck-mäßigste Wohnweise ist.

Eine andere Frage ist, ob die Bevölke-rungsdichtigkeit der heutigen Großstädte überhaupt den Maßstab für die Bevölke-rungsdichtigkeit einer Stadt bilden darf.

**Veranstaltungen** Das englische Handelsamt veranstaltete im Herbst 1931 auf seine Kosten in London eine *Industrierausstellung ausländischer Erzeugnisse*, die von englischen Fabri-kanten überhaupt nicht oder nur zu be-trächtlich höheren Preisen zu kaufen sind. Bei jeder ausgestellten Ware wurde das Ursprungsland angegeben, meistens Deutschland; doch waren auch Amerika, Frankreich, Schweden und die Tschecho-slowakei vertreten. 3000 englische Fabri-kanten wurden zu dem ausdrücklichen Zweck eingeladen eine Nachahmung der ausgestellten Waren zu versuchen.

Vom 14. November bis zum 23. Dezember fand im Berliner Kunstgewerbemuseum eine von Curt Glaeser veranstaltete Aus-stellung statt, die *Das Zeitgemäße Ge-brauchsgerät* hieß, und auf der Tisch-geräte und Porzellan, Glas, Steingut, Kunststoffe, Metall sowie Bestecke, Lampen und Uhren zu sehen waren. Die Auswahl der Gegenstände und den Aufbau der Ausstellung besorgte Anne Wertheimer. In der Hauptsache wurden maschinell hergestellte Serienfabrikate gezeigt.

Gleichzeitig war in den Ausstellungs-räumen des Lesesaals dieses Museums eine Ausstellung *Standardformen im Be-steck* zu sehen, in der neben heutigen industriellen und handwerklichen Erzeug-nissen bereits seit 100 Jahren in Gebrauch befindliche englische Eßbestecke von Map-pin & Webb in Sheffield und auch deut-sche von August Wellner Söhne gezeigt wurden; deren Gebrauchsform hat sich unverändert erhalten und ist noch immer von hoher Vorbildlichkeit.

Der Münchener Bund (Werkbund) ver-anstaltete eine Ausstellung *Internationale Verkehrswerbung*, die aus Verkehrswer-bungen von Deutschland, der Schweiz, Frankreich, England und anderen Län-dern nach dem Gesichtspunkt der Quali-tät und Werbewirksamkeit ausgewählt wurde. Die Ausstellung ist für die deut-sche Verkehrswerbung besonders lehr-reich, weil viele Beispiele, namentlich aus der Schweiz, dartun, daß aus der Landschaftsmalerei heraus außerordent-lich suggestive Plakate entstehen können, von ebenso unmittelbarer Wirkung wie rein graphische Lösungen.

#### Totenliste

Am 14. Juli 1931 starb in Berlin, 68 Jahre alt, *Alfred Grenander*, der Architekt der Hoch- und Untergrundbahn. Er stammte aus Schweden, kam aber schon als Student nach Berlin, wo er auch seit-dem wirkte. 1900 wurde ihm die Bau-leitung für die Bauten der Hoch- und Untergrundbahn übertragen. Seit der Zeit hat er eine große Anzahl von Bahnhöfen für dieses wichtige Berliner Verkehrsmit-tel gebaut. Daneben wurde er besonders durch Kleinbauten auf den Berliner Stra-ßen bekannt: Zeitungskioske, Billetthäus-chen, Wartehallen und so weiter. Zu seinen Arbeiten gehören auch Geschäftshäuser, wie das Verwaltungsgebäude für Ludwig Loewe und die Aktiengesellschaft Knorrbremse. Er nahm entscheidenden An-teil an der umwälzenden baukünstleri-schen Bewegung der Jahrhundertwende. In Saarow in der Mark starb Anfang September *Heinrich Wieyneck*, im Alter von 57 Jahren. Seit 1914 war er im Vorstand der Kunstgewerbebibliothek in Dresden tätig. Sein Spezialgebiet war die Gestaltung von Schrift; sein Wieyneck-kursiv wird viel verwendet. In Biblio-philenkreisen war er sehr geschätzt.

**Kurze Chronik** In Dublin wurde ein *Instit-ut für Farbenforschung* er-öffnet. Es hat die Bestim-mung jede Art der Farbenforschung zu unterstützen, gleichzeitig aber den Wert der Farbe nach wirtschaftlichen, techni-schen und sozialhygienischen Grund-lätzen zu bestimmen, um so jeder-zeit über die Fortschritte der Farben-anwendung zu unterrichten. Das Institut ist für die Maler der ganzen Welt be-stimmt. Mit ihm ist auch ein Korrespon-denzbureau verknüpft, das mit allen In-teressenten in Verbindung treten soll. ◊ In New York wird demnächst ein *Pa-last der Mode* eröffnet. Er ist 60 Stock-werke hoch und steht an Stelle des Plazahotels. Das Merkwürdige an ihm ist seine Farbigkeit. Die ersten Stock-werke sind goldgelb, die folgenden zei-gen eine Farbenreihe, die alle Töne vom Hellblau zum Dunkelblau umfaßt. Auf einer bestimmten Höhe wird das Haus zum Turm. Dieser ist dunkelblau mit hellblauen Querstreifen. Das letzte Ge-choß ist in Gold gehalten, mit purpur-roten Fenstern, die von graublauem Stein-mosaik umschlossen sind. Das Bauwerk wird von einer Marmorstatue, der Göt-tin der Mode, bekrönt, die nachts, von farbigen Scheinwerfern angeleuchtet, in allen Farben des Regenbogens erstrahlt. Das Gebäude als farbige Reklameplastik.

**Literatur** An den Kunstwerken der verschiedenen Epochen, vor allem den baukünstlerischen, manifestieren sich die materiellen und geistigen Inhalte einer Zeit am eindringlichsten, ihr Geist wie auch ihr Ungeist. Als wesentliche Variante kommt die Differenzierung nach Volk und Landschaft hinzu, die so weit gehen kann, daß die Abwandlungen innerhalb einer Stil-epoche die Einheit des Stils durchbrechen, ja scheinbar aufheben können. Ein weiteres differenzierendes Moment ist die besondere gesellschaftliche Struktur, die, wie das Beispiel der Renaissance zeigt, die gleichen Elemente ins Große und ins Kleinliche abwandelt. Alle diese Gesichtspunkte liefern den Maßstab für die Bewertung des künstlerischen Ausdrucks der verschiedenen Völker und Epochen und der ihnen eigentümlichen Stilabwandlungen. Läßt man sie aber außer acht, so kommt es notwendig zu einseitigen Über- oder Unterschätzungen in der Bewertung. Nur so ist es zu verstehen, wenn *Arthur Moeller van den Bruck* (*Der Preußische Stil* /Breslau, Wihh. Gottl. Korn/) von den preußischen Abwandlungen der europäischen Stile behauptet, daß sie, »die draußen in der Welt seit langem nur noch der Vortäuschung dienen«, in Preußen »wieder zu Sache und Sachlichkeit zurückgeführt« seien, und von dem preußischen Klassizismus als Klassizität schlechthin spricht. Auf Schinkel, den einzigen preußischen Künstler, der europäische, nicht nur preußische Geltung gehabt hat, trifft das zu. Schinkelsche Klassizität ist aber nicht gleichbedeutend mit preußischer Klassizität. So kann man trotz aller Bewunderung der sehr expressiven Entwürfe Friedrich Gillys bei ihnen nicht von Herrschaft über die Funktion und damit auch nicht von Klassizität sprechen. Die eigentliche Ursache des Klassizismus ist die Entdeckung Pompejis im 18. Jahrhundert, die mit dem Ausgang des Rokokos zusammenfällt. Dazu kommt, daß Frankreich in dem römischen Bürger den Bürger an sich sah und die ohnedies in der Zeitrichtung liegende Begeisterung für die Antike seinen politisch-pädagogischen Absichten auch künstlerisch nutzbar machte. Wenn Friedrich II befahl, »daß der preußische Staat hinfort eine antike Architektur erhalte, und Berlin wie Potsdam zu Städten im Geschmack der Cäaren werden sollten«, so war er nur Repräsentant einer Idee, die die ganze Zeit beherrschte und sich nicht nur in Potsdam und Berlin baukünstle-

risch auswirkte. Abgesehen von den nur affektiv erklärlichen Einseitigkeiten des Verfassers gibt das Buch eine Darstellung der preußischen Kunst, die im wesentlichen Baukunst war. Man kann mit Moeller nur bedauern, daß die traditionelle Entwicklung, besonders in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, abbrach und vor allem in der wilhelminischen Epoche in ihr absolutes Gegenteil umschlug. Moeller stellt diese Tatfache fest, erkennt aber die Ursachen dieses Verfalls. Preußen wurde nicht, wie er es sieht, durch die Vereinigung mit dem Reich in seinen Wesenszügen verändert sondern durch die kapitalistische weltwirtschaftliche Entwicklung, die nun mit Macht begann, und der sich Preußen-Deutschland natürlich ebensowenig entziehen konnte wie alle anderen Staaten.

## EINZELNES

### Neuerlicheinungen

**Kalender** Zum 7. Mal kam jetzt der Blodigliche *Alpenkalender* /München, Paul Müller/. In diesen Jahren hat er sich nicht nur bei der Gilde der Alpinisten sondern auch bei allen, die die Berglandschaft lieben, viele Freunde erworben. Die wunder-vollen Bergbilder, mit Sachkunde und Geschmack ausgewählt, bilden den anziehenden Haupt schmuck des Kalenders. Die meisten Bilder wirken schon allein durch das Sujet bezwingend, so die Eisgrotte an der Königspitze, die Ostwand der Jungfrau, das Eismeer des Grindelwaldgletschers, der Spätwinterabend im Lärchenwald, der Hexenmeister, die Südwand der Marmolata, die Aiguille Verte, der Bergschlund, die Ichopflige Rapunzel und die campanula mirabilis, Abendsonne in Davos. Andere Bergbilder sind mit Geschick zur Veranschaulichung von Lawinen, Gletschern, der Abtragung der Berge ausgewählt, wieder andere zeigen schwierigere Anstiegsrouten. So auf die Fleischbank (2mal), auf die Laliderwand, auf die Guglia di Brenta, auf die Scharnitzspitze, die den Hochtouristen sehr willkommen sein werden. Die farbigen Beilagen nach Aquarellen und Ögemälden sind nicht besonders eindrucksvoll; nur das Matterhorn in Abendstimmung ist berückend schön. Die technische Ausführung des Kalenders ist multergültig; es wäre aber wohl zu wünschen, daß durch Steigerung der Auflage des nur 3,20 Mark kostenden Kalenders die Ausführung in Kupfertiefdruck möglich werden möchte.

Heinrich Lux